<36608218170016

<36608218170016

Bayer. Staatsbibliothek

Fol. g. 358 II = 1/2

Geschichte

der menschlichen

Ausartung und Verschlimmerung

durch

das gesellschaftliche Leben.

Eine Schrift

die ehedem

durch den Henker zu Paris verbrannt

jetzt

allen Königen und Priestern zum Frommen heraus-
gegeben worden

vom Verfasser des Hierokles.

Altona,
bey der Verlagsgesellschaft.
1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede des Herausgebers.

Dies Werk erschien im Jahr 1773 zu Paris in dreyen Bänden, wo es aber konfiscirt, und daher nur wenig bekannt ward. Fast sollte man glauben, als wenn in Frankreich recht angelegentlich die Materialien von weitem zusammen gebracht wären, einem ausbrechenden Feuer recht viele Nahrung zu schaffen und das Löschen zu verhindern. Es war ein fester Grundsatz, das Volk in der Dummheit zu erhalten, und niemals über seine Rechte und Verbindlichkeiten aufzuklären. Ist es nun also wohl ein Wunder, wenn dieses von seinen Ketten sich loßreißende Volk in der Blindheit Greuel begeht, wovor künftige Jahrhunderte zittern werden? Die Natur kann wohl auf einige Zeit unterdrückt, nie aber vernichtet werden: sie ist mächtiger als alle geistliche und weltliche Vorurtheile, als alle Tyrannen und

Priester. Roheit und Wildheit haben die schwachen Dämme leicht durchbrochen, die nur einen Feind aufhalten können, der sie anzugreifen zu träge ist. Die Gesellschaft bedarf eines sicherern und bessern Schutzes, als Vorurtheile zu schaffen vermögen, und dies ist der Zweck, den sich der Verfasser in diesem Buche vorgesetzt hat. Er hat die traurigen Würkungen der unterlassenen Aufklärung, der Bildung der Menschen zur Tugend und die Folgen einer tyrannischen Regierung aus der Natur der Dinge deutlich dargethan, und wenn er noch leben sollte; so würde er an Frankreich den besten Kommentar zu seinem Werke finden. Als muthigen Vertheidiger der Wahrheit und Feind aller Kabalen und Lügen hat er jene in der reizendsten Gestalt, und diese in ihrer ganzen Abscheulichkeit dargestellt. Sollten die Farben hin und wieder zu stark aufgetragen zu seyn scheinen; so wird wan sich doch mit dem, für die Tugend schwärmenden Verfasser leicht wieder aussöhnen. Den 18. April 1795.

Inhalt.

Einleitung.

Erstes Hauptstück.

Ursprung und Quelle moralischer Begriffe und Meynungen, imgleichen der Laster und Tugenden der Menschen. S. 10

Zweytes Hauptstück.

Von der Vernunft, von der Wahrheit und ihrer Nützlichkeit. — 20

Drittes Hauptstück.

Von der Moral der Religion. — 30

Viertes Hauptstück.

Von der Sittenlehre der Alten. — 51

Fünftes Hauptstück.

Von den neuern Moralisten. — 59

Sechstes Hauptstück.

Natürliche Grundsätze der Sittenlehre. S. 74

Siebentes Hauptstück.

Von den Pflichten des Menschen, oder der moralischen Verbindlichkeit. — 89

Achtes Hauptstück.

Prüfung der Begriffe, welche die Moralisten von der Tugend aufgestellt haben. — 97

Neuntes Hauptstück.

Vom Geschmack, vom Guten, vom Schönen, von der Ordnung und von der Uebereinstimmung in der Moral. — 114

Zehentes Hauptstück.

Von den moralischen Tugenden. — 130

Eilftes Hauptstück.

Vom moralischen Uebel, oder den Lastern der Menschen, von ihren Verbrechen, Mängeln und Schwachheiten. — 143

Zwölftes Hauptstück.

Ursprung der Gewalt, des Ranges, der Würden und des Unterschiedes. — 170

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Achtung, vom Gewissen, von der Ehre. — 182

Vierzehntes Hauptstück.

Von der Glückseligkeit. Von den Leidenschaften und ihrem Einflusse auf die menschliche Glückseligkeit. S. 201

Funfzehntes Hauptstück.

Untersuchung der Begriffe alter und neuer Moralisten über Glückseligkeit und höchstes Gut. — 212

Sechzehentes Hauptstück.

Vom gesellschaftlichen Leben. Vom Stande der Natur. — 238

Siebzehentes Hauptstück.

Von dem Leben in der Wildheit. Von der Gesellschaft. Vom Gesellschaftsvertrage. Von den Gesetzen. Von der Oberherrschaft. Von der Regierungsform. — 259

Achtzehntes Hauptstück.

Ursprung der Regierungen. Ihre verschiedenen Gestalten, ihre Vortheile und Nachtheile. Ihre Verbesserungen. — 281

Neunzehentes Hauptstück.

Von der Freyheit. — 297

Zwanzigstes Hauptstück.

Von der vermischten Regierung. Von den Repräsentanten einer Nation. — 309

Ein

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Von der Denkfreyheit. Einfluß der Freyheit auf die Sitten. S. 319

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Bemerkungen über die englische Regierungsverfassung. — 335

Einleitung.

Alles ist in der moralischen Welt wie in der physischen mit einander verbunden. Man beklagt sich unaufhörlich über die Wirkungen, und niemals sucht man die Ursachen davon auf. Man declamirt ohne Ende gegen die Bosheit der Menschen; man ist erstaunt über ihre Laster und über ihr Verderbniß. Die Unterweisungen der Moralisten und die Predigten der Geistlichen haben blos die Verkehrtheit des menschlichen Geschlechts zum Gegenstand. Die strengsten Gesetze und härtesten Strafen können gesellige Wesen nicht vermögen unter einander in Friede und Ruhe zu leben. Unwissenheit, Vorurtheile, Meinungen, Erziehung, ungerechte Regierungen, Faulheit sind die dauerhaften Quellen des Verderbnisses der Völker. Ihre Laster und ihre Thorheiten sind unglückliche und nothwendige Folgen ihrer unvernünftigen Einrichtungen.

Die Vernunft der Menschen ist noch so wenig entwickelt, daß der Fortschritte, die sie in mancher

Absicht gethan haben, ungeachtet, sie sich in andern Stücken noch in der wahren Kindheit befinden. Sie haben den Himmel gemessen; ihr Kopf hat sich in die öden und wüsten Gegenden der Metaphysik verstiegen. Ihre eitle Neugierde hat sich an Chimären geweidet; ihre Augen haben sich in den handgreiflichen Finsternissen der Theologie verirrt; ihre Einbildungskraft ist gezwungen worden, Geheimnisse einer idealischen Welt zu errathen, während daß sie keinen Begriff von der wirklichen Welt, die sie bewohnen, gehabt, noch die wahren Mittel gekannt haben, sich in selbiger glücklich zu machen. Die einfachen und natürlichen Grundsätze der Sittenlehre und der Staatskunst müssen noch erfunden werden. Die aufgeklärtesten und policirtesten Völker zeigen uns alle Augenblicke sehr auffallende Spuren der Unwissenheit und gröbsten Unvernunft. In Dingen, welche den Menschen von allen am nützlichsten und nothwendigsten sind, haben sie am wenigsten Fortschritte gemacht. Sie erkennen den Werth der Moral, der Vernunft und der Tugend, aber gewöhnlich haben sie davon nur ungewisse und sehr dunkle Vorstellungen. Sie haben sich Herren unterworfen, um sie zur Glückseeligkeit zu leiten; allein sie wissen nicht worinn die Glückseeligkeit besteht. Sie fühlen den Nutzen der Gerechtigkeit, und doch wissen sie selten das Gute vom Bösen, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden. Sie finden Vortheile im geselligen Leben, obgleich die Gesellschaft aus Wesen zu bestehen scheint, die also geneigt sind, sich unter einander zu schaden, und sich wechselsweise so lästig

sind, daß Philosophen geglaubt haben, daß das gesellige Leben ein der Natur des Menschen widersprechender Zustand sey, und daß man, um glücklich zu seyn, ganz allein für sich selbst leben müsse.

Bey Wahrnehmung der alten Irrthümer, denen die Völker unterworfen sind, der Vorurtheile ohne Zahl, deren Schlachtopfer sie sind, der Meinungen und Eitelkeiten, welchen sie hartnäckig anhängen, und der furchtbaren Hindernisse, die sich den Fortschritten der menschlichen Vernunft widersetzen, haben viele geglaubt, daß unsere Uebel unheilbar sind, und daß man den Menschen seinem Schicksale überlassen muß. Andere haben sich wider das menschliche Geschlecht erboßt und den Menschen als ein abscheuliches Ungeheuer betrachtet; andere endlich haben geglaubt, daß er nur der tiefsten Verachtung würdig sey.

Auf die Menschen zürnen, weil sie unglücklich sind, heißt wider Gerechtigkeit und Menschlichkeit gleich gut sündigen. Ueber ihre Thorheiten erstaunen, wider ihre Leidenschaften, von welchen wir sie bewegt sehen, losziehen und nicht die wahren Ursachen davon aufsuchen, heißt selbst blind seyn, heißt sich über Unvorsichtigkeiten unerfahrner Kinder entrüsten, deren Vernunft, statt sie aufzuklären, man in ewige Fesseln gelegt hat.

An die wenige Weisheit, an die Nachlässigkeit und an die Verkehrtheit der Lehrmeister und Führer der Völker muß man sich wegen der Laster halten, von welchen wir sie angesteckt sehen. Wir sind eben so wenig berechtigt über ihre Laster zu erstaunen oder sie zu verachten, als wir berechtigt sind über die Wirkungen eines Feuers zu erstaunen, zu dessen Verbreitung sich alles vereinigt, oder uns über Unglücklichen zu entrüsten, die wir an einer allgemeinen Krankheit darnieder liegen sehen, und die ihre Aerzte zu verewigen alle Kräfte anstrengen. Laßt uns die Menschen ihres Elendes wegen bedauren; laßt uns zur Quelle ihres Uebels zurückgehen und laßt uns die Wahrheit suchen, die uns eines Tages allein viel sicherere Mittel darreichen wird, als diejenigen sind welche bis hieher die Verblendung wider die Gebrechen unsers Geschlechts vergeblich gebraucht hat.

Die Moral ist unnütz und ihre Vorschriften leer und unfruchtbar, weil die, welche sie lehren, aus Mangel hinlänglicher Menschenkenntniß und Erwegung der Ursachen, die immerfort auf den Menschen wirken, sich selbst nur verirrt, und niemals weder die Quelle des Uebels noch die Mittel es aufzuhalten oder ihm abzuhelfen, gekannt haben. Der Theologe hält den Menschen für wesentlich verdorben, für unfähig von Natur das Gute zu thun, und für einen Feind der Tugend. Frägt man ihn, worauf er ein der menschlichen Natur so ungünstiges Urtheil gründet? so hat er tausenderley Fabeln in Bereitschaft.

schaft. Er sagt, daß der erste Vater des menschlichen Geschlechts aus Verachtung gegen einen Befehl Gottes von einem Apfel gegessen hat, und daß alles Elend und Laster der Nachkommen unglückliche Folgen dieser ersten Sünde sind. Wenn man es bedauert, daß man von diesem sonderbaren, wunderlichen nnd närrischen Ursprunge des Uebels nichts begreiffen kann; so hilft er sich damit aus dem Handel, daß er sagt, daß darunter ein tiefes Geheimniß zum Grunde liege, das man, ohne es begreifen zu können, glauben müsse.

In der Meinung die unwissenden und wilden Völker gelehriger zu machen, erfanden ihre ersten Gesetzgeber die Religionen. Man sprach mit ihnen von unsichtbaren Mächten; man glaubte, durch Phantome ihren Leidenschaften Einhalt thun zu können; man mahlte diese Phantome mit den fürchterlichsten Farben, man setzte die Menschen in Schrecken, ohne sie besser zu machen. Waren boshafte, ungerechte und grausame Götter geschickt, sie geselliger, gerechter und menschlicher zu machen? Ausserdem gab man ihnen Mittel an die Hand, diese Götter zu gewinnen, wodurch die eigennützigen Diener dieser Götter offenbar selbst die Wirkungen vernichteten, die sie mit Hülfe der von ihnen in den Herzen der Menschen erregten Furcht, hervorgebracht zu haben behaupteten. Wenn es den Priestern gelungen ist, die Menschen geschmeidiger und demüthiger zu machen; so haben sie weiter nichts gethan, als an

ihrem eigenen Vortheile zu arbeiten und sich geltend zu machen. Die Vernunft ihrer in Furcht gesetzten Sklaven haben sie zu entwickeln sich sorgfältig gehütet. Sie haben sie keine wahre und nützliche Moral gelehrt, nur falsche Tugenden haben sie ihnen beygebracht; von der Untersuchung der wahren Ursachen ihres Elendes haben sie sie listig abgehalten; sie haben ihnen Begriffe eingeflößt, die weit entfernt, sie glücklich zu machen, nur geschickt waren, sie von dem Wege der Glückseeligkeit abzubringen und in der Gesellschaft Unruhe zu erregen. Kurz, die religiöse Moral, da sie auf Chimären gegründet, bekannter Bewegungsgründe beraubt, dem Interesse der Priester untergeordnet war, hatte nichts, wodurch sie die Leidenschaften der Menschen im Zaum halten oder lenken konnte; vielmehr diente sie ihnen im Gegentheil dazu, ihnen höchst verderbliche Leidenschaften einzuflößen, und sie zu bewegen, die heiligsten und offenbarsten Pflichten der menschlichen Moral ohne alle Gewissensvorwürfe mit Füßen zu treten und Schandthaten zu begehen, worüber die Vernunft erröthet.

Die Regierungsform ward ursprünglich, die widereinanderlauffenden Leidenschaften in Ordnung zu halten, bestimmt. Die Völker waren ihres eigenen Vortheils wegen verbunden, sich einer Gewalt und Gesetzen zu unterwerfen, die sie gegen immerwährende Gefahren, denen sie der Ausgelassenheit und Anarchie halber alle Augenblicke ausgesetzt waren,

in

in Sicherheit setzen sollten. Aber diese fast immer durch Stärke, Eroberung und Tyranney errungene, oder ohne Behutsamkeit und Vorbehalt gewissen Personen anvertraute Gewalt, welche sie mißbrauchten, war oft eine nicht weniger grausame Geissel, als die Anarchie, und ward sehr oft eine unerschöpfliche Quelle des Verderbnisses. Statt daß die Häupter der Nationen die Bürger hätten vereinigen und darauf denken sollen, sie vernünftig zu machen, richteten sie Spaltungen unter ihnen an, steckten sie mit Lastern und Vorurtheilen an, und machten Sklaven daraus, die sowohl ihre gegenseitigen Pflichten, als die Pflichten gegen ihr Vaterland verkannten. Statt daß die Gesetze hätten Orakel der Billigkeit seyn sollen, waren sie nur Ausbrüche der Ungerechtigkeit, der Phantasien und des Wahnsinnes der Gesetzgeber, nach welchen die Unterthanen zu leben gezwungen wurden. Die nun die Leidenschaften der Menschen in Ordnung halten sollenden Schranken wurden daher gewöhnlich eben so nachtheilig und traurig, als diese Leidenschaften selbst. Mit einer unwiderstehlichen Stärke bewafnet, vernachläßigten die Fürsten ihre Unterthanen zur Tugend aufzumuntern, und dachten nur daran, daraus Werkzeuge ihrer eigenen Leidenschaften und Ausschweifungen zu machen, die der Glückseeligkeit der Gesellschaft immer entgegen waren.

Fürsten sowohl als ihre Unterthanen sind mithin gleich gut Betrogene und Schlachtopfer einer großen Menge Vorurtheile, denen die ersten sowohl als

die

die andern alle Augenblicke ihre dauerhafte und wahre Glückseeligkeit aufopfern. Laßt uns sie wegen der Verblendung, die sie verhindert den vorgesetzten Zweck zu erreichen, bedauern, und über die eingewurzelten Irrthümer seufzen, welche die Uebel des menschlichen Geschlechts verewigen. Laßt uns hoffen, daß das Licht einer geübten Vernunft, wenigstens für einen Theil des menschlichen Geschlechts aufgehen, und die dicke Finsterniß, in welcher die Menschen herumtappen, vertreiben werde. Wenn die Stimme der Wahrheit noch nicht Kraft genug hat, die zu mächtigen Antriebe zum Bösen aufzuhalten, so kann sie doch wenigstens ihre traurigen Wirkungen der Welt vor Augen legen.

Die Moral und Politik sind offenbar mit einander verschwistert. Sie können sich ohne Gefahr nicht trennen, noch aufhören sich einander die Hand zu bieten. Die Moral hat keine Kraft, wenn sie nicht von der Politik unterstützt wird. Die Politit ist schwankend und geräth auf Abwege, wenn sie nicht von der Tugend unterstützt wird. Der Gegenstand der Moral ist die Menschen kennen zu lehren, daß es ihr größter Vortheil erfordere, daß sie die Tugend ausüben; der Zweck der Regierung muß seyn, sie zu verbinden, sie auszuüben. Die Moral kann die Menschen nur aufmuntern Gutes zu thun, die Regierung kann sie entweder zwingen, oder sie dazu durch ihre Belohnungen und Wohlthaten anreizen. Die Moral wird für die Nationen eine spekulativi-

sche Wissenschaft, und ihre Vorschriften werden unausführbar bleiben, so lange die Gebieter ihres Schicksals nicht fühlen, daß ohne Tugend keine Gewalt auf Erden weder sicher noch beglückt seyn könne, und so lange sie es den Bürgern nicht fühlbar zeigen, daß kein Mensch in der Gesellschaft ohne Tugend glücklich seyn könne.

Dies sind die Grundsätze, worauf ein System der Moral und Politik gegründet werden muß, das, wenn es nützlich seyn soll, nur eine Kette von Wahrheiten seyn kann, die dahin zielen, die Nothwendigkeit zu beweisen, daß das Interesse der Fürsten mit dem Interesse der Unterthanen, und das Interesse eines jeden Unterthanen mit dem Interesse seiner Mitgenossen auf das genaueste verbunden werden müsse.

Erstes Hauptstück.

Ursprung und Quelle moralischer Begriffe und Meinungen, imgleichen der Laster und Tugenden der Menschen.

Politik, Religion und sehr oft Philosophie haben uns von dem Menschen falsche Begriffe gemacht. Aus Unkunde seiner Natur und aus Vernachlässigung der ersten Gründe und Triebfedern seiner Handlungen, hat man ihn als ein Wesen betrachtet, das von Natur zum Bösen geneigt ist, — eine fast unüberwindliche Abneigung gegen das Gute hat und ein gebohrner Feind seiner Nebenmenschen ist. Einige melankolische Denker haben ihn mit einem wilden Thiere verglichen, das immer bereit ist über seine Mitgeschöpfe herzufallen. Bey Betrachtnng seines oft unvernünftigen Betragens ist man so weit gegangen, daß man ihn noch tief unter die grausamsten Thiere herunter gesetzt hat, in welchen man nicht so viele Mittel sich zu schaden und unter einander umzubringen wahrgenommen hatte, als in dem Geschöpfe, das sich vorzugsweise (per excellentiam) das vernünftige nennt *). Obgleich viele Dinge diese

*) Quoscunque homines in urbe videritis, scitote in duas partes esse divisos; nam aut captantur aut captant. Videbitis tanquam pestilentiae campos, in quibus nihil aliud est

se dem Menschen, den seine Leidenschaften in beständige Zwietracht mit seinen Nebenmenschen setzen, ungünstige Meinung zu bestätigen scheinen; so kann uns doch einiges Nachdenken von diesen Vorurtheilen befreyen, und uns den Menschen von einer nicht so abscheulichen und der Wahrheit gemäßeren Seite darstellen.

Der Mensch ist von Natur weder gut noch böse. In einem jeden Augenblicke seiner Dauer sucht er seine Glückseeligkeit, und unaufhörlich sind alle seine Kräfte angespannt, sich Vergnügen zu verschaffen und Schmerz von sich zu entfernen. Die Leidenschaften, die unserer Gattung wesentlich sind, unserer Natur anhängen und das Karakteristische eines empfindlichen Wesens ausmachen, lösen sich alle in dem Verlangen nach Glückseeligkeit und der Furcht vor Schmerzen auf. Diese Leidenschaften sind uns demnach nothwendig. An sich selbst sind sie weder gut noch böse, weder lobenswerth noch tadelnswürdig, nur durch den Gebrauch, den wir von ihnen machen, werden sie dergleichen. Sie sind nützlich und schätzbar, wenn sie uns unsere eigene Wohlfahrt und die Wohlfahrt unserer Nebenmenschen verschaffen.

Als

est, nisi cadavera, quae lacerantur, aut corvi, qui lacerant. V. Perron. Satyr.

Ferarum iste conventus est, nisi quod illae inter se placidae sunt morsuque finitimum abstinent, hi mutua laceratione satiantur. V. Seneca de ira. Homo homini lupus, vel praeda vel praedo.

Alsdann nennen wir diejenigen, die von ihnen belebt werden, gute, tugendhafte und wohlthätige Menschen, so wie diejenigen vernünftige, welche zu ihrem sich vorgesetzten Zwecke dienliche Mittel gebrauchen. Diese nehmlichen Leidenschaften sind schädlich, verachtungs- und hassenswerth, wenn sie, statt uns zur Glückseeligkeit zu führen, uns oder unsern Nebenmenschen schädlich sind. Alsdenn nennen wir diejenigen, die von ihnen beseelt werden, Lasterhafte, Unvernünftige, Boshafte. Der Hunger ist ein natürliches menschliches Bedürfniß; das Verlangen ihn zu befriedigen, ist eine natürliche und nothwendige Leidenschaft. Die Wahl der Nahrungsmittel und ihr mäßiger Gebrauch sind Wirkungen der Vernunft. Ausschweifen im Essen oder Trinken, ist eine unvernünftige Handlung; einem andern die Nahrungsmittel rauben, deren er selbst bedarf und die ihm gehören, ist eine Ungerechtigkeit; seinem Nebenmenschen aber von dem mittheilen, was man selbst besitzt, ist eine wohlthätige Handlung, welche man Tugend nennt. Der Mensch ist gut, vernünftig und tugendhaft, nicht weil er keine Leidenschaften hat, sondern weil seine Leidenschaften ihm und denen, mit welchen er in Gesellschaft lebt, nützlich sind.

Die Leidenschaften des Menschen sind weit vielfacher als der andern Thiere, weil ihm seine Natur eine gewisse Anzahl von Bedürfnissen gegeben hat. Sich erhalten und sich fortpflanzen, sind die einzigen Bedürfnisse der Thiere, und die einzigen Gegenstän-

de,

de, die ihre Leidenschaften zum Vorwurf haben. Unabhängig von diesen beyden Bedürfnissen, die allen Thieren gemein sind, haben die in der Gesellschaft lebenden Menschen noch viele andere, welche ihnen Gewohnheit, Meinung und eine lebhafte Einbildungskraft nothwendig machen. Der Wilde hat ausser das Bedürfniß sich zu kleiden, nicht mehrere als die Thiere, indem diese mit einer natürlichen Schutzwehr gegen die Strenge der Witterung gebohren werden. Der Bürger einer policirten Nation hat unzählig viele Bedürfnisse, die ihm seine durch das Beyspiel, durch erhaltene Begriffe und oft durch Vorurtheile angefeuerte Einbildungskraft alle Augenblicke schaft, und denen er durch alle Mittel und Wege genügen will.

Jeder Mensch bringt bey seiner Geburt mehr oder weniger lebhafte Leidenschaften mit auf die Welt. Ihre Stärke hängt vom Temperamente, von der Organisation und der Dosis Einbildungskraft ab, die ihm die Natur gegeben hat. Je nachdem ihn die Umstände auf das Gute oder auf das Böse bringen, wird er ein nützlicher oder schädlicher Mensch, es sey für sich oder für seine Mitbürger; das heißt nachdem der von der Natur erhaltene Boden gut oder schlecht, durch die ihm ertheilte Erziehung, durch die ihm gegebenen Beyspiele, durch die Reden, durch den Umgang, durch die Begriffe, die er sich selbst macht, oder die man ihm zuschiebt, durch die Gewohnheit und besonders durch die Regierung, die

sein Betragen regulirt, — angebauet ist. Ein lasterhafter Vater kann nur verdorbene Kinder ziehen, eine verderbte Gesellschaft kann nur Beyspiele liefern, die geschickt sind Kopf und Herz zu verderben. Eine ungerechte Regierung kann nur ungerechte Sklaven hervorbringen, die unter sich uneins, mit sich selbst und mit andern unzufrieden, und beständig beschäftigt sind, sich unter einander Fallen zu legen, sich auf eine sinnreiche Art zu quälen — kurz Menschen erzeugen, die sowohl Feinde ihrer eigenen, als auch der Wohlfahrt anderer sind.

Man macht aus dem Menschen alles, was man will. „Du betrügst Dich", sagt Seneka, „wenn Du glaubst, daß unsere Laster mit uns gebohren werden; sie sind uns zugekommen, man hat uns damit angefüllt". Der größte Bösewicht hätte können ein ehrlicher Mann werden, wenn ihn das Schicksal von tugendhaften Eltern und unter einer weisen Regierung hätte gebohren werden lassen, und wenn man ihn in seiner Jugend unter rechtschaffene Leute gebracht hätte. Der große Mann, dessen Tugenden wir bewundern, würde ein Dieb, ein Räuber, ein Meuchelmörder geworden seyn, wenn er mit keinen andern als Leuten von solchem Schlage umgegangen wäre. Ein verworfener niederträchtiger Hofmann, den wir an dem Hofe eines Despoten kabaliren und kriechen sehen, würde in Rom und Athen ein edler und großmüthiger Bürger geworden seyn. Ein wollüstiger Sybarite würde zu Sparta

ein

ein tapferer Krieger geworden seyn. Neuton wäre ein Vagabonde geworden, wäre er unter den Tartarn oder Arabern gebohren.

Nichts beweiset überzeugender, wie sehr der Mensch durch Beyspiel, Meinung und Gewohnheit modificirt werden könne, als der Soldatenstand. Man nehme aus einem Dorfe einen einfältigen und trägen Bauern, und nach sechs Monaten wird man einen tapfern Soldaten aus ihm gezogen haben. Er wird einen Gemeingeist (esprit du corps) angenommen haben, er wird Ehre besitzen, er wird begierig seyn, von seinen Kameraden geachtet zu werden, er wird sich selbst achten, sich über seine ehemaligen Kameraden im Dorfe erhoben zu seyn einbilden, er wird viel mehr Zutrauen zu sich selbst haben, und er wird, wenn es seyn muß, dem Tode fröhlich entgegen gehn.

Unser gutes oder schlechtes Betragen hängt immer von den wahren oder falschen Begriffen ab, die wir uns entweder selbst machen, oder die wir von andern erhalten. Die Glückseeligkeit, oder wenigstens ihr Bild, ist es, was wir unser ganzes Leben hindurch verfolgen. Der gute Mensch ist derjenige, der nach seinem Temperamente, seiner Erfahrung, seinen ihm sorgfältig eingeprägten Grundsätzen, den ihm gegebenen Beyspielen, den Gesetzen, worunter er lebt, den Meinungen und Gewohnheiten, die er eingeführt findet, sich früh gewöhnt hat seine eigene

Glück-

Glückseeligkeit in der Achtung und dem Wohlwollen derer zu setzen, unter welchen ihm das Schicksal zu leben bestimmt hat. Wenn Erziehung, öffentliche Meinung, Regierung und Gesetze sich vereinigten, nur gesunde und wahre Begriffe auszubreiten; so würde es auch eben so selten seyn, verkehrte Menschen zu finden, als es in der jetzigen Verfassung selten ist, tugendhafte Menschen anzutreffen.

Der lasterhafte Mensch ist der, den sein Temperament zum Laster reitzt und den die Beyspiele, die er sieht, die Reden, die er hört, und die Gebräuche und Einrichtungen seines Landes aufmuntern, seinen unregelmäßigen Neigungen zu folgen. Statt seinen Ausschweifungen einen Zügel anzulegen, werden sie vielmehr nach der öffentlichen Meinung genehmigt. Der Zustimmung derer versichert, die ihn umgeben, genießet er einer vorübergehenden Glückseeligkeit, und er sieht nicht, daß ihm seine unbedachtsame Aufführung über kurz oder lang zu seinem Untergange verhelfen wird. Gebet der Weisheit Zeit und die Glückseeligkeit wird für sie seyn; gebt Zeit der Thorheit und sie wird sich selbst bestrafen *).

Wir loben weit mehr das, was wir loben sehn, als was gelobt zu werden verdient; — wir verachten, was wir verachten sehn, weit mehr als das, was verachtungswürdig ist. Wenige Menschen haben

Fä-

*) Omnis stultitia laborat fastidio sui.

Fähigkeit, Muth und Zeit genug die Dinge an sich selbst oder nach ihren Wirkungen zu betrachten. Man findet es viel kürzer und bequemer, sich an hergebrachten Ideen zu halten. Das ist die Ursache, warum die Meinung die Königin der Welt wird, und warum Vorurtheile eine unerschütterliche Vestigkeit erhalten. Trägheit, Zerstreuung, Unachtsamkeit und Kleinmüthigkeit sind die Stützen aller Irrthümer, die wir auf der Welt verbreitet wahrnehmen.

Die Nachahmung bringt in dem Betragen der Menschen die allerauffallendsten Wirkungen, sie seyn nun gut oder böse, hervor. In unserer Jugend bemühen wir uns unsere Eltern, unsere Lehrmeister und ältere Personen nachzuahmen. Nachahmen heißt versuchen, ob wir ein Vergnügen und ein Behagen daran finden, wenn wir unsere Handlungen nach den Handlungen solcher Personen modeln, von denen wir abhängen, oder die wir vor Augen haben. Wir ahmen nur diejenigen nach, die wir für glücklich halten. Das ist ohne Zweifel die Ursache, warum das Beyspiel der Fürsten, der Großen, der Reichen und aller derer, die wir in Achtung stehen sehen, so ansteckend ist. Aus Nachahmung nehmen wir Ideen, Systeme, Aufführung und die Art zu denken und zu handeln von denen, mit welchen wir leben. Man muß es wie die andern machen, ist für den größten Theil der Menschen ein unbezweifelter Grundsatz. Das Publikum hält es für sonderbar und lächerlich, wenn man sich unterstehen will davon zu appelliren.

Die ganze Erziehung beruht blos auf Nachahmung. Hier erhalten wir die wahren oder falschen, nützlichen oder schädlichen Begriffe von denen, welche uns erziehen. Einen Menschen erziehen, heißt ihm unsere Ideen einflößen, ihn gewöhnen, das zu schätzen, was wir schätzen, zu lieben, was wir lieben, und zu thun, was wir thun. Das ist die Art, wie sich Laster und Vorurtheile von den Vätern auf die Kinder, und bis in die spätsten Jahrhunderte von Hand zu Hand fortpflanzen. Unter den Augen ehrbarer und rechtschaffener Eltern können Kinder nicht leicht lasterhaft und verdorben werden *).

In der Erziehung müssen wir also die Hauptquelle der Laster und Tugenden, der Irrthümer und der Wahrheiten, der nützlichen und schädlichen Gewohnheiten, der Eigenschaften und Talente aufsuchen. Richtete man seine Aufmerksamkeit darauf, uns niemals in der Jugend zu betrügen, uns nur wahre und vernünftige Begriffe beyzubringen, so würden wir aufgeklärt, vernünftig und tugendhaft seyn. Unsere Leidenschaften würden sich nur für Gegenstände einnehmen lassen, die einen wahren Nutzen gewähren, welcher das wahre Glück des Menschen ausmacht. Wir würden nicht in dem ganzen Laufe unsers Lebens das Spielzeug von tausend Irrthümern seyn, welche abzulegen uns so viele Mühe macht. Eine gute Erziehung würde uns in der Jugend

*) Fortes creantur fortibus & bonis.

gend eine Fertigkeit vernünftig zu denken und rechtschaffen zu handeln erwerben, und vom Bösen, von dem man fälschlich annimmt, daß wir einen natürlichen Hang dazu haben, zurückschrecken.

Die Menschen haben zum Bösen nur eine Neigung, weil sie es für etwas Gutes halten; sie sind nur so verderbt und folglich so elend, weil Erziehung in der Jugend, und öffentliche Meinung und Regierung in reiferen Alter, ihnen falsche nnd betrügerische Ideen zuschieben. Alles verbindet sich, sie in den sie verblendenden Vorurtheilen zu erhalten; alles verschwört sich, sie zu verhindern ihre Vernunft zu üben; von allen Seiten sehen sie nur schändliche Beyspiele, die sie, selbst wenn sie selbige verdammen, sich nachzuahmen für verpflichtet halten. Darf man dann noch wohl erstaunen, daß der Mensch, der sich seiner Vernunft rühmt, völlig dieser Vernunft beraubt ist, durch welche er über die Thiere erhaben zu seyn glaubt?

Zweites Hauptstück.

Von der Vernunft, von der Wahrheit und ihrer Nützlichkeit.

Die Vernunft besteht in der Erkenntniß der wahren Glückseeligkeit und der Mittel, sie sich zu verschaffen. Hieraus folgt, daß Vernunft nur durch sichere und wiederholte Erfahrungen erworben wird. Die Vernunft eines Menschen anbauen oder entwickeln, heißt ihn kennen lehren, was er thun und lassen muß, um sich glücklich zu machen. Die Menschen sind nur deshalb mit so vielen Irrthümern angefüllt, weil ihre Führer in dieser Welt, der Vernunft selbst beraubt, unfähig den Kopf anderer zu bilden, ihnen nur falsche Begriffe von Glückseeligkeit, von welchen sie selbst angesteckt sind — beybringen, — oder weil sie sich interessirt zu seyn glauben, die Menschen zu verhindern, die Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkte zu betrachten. Jede auf Lüge und Meinung gegründete Autorität, ist eine gebohrne Feindin der Vernunft und fürchtet die Wahrheit, welche ihre Gewalt zerstören würde. Wir dürfen also nicht erstaunen, so wenig Vernunft bey Wesen zu finden, die sich vernünftig nennen. Von Eltern gebohren, die fast niemals die Vernunft gebrauchen, erzogen von Lehrmeistern, denen die Vernunft verhaßt ist, umgeben von einer Gesellschaft, in welcher alle Arten

von

von Vorurtheilen herrschen, regiert von Herren, die bey der Dauer der Meinungen, worauf sie ihr Reich gründen, interessirt zu seyn glauben — ist die Lüge, so zu sagen, mit dem Menschen in eine Masse zusammen geschmolzen. Darf man sich also wohl wundern, überall unvernünftige Menschen zu finden?

Wenn, wie es nur zu oft der Fall ist, die gemeine Meinung falsch ist; so sind alle unsere Urtheile falsch und der Vernunft zuwider. Bey alle dem ist es diese, gemeinhin so lügenhafte Meinung, welche uns die Begriffe eindrückt, die wir von Glückseeligkeit und Unglückseeligkeit, von Tugend und Laster, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Ehre und von Schande, Anständigkeit und Unanständigkeit haben sollen. Einmal über diese wichtigen Gegenstände betrogen, bleibt unsere Seele auf immer in einem unüberwindlichen Irrthum, so wie unser Betragen, das einmal durch allgemeine Vorurtheile bestimmt und mit fortgezogen wird, gewöhnlich für uns selbst nachtheilig und traurig, und für unsere Mitmenschen beschwerlich wird.

Hobbes sagt, der Bösewicht ist ein starkes Kind *). Er ist ein von aller Erfahrung, Vorsicht, Ueberlegung und Vernunft verlassenes Geschöpf, das ohne Nachdenken und Besinnung den Antrieben seiner Begierden folgt, das keine andern Regeln als seine Fantasien kennt, das durch den Augenblick verführt, einem kleinen Vergnügen, eine

*) Puer robustus.

eine Zukunft aufopfert, das, indem es in einem jeden Gegenstande, nach dem es greift, seine Glückseeligkeit zu finden vermeint, alsbald nichts als Eckel, Langeweile und oft sein Verderben findet. Der Bösewicht ist ein schlechter Rechenmeister, der in einem jeden Augenblicke von seiner Unwissenheit, seiner Unvorsichtigkeit und seinen Vorurtheilen hintergangen wird. Je mehr sich unser Verstand aufklärt, je mehr lernen wir mit Genauigkeit rechnen und das grössere Gut dem geringern vorziehen.

Die Wahrheit besteht in der Uebereinkunft unserer Begriffe mit der Natur der Dinge; sie ist dem Menschen nützlich, weil sie ihn lehrt, was er ist, das heißt, weil sie ihm seine Natur, seine wahren Eigenschaften und die Verhältnisse zwischen Ursachen und Wirkungen vor Augen legt. Diese Kenntniß, die, wie die Vernunft, nur durch Erfahrung gelernt werden kann, setzt uns in den Stand, das Nützliche vom Schädlichen, Wahrheit von Schein und solide und dauerhafte Glückseeligkeit von einem vorübergehenden und flüchtigen Vergnügen zu unterscheiden. Die Wahrheit ist dem Menschen nothwendig, weil der Mensch ihrer zu seiner Glückseeligkeit bedarf, um den Weg, der dahin führt, aufzufinden. Er liebt die Wahrheit, weil er glücklich zu seyn wünscht? er fürchtet die Wahrheit, weil man ihn oft überredet, daß sie seiner Glückseeligkeit schädlich seyn könne.

In der That ruft man uns von allen Seiten zu: „Die Wahrheit ist gefährlich; es giebt dem menschlichen Geschlechte nützliche Irrthümer; die Welt will betrogen werden". Die Wahrheit scheint nur denen gefährlich, welche sich fälschlich interessirt zu seyn glauben, die Menschen zu betrügen. Einige Irrthümer können einigen Menschen auf eine Zeitlang nützlich seyn; allein für das ganze menschliche Geschlecht sind ihre Folgen immer höchst traurig. Die Welt will betrogen werden, weil man sie gewöhnt hat, sich betrügen zu lassen, weil man sie so stark wider die Wahrheit bevestigt und so sorgfältig ihre Vernunft erstickt hat, daß sie sich einbildet, daß ihre Irrthümer zu ihrer Glückseeligkeit nothwendig sind, wobey sie gar nicht gewahr wird, daß sie ihr unaufhörlich den Rücken kehren.

Zu sagen, daß die Wahrheit den Menschen unnütz sey, heißt behaupten, daß sie nicht glücklicher zu seyn gebrauchen, als sie sind, daß es sie sehr wenig angehe, ihr Schicksal zu verbessern, und daß es gefährlich seyn würde, wenn man ihnen die Quelle und Mittel ihrer Krankheiten, an welchen sie so hart darnieder liegen, anzeigen wollte. Versichern, daß es Gegenstände giebt, nützliche Irrthümer giebt, heißt behaupten, daß es in welchen es gut ist, daß die Menschen blind und elend sind.

In der Physik ist die Wahrheit die Kenntniß der Wirkungen, welche natürliche Ursachen auf unsere Sinnen hervorbringen müssen. In der Moral ist

die

die Wahrheit die Kenntniß der Wirkungen, welche menschliche Handlungen auf Menschen hervorbringen müssen. In der Politik ist die Wahrheit die Kenntniß der Wirkungen, welche die Regierung auf die Gesellschaft hervorbringt, das heißt, die Art und Weise, wie sie ihren Einfluß sowohl auf die allgemeine Glückseeligkeit als auch die Glückseeligkeit der einzelnen Bürger äußert.

Eine jede dieser Wahrheiten soll den Menschen verborgen werden? Nach einer sonderbaren Fatalität sind diese Dinge, vor welche man uns die Augen fest verbinden will, offenbar und wahrhaftig für uns die allerwichtigsten Gegenstände. Nach diesen schönen Grundsätzen verlangt man überall, daß die Völker sich wohl in Acht nehmen sollen, das geringste von ihrer Religion zu begreiffen und niemals einen Blick auf ihre Regierung zu werfen. Man versichert uns aber doch, daß von dem einen ihre ewige Seeligkeit abhängt, und man sieht sehr klar, daß von dem andern ihre Wohlfahrt und ihr Elend in dieser wirklichen Welt abhangen.

Ein Mensch kann sich ohne Folgen für andere betrügen; allein niemals betrügen sich die Menschen ungestraft. Alles in der Welt ist eine unermeßliche Kette von Ursachen und Wirkungen. Die Irrthümer verketten sich in unserm Verstande wie die Wahrheiten. Es ist unmöglich, daß ein Volk ohne Gefahr in einem Irrthume verharren könne. Es giebt

für

für eine Nation kein Vorurtheil, das ihr nicht auf die Länge Elend ohne Zahl bewirken sollte. Lügen und Irrthümer können einigen einzelnen Menschen nützlich seyn. Es ist ihnen bisweilen selbst vortheilhaft betrogen zu werden, und die, welche sie betrügen, können wahre Wohlthäter für sie seyn. Derjenige, der lüget oder betrüget, um sein Vaterland, seine Eltern, seinen Freund zu retten, ist ein schätzenswerther Bürger, ein nützlicher und tugendhafter Mensch. Nur von einem unsinnigen Tribunale kann er verdammt werden *).

Wenn aber die Frage ist von der Wohlfahrt eines Volks oder des ganzen menschlichen Geschlechts, dann kommt es nicht auf die Berechnung der vorübergehenden Umstände und der kurzen Dauer der Vortheile und des Interesse einiger wenigen Menschen an. Alsdann muß man auf die Wirkungen sehen, die dieser Jahrhunderte lang gehegte Irrthum gehabt, was er auf die Menschen überhaupt, auf ein

*) Augustin behauptet, daß es nicht erlaubt sey zu lügen, wenn auch die ganze Wohlfahrt der Welt davon abhienge. Dies Beyspiel ist hinreichend zu zeigen, was die Orakel des Christenthums für Begriffe von der Sittenlehre gehabt haben. Wäre es möglich, daß eine Lüge der Welt wirklich zuträglich wäre, so verwandelte sie sich sofort in eine Tugend; denn die Tugend kann nur in der allgemeinen Nützlichkeit bestehn.

ein Reich und auf eine Nation für einen Einfluß geäußert, und man wird finden, daß er Unglück und Elend verursacht hat, wovor die Vernunft zurückbebt.

Wenn in einem Winkel von Asien ein Betrüger wie Mahomet das Glück hat, hundert schwachköpfige Araber zu überreden und ihnen einzubilden, daß er ein gewisser Prophet sey; so scheint dieser Irrthum im Anfange von sehr geringen Folgen zu seyn. Nach einem Jahrhunderte indessen findet man, daß dieser Irrthum Asien und Afrika mit Blut überströmt hat, und daß er die unglückliche Ursache der dummen Erstarrung und Erschlaffung geworden ist, worin wir noch die unglücklichen Bewohner der schönsten Gegenden der Welt, über welche ein abscheulicher Despotismus seinen zerstörenden Scepter führt, in Jammer und Elend seufzen sehn.

Ein Alter sagte mit Grunde, daß die Lügner die Ursache aller Bosheiten und aller Verbrechen in der Welt wären *). Wer einen Blick auf die Geschichte werfen will, wird finden, daß alle von vielen Menschen angenommenen Irrthümer in der Länge der Zeit die heftigsten Gährungen, die fürchterlichsten Empörungen, die blutigsten und sowohl dem Fürsten als den Völkern nachtheiligsten Schandthaten erzeuget haben. Der Aberglaube hat überall die öffentliche

*) Plutarch.

che Glückseeligkeit erschüttert und die Erde in eine Mördergrube verwandelt. Die religiösen Vorurtheile, deren Prüfung man den Sterblichen sorgfältig untersagt, sind von je her eine unerschöpfliche Quelle aller Ausschweifungen und alles Elendes gewesen. Sind diese Vorurtheile nützlich; so sind sie es doch nur für eine kleine Anzahl Menschen, die gegen alle andere verbunden sind, und welche den Völkern einbilden, daß der Himmel sie gemacht hat, hier auf Erden unglücklich zu seyn, daß sie keinen Antheil an der Wohlfahrt dieser Welt haben müssen, daß die Vernunft eine gefährliche Klippe sey, und daß man die Wahrheit, die ihr finsteres und böses Vorhaben beschämen würde, fürchten müsse.

Alles was dem menschlichen Geschlechte schadet, es sey nach seinen unmittelbaren oder entfernten Folgen, kann nur Irrthum oder Lügen zur Grundlage haben. Lug und Trug können weder nützliche Früchte tragen, noch dauerhafte Vortheile gewähren. Der beständige und fortdaurende Nutzen ist der einzige Charakter, woran wir das Wahre, Gute und Schöne erkennen können. Wenn wir uns diesen Nutzen zur Regel unserer Meinungen machen, so werden wir immer über die Grundsätze, Einrichtungen, Handlungen und Sitten so wohl ganzer Völker als einzelner Menschen ein gesundes Urtheil fällen. Was wahrhaftig nützlich ist, werden wir billigen, was unnütz ist, werden wir verachten, und was gefährlich ist, werden wir tadeln und verwerfen.

Die Wahrheit ist nur liebenswürdig, weil sie nützlich ist; sie ist nur nützlich, weil sie zu dem dauerhaften Wohl der Bewohner der Welt beyträgt. Der Billigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und den Talenten sind wir nur in Rücksicht auf die Vortheile, die daraus für die Gesellschaft entspringen, unsere Achtung schuldig. So kann also die Tugend wie die Wahrheit mißfallen, oder dem Interesse einiger verkehrter Menschen, deren Ausschweifung sie verdammt, nachtheilig zu seyn scheinen; allein sie bleibt demohnerachtet dem ganzen menschlichen Geschlechte, das ganz ihrer beraubt gar nicht bestehen könnte, nicht weniger nützlich und nothwendig. Die Billigkeit empört so wie die Wahrheit die Unterdrücker der Erde, welche sie zwingt, über ihr Betragen zu erröthen; allein sie ist nichts destoweniger das Band aller Gesellschaft und die einzige Stütze des menschlichen Geschlechts. Es giebt keine Tugend, die nicht ein Gegenstand des Widerwillens aller derer wird, deren Leidenschaften und Unordnungen sie sich entgegengestellt. Es giebt keinen Bösewicht, der nicht die Wahrheit gefährlich und tadelnswürdig finden sollte, wenn sie sich seinen falschen Begriffen, die er sich von der Glückseeligkeit gemacht hat, widersetzt *).

Kein

*) Hoc, quod amant, volunt esse veritatem, sagt Augustin. Wir lieben die Dinge nicht, schreibt Nicole, weil sie wahr sind, sondern wir halten sie für wahr, weil wir sie lieben. S. Essais de morale. Tom. III. p. 31.

Kein Mensch ist ohne Ursache und umsonst boshaft. Wenn er sich dem Bösen überläßt, so rührt das von den falschen Begriffen her, die er sich von der Glückseeligkeit, Nützlichkeit und eigenem Vortheile gemacht hat. Diese Ideen sind Wirkungen seiner Unwissenheit, seiner Unerfahrenheit, seiner Vorurtheile und seiner lasterhaften Gewohnheiten. Ungerechtigkeit, Betrug, Liederlichkeit, Schwärmerey, falscher Eifer und Verbrechen haben beziehungsweise einen vorübergehenden Nutzen; indessen werden doch diese Dinge von jedem vernünftigen Menschen verabscheut, weil sie auf den Untergang der Gesellschaft abzielen und gemeiniglich damit endigen, daß sie dem selbst schaden, der sich ihnen überlassen hat.

Drittes Hauptstück.

Von der Moral der Religion.

Um die Menschen besser zu machen, muß man sie auf die Untersuchung der Wahrheit führen, ihre Vernunft aufklären, ihnen Beyspiele vor Augen stellen, die gefährlichen Wirkungen des Lasters zeigen und die Vortheile der Tugend empfinden lassen. Das ist der Gegenstand der Sittenlehre. Um die Menschen glücklicher zu machen, muß man ihnen zeigen, daß ihr eigener Vortheil ihre Vereinigung erfordere, die Bande der Gesellschaft unter ihnen näher zusammenziehen, und sie anreizen und zwingen Gutes zu thun und Böses zu unterlassen. Das ist der Gegenstand aller Regierung, die in der Macht und Gewalt besteht, die die Gesellschaft den Händen eines oder mehrerer Bürger anvertraut hat, um alle Mitglieder zu verbinden, die Vorschriften der Sittenlehre auszuüben.

Die Sittenlehre besteht in der Kunst mit Menschen glücklich zu leben. Die Tugend besteht darin, daß man sich durch das Glück, das man andern verschaft, selbst glücklich macht.

Jedermann erkennt die Nützlichkeit der Sittenlehre; indessen scheinen doch ihre wahren Grundsätze noch in dunkeln Wolken verhüllet zu seyn, welche kamu

kaum die schärfsten Augen durchblicken können. Jeder erhebt die Vortheile der Tugend; allein man ist sehr wenig über den Begrif einig, den man sich von der Tugend machen muß. Für den großen Hauffen ist sie ein schwankendes Wort, das man bewundert, ohne einen bestimmten Sinn damit verbinden zu können. Woher kann wohl die Unwissenheit oder Ungewißheit der Menschen über Gegenstände kommen, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit sie einstimmig anerkennen? Wem müssen wir bey der tiefen Untersuchung und der anhaltenden Arbeit so vieler würdigen Männer, die seit so vielen Jahrhunderten den Menschen und seine Verhältnisse studirt haben, den Mangel der Aufklärung über unsere Pflichten beymessen? Von einer Seite hat die Theologie durch ihre dunkeln und oft widersprechenden Begriffe die dickste Finsterniß in der einfachsten, klarsten, verständlichsten und gründlichsten Wissenschaft verbreitet. Von der andern Seite hat ihr die Politik, weit entfernt der Sittenlehre zu Hülfe zu kommen, alle Augenblicke widersprochen und ihre Grundsätze und Regeln, die sie vorschreibt, unnütz gemacht. Die sichtbaren und unsichtbaren Mächte scheinen ihre Gewalt mit einander verbunden zu haben, um die Herzen der Menschen von demjenigen abwendig zu machen, was zur Erhaltung ihrer Glückseeligkeit auf dieser Welt das nothwendigste ist.

Statt auf der Erde Grundsätze zu suchen, wornach die Menschen ihre Handlungen reguliren müssen,

suchte sie die Religion im Himmel; statt die Moral auf sichtbare unter den Menschen bestehende Verhältnisse zu gründen, gründete man sie auf Verhältnisse, die zwischen den Menschen und den unbekannten Mächten vorhanden seyn sollten, die man in den unzugänglichen Regionen des Himmels aufstellte. Man frage in allen Ländern die Theologen, was die Moral sey? und man wird von ihnen die Antwort erhalten, daß sie in der Kunst bestehe, den Göttern zu gefallen, daß man die Gottheit beleidige, wenn man die Menschen beleidigt, und daß sie es sey, die in dieser oder jenen Welt die Verbrechen und Sünden bestrafen und die guten Handlungen belohnen werde. Man frage diese erleuchteten Männer, was die Tugend sey; und sie werden antworten, daß sie in der Uebereinstimmung der menschlichen Handlungen mit dem Willen Gottes bestehe. Aber was ist dieser Gott, dessen Willen ihr der Welt verkündigt? Es ist, antworten sie, ein unbegreifliches, unergründliches und unerforschliches Ding, wovon sich die Sterblichen keinen Begriff machen können. Welche sind die Absichten und Wege Gottes, wornach sich, wie ihr sagt, die Menschen bequemen müssen? sie sind für uns unergründlich; aber dieser Gott hat Regeln offenbart, die der Mensch sowohl gegen sich selbst als gegen andre beobachten muß. Ist dieser Gott der nehmliche für alle Bewohner der Erde! Nein? Gott und die Gesetze sind nach den verschiedenen Gegenden und Ländern der Erde verschieden. Er ist nicht der nehmliche; auch redet er mit den Chinesern

Indianern, Persern, Europäern ꝛc. nicht die nemliche Sprache. Jede Religion schreibt dem Volke, das sich zu ihr bekennt, verschiedene Pflichten vor. Was die Gottheit zu einer Zeit und an einem Orte gebietet oder erlaubt, das wird zu einer andern Zeit und von andern Göttern sehr strenge untersagt.

Wenn man um die göttlichen Absichten zu entwickeln und zu unterscheiden, die Bücher zu Rathe zieht, welche jede Religion ihren Anhängern vorhält; so findet man, daß ohne Verletzung der einleuchtendsten Lehren der Sittenlehre, es unmöglich sey, sich darnach zu richten. Alle Religionen der Erde stellen Gott als einen ungerechten, wütenden, in seinem Zorne unversöhnlichen Souverän dar, der die Schuldigen ohne Maaß und Ziel straft, der unschuldigen Kindern die Ungerechtigkeit ihrer Eltern aufbürdet, der seiner empörenden Grausamkeit kein Ende macht, der despotisch Treulosigkeit, Raub, Mord und Blutvergießen gebietet. Kurz, selbst die Völker, die für die civilisirtesten gehalten werden, haben eine Religion, die ihnen gebietet unsichtbare Tyrannen anzubeten, die sich über alle Regeln der Moral hinwegsetzen, und deren Beyspiel hinreicht, alle wahren Begriffe von Pflichten in den Herzen ihrer Anbeter zu vernichten.

Sind denn Eigensinn, Ausgelassenheit und Verletzung der Billigkeit Muster, die man vernünftigen Wesen, die gemacht sind in der Gesellschaft zu leben,

zur Nachahmung vorhalten kann? Heißt es sie nicht zu Verbrechen anfrischen, wenn man ihnen sagt, daß sie Wesen nachahmen sollen, die man ihnen mit den Zügen der allerboshaftesten Menschen vormahlt? Die der Politik entgegengesetztesten, der Moral schimpflichsten und die Menschheit am meisten empörenden Verbrechen sind ohne Gewissensbisse, unter dem Vorwande Gott zu gehorchen und sein Wohlgefallen zu verdienen, begangen worden.

Das Heidenthum hat den Olympus (Himmel) mit einem Haufen Gottheiten bevölkert, welche die Mythologie uns als Ungeheuer der Schwelgerei und der Ausschweifung darstellt. Das Betragen eines Jupiters, der Himmel und Erde mit seiner Lüderlichkeit und mit seinen Verbrechen erfüllt, — war das nicht ein guter Vorwand, die gröste Ausgelassenheit zu autorisiren? Ein Mensch, der sich nur einigen Begriff von der Sittenlehre gemacht hat und nicht völlig von seinen Vorurtheilen verblendet ist — kann sich der wohl den eifersüchtigen, unbeständigen, rachgierigen und blutdürstigen Gott der Juden zum Muster seiner Nachahmung machen. Dieser gegen alle Völker der Erde, ein Volk, das er sich aus Eigensinn erwählt hat, ausgenommen, ungerechte Gott, dieser Gott der Rache und der Heerschaaren, dieser Gott, der die Völker ausrottet, ist der dazu gemacht einem vernünftigen Wesen, das sich von Güte, Gerechtigkeit und Menschlichkeit Begriffe gemacht hat, zum Beyspiel zu dienen? Kann

man, wenn man nicht völlig in der Schwärmerey ersoffen ist, in einem Gotte unendliche Vollkommenheiten gewahr werden, der sich in den Büchern, die er selbst inspirirt haben soll, unter den Zügen eines abscheulichen Tyrannen abmahlt, der das Recht hat, alle Regeln der Sittenlehre zu verletzen, von der man demohnerachtet behauptet, daß sie von seinem höchsten Willen herkomme?

Wenn man sich über einen so unmoralischen Gott oder über sein Betragen beklagt, das der Aufführung rechtschaffener Menschen so ganz entgegengesetzt ist; so sagen uns seine Diener, daß die göttliche Gerechtigkeit der menschlichen Gerechtigkeit nicht gleich sey, daß die Wege Gottes nicht die Wege der Menschen seyn. Aber erschüttert man nicht hierdurch alle moralischen Grundsätze? Wenn die göttlichen Vollkommenheiten, seine Gerechtigkeit, seine Gütigkeit den guten Eigenschaften, den Tugenden der Menschen nicht ähnlich sind, was können sich denn die Menschen von ihnen für Begriffe machen? Wenn die Gerechtigkeit und Güte ihm erlauben zu handeln, wie das Ding, das wir einen Tyrannen, das heißt, einen ungerechten und boshaften Fürsten nennen, werden alsdann nicht seine Anbeter versucht werden, daraus zu schließen, daß er das Böse wolle, daß er Ungerechtigkeit und Bosheit liebe, daß man Böses thun und Verbrechen begehn müsse, um vor seinen Augen Gnade zu finden? Ein grausamer und verkehrter Souverän hält sich nur von Sklaven wohlbedient, die ihm ähnlich sind.

In dem Gotte der Christen finden wir keinen sicherern Führer uns zur wahren Tugend zu leiten. Dieser menschenfeindliche Gott scheint in seinen traurigen und ungeselligen Lehren gar nicht gewust zu haben, daß er mit in der Gesellschaft lebenden Menschen rede. Was sagt uns seine Moral, die von denen, welche sie niemals ernsthaft geprüft haben, so hoch gerühmt wird? Sie giebt uns den Rath, die Welt zu fliehen, uns selbst zu verabscheuen, das Vergnügen zu hassen, den Schmerz zu lieben, die Wissenschaft zu verachten, ihr eine freywillige Unwissenheit und Armuth des Geistes vorzuziehen, uns von den Kreaturen loszumachen, nichts auf Erden zu lieben, die Achtung der Menschen zu fürchten *). Was giebt uns das Christenthum für Bewegungsgründe eine Vorschrift zu befolgen, die der Natur widerspricht und den Pflichten gegen die Gesellschaft so entgegengesezt ist? Sie

*) Nikole sagt, daß man bey allen Handlungen auf Gott sehen müsse, daß man sich fürchten müsse, für gute Thaten in dieser Welt Belohnungen anzunehmen, — — daß Gott das Recht habe, uns wegen der guten Werke zu bestrafen, deren wir uns rühmen, und daß wir dadurch an ihm einen Diebstahl begehn. S. Essais de Morale, Tom. I. p. 306. Am andern Orte sagt er, daß die Liebe uns verbindet uns zu hassen und nicht zu lieben, woraus er folgert, daß wir weit mehr wünschen müssen von den Kreaturen verachtet, als geliebt zu werden. Tom. II. p. 119.

Sie redet von einem andern Leben, in welchem sie uns ein unaussprechliches Glück für diejenigen verspricht, die sich hienieden freywillig unglücklich gemacht und für das Wohl der andern nichts gethan haben. Von der andern Seite drohet diese Religion allen denen eine ewige Qual, die sich weigern, die unfruchtbaren Tugenden zu üben, die sie allen denen vorzieht, die wahrhaftig den mit uns lebenden Wesen nützlich sind. Eine dumme Leichtgläubigkeit, die niemals räsonnirt, eine schwankende Hofnung einer idealischen Glückseeligkeit, eine kriechende Demuth, die geschickt ist, der Seele alle Energie zu benehmen, Kreuzigung des Fleisches, Fasten u. s. w. das sind die wundervollen Vollkommenheiten, wornach jeder gute Christ streben soll.

Es ist wahr, diese Religion rechnet auch noch zu den Tugenden die Liebe, die darin besteht, daß man einen fürchterlichen Gott über alles und seinen Nächsten als sich selbst liebt. Von dieser letzten Seite betrachtet scheint diese Tugend nichts anders als das Wohlwollen und die Menschlichkeit zu seyn, wozu uns alles auffordert; allein in dem Christenthum ist die Liebe des Nächsten niemals etwas anders gewesen als eine Tugend, mit der man sich etwas sehen lassen will. Wenn man sie in den Büchern der Christen findet, so wird sie doch immer aus dem Herzen und dem Betragen ihrer Priester verbannt. Die Diener des Gottes des Friedens zeigten sich immer als die ungeselligsten, unmenschlichsten und rachgierigsten Menschen. Unter dem Vorwande, daß es das

Interesse des Himmels verlange, verheerten sie tausendmal aus heuchlerischem Eifer oder närrischer Schwärmerey die Erde. Immer unter einander in Zank und Zwietracht, wusten sie es dahin zu bringen, daß Fürsten und Völker an ihren traurigen Zänkereyen Antheil nahmen. Von einer mörderischen Liebe beseelt, ließen sie in aller Frömmigkeit ihre Nächsten erwürgen, wenn sie diese nicht dahin bringen konnten, Meinungen für wahr zu halten, die sie zur ewigen Seeligkeit nothwendig hielten.

So bald man nur ein wenig die Grundsätze aller geoffenbarten Religionen dieser Welt untersucht, so findet man, daß sie darauf abzwecken, die Völker von einander zu trennen, die Menschen ungesellig, aus einer jeden Sekte eine besondere Bande zu machen, deren hochmüthige Mitglieder sich einbilden, die Gunst des Himmels mit Ausschließung aller übrigen zu besitzen, und welche die Anhänger der übrigen Sekten mit Haß oder Verachtung betrachten. Wie kann ein Andächtiger, wenn er seinen Grundsätzen getreu handelt, denjenigen lieben, schätzen und ehren, den er für einen Feind seines Gottes hält? Hieraus folgt ganz klar, daß jede besondere Offenbarung dahin zielt, die Herzen der Menschen zusammen zu ziehen, sie zu Feinden zu machen und das allgemeine Wohlwollen, das dazu gemacht ist, Wesen ihrer Art mit einander zu vereinigen, zu verbannen *).

Die

*) Wer einige Begriffe von der Religion der Juden, Christen, Mahomedaner, Perser u. s. w. hat, wird

Die religiöse Moral dient also niemals dazu, die Menschen geselliger zu machen. Die fürchterlichen Götter, die sie gebrauchte, sie in Angst und Furcht zu setzen, die Strafen eines andern Lebens, womit sie selbige unaufhörlich bedrohte, die eingebildeten Vergnügungen, die sie im Himmel versprach, konnten die Neigungen weder bessern, noch die Laster unterdrücken, die ausserdem alles zu erwecken sich vereinigte. Wenn die Religion einige furchtsame Personen in Bewegung setzt, so haben doch ihre vorübergehenden Schrecken, die bald durch den Tumult der Welt und der Geschäfte, durch Zerstreuung, Vergnügungen, ungezähmte Leidenschaften verscheucht werden, keine Wirkung auf den großen Haufen und noch weniger auf diese ungestümen, eifrigen und zornigen Köpfe, auf diese ehrgeizigen und diese mächtigen Menschen, deren Beyspiel und Gewalt den stärksten Einfluß auf die Gesellschaft haben. Die Diener der Religion, die gegen die Fürsten, deren Schutz und

Be-

wird diese Wahrheit für völlig erwiesen halten. Je näher die Sekten mit einander verwandt sind, desto mehr verachten und verabscheuen sich ihre Anhänger unter einander. Die Mahomedaner in der Türkey hassen die Mahomedaner in Persien weit mehr, als Christen und Götzendiener. Die Juden machen sich gar kein Gewissen daraus, die Christen zu betrügen. Der Pabst hat oft befohlen, daß man den Ketzern keinen Glauben halten dürfe.

Begünstigung sie eifrig suchen, immer sehr nachsichtsvoll sind, ebenen ihnen den Weg zum Himmel, sie predigen ihnen einen gutmüthigen Gott, den man leicht versöhnen kann. Hierdurch ward diese Religion, die fast in allen Landen das einzige Mittel war, das man der Tyrannei entgegensetzen konnte, ihre Mitschuldigerin und Gehülfin. Ja, was sage ich! die schmeichlerischen Priester haben die Frechheit, die Tyrannen selbst unter den Schutz des Himmels zu setzen, sie haben die Niederträchtigkeit ihre Eingriffe zu heiligen, ihnen göttliche Rechte zu ertheilen, und den Völkern die gerechte Selbstvertheidigung zu rauben, ein Recht, das doch die Natur einem jeden Menschen verleiht *). In Gefolge dieser Grundsätze wurden die durch Vorurtheile gefesselten Völker den Launen ihrer Fürsten überliefert. Und da diese

von

*) Der heilige Clemens sagt, daß es nicht erlaubt sey, der königlichen Gewalt zu widerstehen. Der heilige Augustin vergleicht die Völker mit Sklaven, die verpflichtet sind, die Launen ihrer Herrn geduldig zu ertragen. Ita a plebibus principes et a servis domini ferendi sunt, ut sub exercitatione tolerantiae sustineantur temporalia, et sperentur aeterna. Gregorius von Tours sagt: Nemo nisi solus deus principis judex esse potest. Cassiodorus behauptet, daß die Könige keine Richter haben ausser im Himmel, weil es der Himmel allein ist, von dem sie ihre Gewalt empfangen.

von Menschen nichts zu fürchten hatten, so verübten sie ungestraft die ärgsten Ausschweifungen, und hatten keine Bewegungsgründe mehr ihre Leidenschaften im Zaum zu halten, welche gar bald die fruchtbarste Quelle des Verderbnisses der Völker und die wahre Ursache ihres Elendes wurden.

Man sieht also, daß die Religion, weit entfernt den Leidenschaften der Fürsten einen Zaum anzulegen, in der That ihnen nur den Zügel völlig schießen ließ. Gott für ihre Handlungen allein verantwortlich, verachteten sie die Urtheile der Menschen; sie glaubten, daß ihnen alles erlaubt sey, weil keine Macht auf Erden die Gewalt hatte, sie in ihren Schranken zu halten; sie überließen sich allen Antrieben ihres unvernünftigsten Eigensinnes; sie hatten ein ausschließendes Privilegium ausgelassen zu seyn; umgeben mit Schmeichlern und Leuten, die geneigt sind, allen ihren Lastern zu fröhnen, verderben sie sich selbst und durch ihr Beyspiel alle die, welche nach ihrer Gunst sich sehnten. Betäubt durch den Tumult des Ehrgeizes oder der Vergnügungen, oder eingeschläfert im Schooße der Weichlichkeit, hörten sie nicht mehr die Drohungen der Religion, die überdem sehr selten den Muth hatte, sich mit Nachdruck hören zu lassen. Den erzürnten Himmel sahen sie nur in einer weiten Entfernung, und überdem ließ man sie nicht in Unwissenheit wegen der leichten Mittel, wodurch sie den himmlischen Zorn besänftigen konnten.

Wenn die Schrecken, welche die Religion einflößt, in den Herzen Unruhen erregen, so werden sie doch durch ihre Aussöhnungen wieder geheilt. Ein jeder Aberglauben auf Erden hat Recepte und Uebungen, vermittelst welcher die Gewissensbisse verschwinden und die Heiterkeit in die Gewissen der größten Verbrecher wieder zurückkehrt. Wenn man glaubt, daß Gott allein es sey, den man beleidigt, wenn man den Menschen Böses zufügt; so überredet man sich, daß es genug sey, diesen Gott zu versöhnen, und man befaßt sich sehr wenig damit, seine schwachen Geschöpfe wieder zu versöhnen. Maßen sich ausserdem nicht die Diener des Allerhöchsten das Recht an, in seinem Namen Laster und Verbrechen zu vergeben? Zu Gunsten einer unfruchtbaren und wenig aufrichtigen Reue, die gemeiniglich nichts wieder gut machen kann, glaubt ein Despot, dessen Regierung sich oft durch nichts als Unterdrückungen, Gewaltthätigkeiten, Grausamkeiten, Plackereyen und ungerechte Kriege, merkbar gemacht hat, sich völlig mit seinem Gotte ausgesöhnt zu haben, und im Stande zu seyn, ohne Furcht vor seinem fürchterlichen Richterstuhle erscheinen zu dürfen *).

Aus

*) Ludewig XIV. erzählte einer seiner Mätressen, wie sehr sein Beichtvater sein über die Unterdrückung und Erschöpfung seines Volks beunruhigtes Gewissen, beruhigt hätte, indem er ihn versichert,

daß

Aus Mangel der Erkenntniß der Wahrheit haben die Menschen ihre Unwissenheit und ihre Lügen in ein System gebracht. Nach diesem System thut die Religion, deren wundernswürdige Wirkungen man unaufhörlich nicht genug herauszustreichen weis, statt die Moral aufzuklären und zu verstärken, weiter nichts als sie schwächen und verdunkeln. Ein bloßer Seitenblick reicht hin, diese vortheilhaften Vorstellungen, die man uns von ihr machen will, uns zu benehmen. Sie ist eben so wenig geschickt die Völker als die Fürsten im Zaume zu halten. Ihre Schrecken, die man für so heilsam hält und ihre schmeichelhaften Verheissungen eines andern Lebens, betrügen nur einige leichtgläubige Andächtige. Der große Haufen wird durch den allgemeinen Strom zur Verderbniß fortgerissen. Wenn sich einige religiöse Nationen durch etwas unterscheiden, so ist es durch die schändlichste Unwissenheit der Pflichten der Mo-

daß er von allem, was seine Unterthanen besäßen, der eigentliche und wahre Herr und Eigenthümer wäre. S. Gorden discours politiques sur Tacite.

Als Emanuel VI. König von Portugal, aus einem Nonnenkloster sein Serail gemacht hatte, so begab er sich niemals anders dahin, als in Begleitung seines Beichtvaters, der das heilige Nachtmahl bey sich führte, um ihn zu absolviren und ihm solches bey einem unversehenen Zufalle zu administriren.

Moral, durch Verbrechen ohne Zahl und Ausgelassenheit, worüber jeder vernünftige Mensch erstaunt. Abergläubige Völker glauben, daß ihnen alles erlaubt ist, wenn sie nur die Praktiken, die ihnen ihre Priester auflegen, gewissenhaft erfüllen. Der Andächtige lebt ohne alle Gewissensbisse und ist mit sich selbst höchst zufrieden, wenn er die nichtsbedeutenden Pflichten pünktlich erfüllt, die ihm seine geistlichen Führer auflegen. Gebete, die er maschinenmäßig verrichtet, Fasten, Kirchengehen, Beywohnung geheimnißvoller Cäremonien, Geschenke an Priestern und besonders eine unbeschränkte Unterwerfung gegen ihre Aussprüche — das ist es, worin die Moral, die Pflichten und die Tugenden der meisten Menschen bestehen.

Besonders verbinden verschiedene Systeme des Aberglaubens, wovon das menschliche Geschlecht angesteckt ist, einen großen Werth mit den Büßungen oder gegen sich selbst verübten Grausamkeiten, durch welche Unsinnige sich einbilden, ihre Vergehungen auszusöhnen und die Gunst der Götter zu erhalten, die man immer für Feinde der Wohlfahrt ihrer Anbeter hielt. Nichts ist närrischer und empörender, als die barbarischen Erfindungen, die eine angebrannte Einbildungskraft ausgeheckt hat, um sich zur Ehre der Gottheit zu quälen. Die Erfahrung zeigt uns indessen, daß diese Büßungen, die man für höchst verdienstliche Werke hält, selten auf das Herz derjenigen, die sie ausüben, den geringsten Einfluß haben.

ben. Die ganze Welt zeigt uns Büßende, die fasten, sich peitschen und sich martern, ohne besser zu werden. Verdorbene Menschen entschließen sich zu allem, um ihr Gewissen zu beruhigen, ohne ihre strafbaren Neigungen zu verbessern *).

Die Religion, statt den Menschen aufzuklären und ein vernünftiges Wesen aus ihm zu machen, richtete immer ihr Bestreben dahin, ihn in einer ewigen Kindheit zu erhalten. Sie machte aus ihm ein Automat, eine Maschine, ein Ding, das sich niemals unterstand seine Vernunft zu Rathe zu ziehen und sich blos durch Ansehn leiten und führen ließ. Er verkannte sich selbst, in seine Kräfte setzte er Mißtrauen; von der Gesellschaft hatte er keinen Begriff; er wuste weder was er sich selbst noch was er andern schuldig war; nur den unsichtbaren Mächten, deren geheime Absichten er aber nur durch das verdächtige Or-

*) Die Erzählung der Praktiken der Pönitenzbrüder in Malabar und Indostan erregt Schaudern und Unwillen; jedoch bemerkt man, daß die, welche sich denselben unterziehen, oft ausgemachte Schelme sind. Die Spanier und Portugiesen haben Processionen, bey welchen sich die Büssenden mit Ruthen mit eisernen Spitzen grausam peitschen. Im Vorbeygehen verdoppeln sie unter den Fenstern ihrer Mätressen ihre Streiche, die ihnen dafür höflich danken, und sie oft mit einer desto feurigern Liebe belohnen.

Organ seiner Priester erfuhr, hielt er sich verpflichtet. Diese machten aus ihm ein blindes Werkzeug ihrer eigenen Leidenschaften, ihrer Launen und ihrer Träumereyen, die oft, statt ihn gut zu machen, ein sich selbst und seinen Mitgenossen höchst ausschweifendes und schädliches Mitglied aus ihm zogen.

Nichts war der menschlichen Moral nachtheiliger, als ihre Verbindung mit der göttlichen. Da man eine deutliche, auf Erfahrung und Vernunft gegründete Sittenlehre mit einer misteriösen, der Vernunft widersprechenden, auf Imagination und Autorität gestützten Religion verbinden wollte, da that man weiter nichts als die erstere verwirren, schwächen und ganz vernichtigen. Ein jeder nachdenkender Mensch sieht ganz klar, was seinem Nebenmenschen schädlich ist, oder ihm mißfällt; allein es ist schwer zu errathen, was die Götter, die man niemals anders als in dunkele Wolken verhüllt sieht, welche die Einbildungskraft bald so, bald anders vorstellt, und die man nur aus den widersprechenden Erzählungen ihrer Dolmetscher kennen lernen kann, beleidigt. Nichts ist leichter als die Wirkungen zu sehen, welche Injurien, Ungerechtigkeiten, Schmähungen, Verläumdungen und Gewaltthätigkeiten erzeugen; allein die Wirkungen, die diese Laster auf die Gottheit haben, beruhen auf Einbildungen und Ansehn der Priester, die sich hinter der Larve einer Offenbarung verstecken. Nach allen Religionen der Welt ist das, was schädlich ist, was mißfällt und den Nebenmenschen voll-

kommen

kommen unnütze ist, oft den Göttern, die ganz von uns verschiedener Natur sind, sehr angenehm. Von der andern Seite ist das, was dem Menschen am allernützlichsten und angenehmsten ist, oft sehr geschickt, den himmlischen Zorn in Brand zu setzen. Was in den Augen der Gottheit oder ihrer Diener sehr gut, schön und vortreflich ist, ist in den Augen der Vernunft und der menschlichen Sittenlehre, welche von der Religion verachtet und mit Füßen getreten werden, bisweilen höchst ungerecht und schädlich. Jeder Mensch erkennt nach seiner gesunden Vernunft, daß Meuchelmord ein schweres Verbrechen ist; allein der andächtige und eifrige Christ glaubt, daß seinem Gotte nichts angenehmer sey, als einen Ketzer zu verschreyen, zu verläumden, zu verfolgen und auf den Scheiterhaufen zu bringen, weil ihm seine Priester gesagt haben, daß ein Ketzer eine Kreatur ist, der man, ohne Gott zu mißfallen, weder Gerechtigkeit, noch Menschlichkeit, noch Nachsicht, noch Gütigkeit bezeigen kann. Jeder friedliebende Bürger weis, daß die Ruhe und Wohlfahrt der Gesellschaft Gehorsam gegen den Fürsten und gegen die Gesetze verlange; aber ein fanatischer Eiferer erkennt den nicht für seinen rechtmäßigen Oberherrn, den ihm seine geistlichen Führer als einen Tyrannen, als einen Feind der Religion darstellen. Der Schwärmer hält sich verbunden den vernünftigsten Gesetzen sich entgegen zu stellen, wenn ihn sein irre geführtes Gewissen überredet, daß diese Gesetze denen zuwider sind, von welchen man ihm weis gemacht

macht hat, daß sie von seinem Gotte selbst gegeben worden sind.

Die Dunkelheit und Ungewißheit, welche die religiöse Moral in die so einfache Wissenschaft der Sitten hineingetragen hat, hat eine Menge Casuisten oder Ausleger des göttlichen Willens ausgebrütet, deren Amt es ist, die Nationen zu lehren, was der Gottheit gefallen und was ihr unangenehm seyn kann, bis auf welchen Punkt der Himmel sich für beleidigt halte, und wie weit man es treiben könne, seinen Mitgeschöpfen zu schaden, ohne Furcht ewig verdammt zu werden. Nach der Anweisung dieser erleuchteten Lehrer, die immer vollkommener von den verborgenen Absichten und Wegen ihres Herrn unterrichtet sind, hat man sorgfältig einen Tarif oder ein Register gemacht, wornach man die Stufen des himmlischen Zorns, welche die Vergehungen verursachen könnten, gehörig taxiren kann. Wenig einstimmig unter sich selbst über diese willkührlichen Taxen affektirten einige in ihrer Taxe eine verzweifelte Strenge für die schwachen Sterblichen, da hingegen andere ihnen den Weg zum Himmel eben machten und bisweilen die schwärzesten Verbrechen ohne Gewissensscrupel zu begehen erlaubten. Ein jeder zog bey seiner Taxe blos sein eigenes Temperament, seine Einbildungskraft, die strengen oder freyen und ungebundenen Meinungen seines Ordens oder der Sekte, zu der er sich bekannte, zu Rathe *).

In

*) S. Lettres provinciales de Pascal. La morale practique &c. &c.

In einem Punkte kommen jedoch diese strengen oder freyen Volkslehrer überein, nemlich in dem, daß sie nicht die der Gesellschaft schädlichsten Handlungen, sondern die, welche dem Interesse der Diener der Religion zuwider sind, auf das strengste verbieten und bestrafen. Einer Nation kann in der Welt nichts gleichgültiger seyn, als das, was der Mensch über die Religion denkt, da es ihr genug ist, wenn er sich als ein ehrlicher Mann und rechtschaffener Bürger beträgt; aber in den Augen der Priester, sie seyn von welcher Sekte sie wollen, giebt es kein grösseres und abscheulicheres Verbrechen, als wenn jemand die Glaubensartikel und Geheimnisse, die der Priester debitirt, nicht glauben will, oder wenn er an seiner Unfehlbarkeit zweifelt oder gar sein Ansehn in Zweifel zieht. Mangel des Glaubens ist das strafbarste aller Verbrechen nach der einstimmigen Lehre aller derer, deren Reichthum, Rechte und Würden auf dem Glauben beruhen. Aus eben diesem Grunde sind die Religionen mehr oder weniger mit Praktiken, Aussöhnungen, für ihre Diener einträglichen Cäremonien, deren Beobachtung strenge geboten ist, und deren Unterlassung den himlischen Zorn weit mehr in Brand setzt, als die der Gesellschaft allerschädlichsten Handlungen, überall angefüllt. In allen Ländern haben die Diener Gottes eine Menge blos in der Einbildung bestehende Tugenden und Verbrechen erdacht, die mit der wahren Moral gar nichts gemein haben. Diejenigen, welche sich überzeugt haben, das die Religionsmeinungen

bloße Chimären sind, halten nun die Moral auch für ein Hirngespinst. Von Kindheit an gewöhnt blos ihre Betrachtungen auf erdichtete und fantastische Verhältnisse zwischen dem Himmel und der Erde zu richten, haben sie keine wahren Begriffe von den wirklich vorhandenen und fühlbaren Verhältnissen der Menschen unter einander. Sie kennen keine Pflichten weder gegen sich selbst noch gegen andere, und weil sie gefunden haben, daß ihnen ihre Priester blos falsche und lächerliche Meinungen beygebracht haben, so machen sie den sehr unvernünftigen Schluß, daß auch keine wahre Moral für sie vorhanden sey.

An die Natur, an die Erfahrung und an die Vernunft, und nicht an die Diener der Religion müssen wir uns demnach wenden, um das zu entdecken, was wir uns selbst und was wir der Gesellschaft schuldig sind. Verdächtige Autorität, ungewisse Hypothesen, schwärmerischer Unsinn und Verblendung sind demnach keine Führer, auf welche wir uns verlassen können *).

Vier=

*) Quid de officio? Num quis haruspicem consuluit, quemadmodum sit cum parentibus, cum fratribus, cum amicis vivendum? quemadmodum utendum pecunia? quemadmodum honore? quemadmodum imperio? ad sapientes haec, non ad divinos referri solent. Cicero de divinat. Lib. II.

Viertes Hauptstück.

Von der Sittenlehre der Alten

Wenn das Christenthum die Welt reellere Tugenden gelehrt hat, als das Heydenthum; so hat es ein Recht erhalten, die Tugenden der Heyden zu unterdrücken. Wer diese Tugenden untersucht, der wird schwerlich in die Lobeserhebungen einstimmen, die ein blindes Vorurtheil sofort an sie verschwendet. Was waren die so gerühmten Tugenden der Spartaner? Es waren rohe und wilde Tugenden, die erdacht waren, ein Volk wild, ungerecht und ungesellig zu machen. Findet man wohl einen Schatten von Billigkeit, Wohlthätigkeit und Ehrbarkeit in den durch die Gesetze des Lykurgus eingeführten Sitten? Scheint sich nicht dieser berühmte Gesetzgeber vorgesetzt zu haben, sein Volk in einem Stande des Krieges zu erhalten und seine viehische Wildheit zu verewigen. Die Spartaner waren Mönche, die man mit einem politischen Fanatismus bewafnet hatte.

Können wir die Tugenden der Römer mit besserem Rechte bewundern? Ach nein! den Namen der Tugend erhielt vorzugsweise nur die kriegerische Tapferkeit, die sehr oft mit der Vernunft, der Billigkeit und Menschlichkeit unvereinbar ist. Die Liebe des Vaterlandes, die den Charakter eines römischen Bürgers ausmachte, bestand in einem geschwornen

Hasse gegen alle andern Völker und in der Meinung, daß man diesem unvernünftigen und ungerechten Götzen alles aufopfern müße. Haben die Größten unter den Römern, diese Eroberer und Tyrannen der Erde, die Billigkeit, Wohlthätigkeit, Menschlichkeit und das Mitleiden, kurz, die Tugenden gekannt, welche der Wissenschaft von den Sitten zur Grundlage dienen müssen? Man untersuche die Wirkungen des römischen Patriotismus, und man wird finden, daß er alle Verbrechen, so bald sie nur seinem Lande nützlich waren, heiligte *). Wenn die griechischen und römischen Tugenden gewöhnlich nur Wirkungen einer besondern Schwärmerey gewesen sind, deren Gegenstand das Vaterland war; so sind die

*) Die großen Männer, welche die Römer gute (bonos) nannten, waren bloße Krieger, tapfere Soldaten (fortes). Cicero nennt die beyden Sciptonen, die in Spanien umkamen, und den Marcellus gute Männer (bonos). Aus der Geschichte weis man, daß diese guten Leute zwar kriegerische Tugenden besaßen, aber wenig von den Eigenschaften an sich hatten, die allgemein gute Gesinnungen, Mitleiden, Großmuth und Gütigkeit verrathen. Die Römer nannten alle Völker, die nicht ihre Bundesgenossen waren, ohne Unterschied Fremde, peregrinos, oder Feinde, hostes. Der Gesetzgeber der Christen redet eben so wie die Römer: „Wer nicht mit mir ist, der „ist wider mich.“

die christlichen Tugenden oft weiter nichts als die Ursachen einer barbarischen Schwärmerey für dunkele Glaubensartikel, Geheimnisse und Chimären gewesen, welchen die Christen tausendmal Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Ruhe der Nationen und selbst ihr eigenes Leben aufgeopfert haben. Der Fanatismus der Griechen und Römer machte wenigstens, daß diese Völker für ihr Vaterland stritten; dahingegen der Fanatismus der Christen sie niemals für etwas anders, als für ihrem Vaterlande schädliche Thorheiten streiten ließ.

Wenn man nach der Art, wie sie ihre Sklaven behandelten, von ihren Gesinnungen und Empfindungen urtheilen will; so muß man argwohnen, daß die Griechen und Römer von der Menschlichkeit sehr wenige Begriffe gehabt haben. Bey den Lacedämoniern waren die Helotes der Wildheit eines jeden Bürgers überlassen, der sie ungestraft erwürgen konnte. Bey den Römern hatte ein jeder Herr das Recht, seine Sklaven zu tödten. Waren sie alt und zur Arbeit untüchtig geworden; so wurden sie nach einer Insel verwiesen, wo man sie grausamer Weise vor Hunger sterben ließ. Mit einem Worte, bey den Alten wurden die Sklaven nicht für Menschen gehalten. Die Gesetze erlaubten sie als Thiere zu behandeln, ohne daß die Weisen sich unterstanden, die so heiligen Rechte der Menschheit für diese Unglücklichen aufzufordern. So vernichtigen Gebrauch und Gewohnheit die natürlichsten Rechte der Menschheit und die Vernunft selbst.

Die

Die Philosophie der Alten, die nur zu oft von theologischer Schwärmerey geleitet ward, hat keine bestimmten und deutlichen Begriffe von der Moral und der Tugend auf uns gebracht. Die Pythagoräer, Sokratiker und Platoniker, die in den Schulen ägyptischer Priester und chaldäischer Weisen oder Magier waren gebildet worden, suchten im Himmel Grundsätze für eine Moral, die sie auf Erden würden gefunden haben. Diese Moral ward bewundert und für göttlich gehalten, weil sie schwer zu begreiffen war; und wie die Menschen von je her geneigt gewesen sind, das Einfache und Natürliche zu verachten, und dem Wunderbaren nachzulaufen, so zog man die geheimnißvollen und mystischen Lehren den einfachen und leichten Begriffen des Epikur vor, dessen Moral, da sie auf die Natur gegründet war, als gefährlich verschrieen und verworfen ward.

Die unempfindlichen und ausser der Natur liegenden Tugenden des Zeno und der stoischen Sekte, die von den ersten Lehrern des Christenthums aufgenommen, blos ihrer Sonderbarkeit wegen bewundert wurden, und noch in unsern Zeiten von einigen religiösen Schwärmern ausgeübt werden, waren diese Tugenden wohl für Völker gemacht? Wie haben sich Männer, die in andern Dingen vernünftig waren, einbilden können, glauben machen zu können, daß die Güter des Lebens gleichgültige Dinge seyn, — daß das Uebel und der Schmerz keine wahren Uebel seyn, — daß man, um glücklich zu leben, nichts

lie-

lieben müsse, — daß die wahre Glückseeligkeit und die wahre Weisheit in einer völligen Unempfindlichkeit des Gemüths bestehe, welche so genannte Tugenden, wenn sie sich aller Herzen bemächtigen könnten, alle Banden auflösen würden, die gemacht sind, um die Glieder der Gesellschaft mit einander zu vereinigen?

Das rauhe und oft unanständige Leben der Cyniker, ihre gezwungene und gekünstelte Verachtung des Reichthums, ihre Entsagung aller Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, ihre Gleichgültigkeit gegen die Gesellschaft — können und müssen die von vernünftigen Menschen nachgeahmt werden? Indessen werden diese Tugenden bey uns noch sehr practicirt, wir sehen sie von einigen andächtigen Cynikern nachgeahmt, die ein eben so ausschweifendes als unnützes Leben führen und deshalb in den Augen eines schwachen Pöbels als höchstverdienstvolle Leute erscheinen. Was ist für ein wesentlicher Unterschied zwischen den Tugenden eines Diogenes und eines Kapuciners oder eines Mönchs vom Cisterzienser-Orden? Sind unsere Carthäusermönche wohl etwas anders als umgeformte Pythagoräer *)?

Die

*) Das ganze Alterthum beweiset, daß Pythagoras, statt die Griechen Philosophie zu lehren, sie blos Geheimnisse, Symbole, abergläubisch

Ge-

Die wahre Weisheit muß nie eine von der Natur verschiedene Sprache führen. Ein sehr allgemeines und abgeschmacktes Vorurtheil hat es aber dahin gebracht, daß man die Tugend für ein beschwerliches Opfer hält, und daß sie der Natur unaufhörlich widersprechen muß. Welcher wunderliche Eigensinn ist schuld daran, daß sich die Freunde der Weisheit selbst so oft von diesem lächerlichen Vorurtheile haben betrügen lassen? Wie haben sie glauben können, daß das Bestreiten der rechtmäßigsten Begierden unsers Herzens ein Verdienst sey, und daß man, um sich glücklich zu machen, sich beständig plagen müsse? Ein Haufe alter und neuer Enthusiasten läßt die Moral in Sonderlichkeiten, in Verachtung des Schmerzes, Verleugnung und Entsagung der ehrbarsten Vergnügungen und in Selbstpeinigungen bestehen. Ohne Zweifel hat nur die von der Eitelkeit unterstützte Schwärmerey dem Menschen einbilden können, daß er sich über seine eigene Natur erheben, daß er sich der Gegenstände, die dazu gemacht sind, sie zu begehren, und wozu gemeiniglich die Menschen gereitzet werden, berauben müsse. Eine

Gebräuche, Kasteyungen, Enthaltung von gewissen Speisen und Charlatanerien ägyptischer Priester, deren Schüler er geworden war, gelehrt hat. Die Stoiker waren wahre Mönche, und die Platoniker bloße Theologen. Man darf sich also nicht wundern, wenn man bey den Alten keine andere als eine theologische oder Mönchsmoral antrift.

ne harte nnd strenge Moral schreckt ab und wird nur von einem unwissenden Volke bewundert, das einen jeden Sonderling für einen wunderbaren und göttlichen Menschen hält. „Laßt uns diejenigen nicht hören", sagt Cicero, „welche verlangen, daß die Tugend hart und so zu sagen, eisern seyn soll *)."

Die akademische Philosophie hat uns keine bestimmten Begriffe über die Wissenschaft der Sitten hinterlassen. Ihre über alles zu disputiren gewöhnten Schüler haben nur einen Haufen Spitzfindigkeiten auf uns gebracht, die zur Aufklärung der Sachen wenig taugen. Der Pyrrhonismus hat vollends alles verwirrt. Leute, die gewohnt waren, an allem zu zweifeln, waren nicht dazu gemacht, uns feste Begriffe über die Pflichten der Menschen zu geben, die für alle die, welche sie aufmerksam betrachten, der Demonstration fähig sind.

Mit einem Worte, ob sich gleich viele Weise des Alterthums ernsthaft mit der Moral beschäftigt zu haben scheinen; so haben sie sich doch, aus Mangel feststehender und in der Natur selbst gegründeter Principien, sehr oft in ihren philosophischen Untersuchungen geirrt. In ihren Systemen finden wir überhaupt genommen wenig Zusammenhang, und in ihren Begriffen keine Beständigkeit und keine richtigen Folge-

*) Non sunt isti audiendi, qui virtutem duram & quasi ferream esse volunt. Cicero de Amicitia.

Folgerungen. Ihre Moral schränkt sich gemeinhin auf einige schwankende Begriffe, auf einige zerstreute Maximen und Sentenzen, und bisweilen auf einige sehr gute und sehr wahre Gedanken ein, die aber zu nichts führen und sich in ihrem System oft unter einander selbst widersprechen.

Die Wissenschaft von den Sitten muß sich, wie die physikalischen Wissenschaften, auf Thatsachen gründen, das heißt, sie muß nur die Erfahrung zum Grunde legen. Die alten Philosophen, so wie viele neue, scheinen nur ihren Enthusiasmus und ihre hochfliegende Einbildungskraft zu Rathe gezogen zu haben. In verschiedene Sekten überdem zertheilt, die sich einen Grundsatz daraus machten, sich unter einander zu widersprechen, haben sie sich durch den Partheygeist blenden lassen, welcher allezeit ein großes Hinderniß für die Entdeckung der Wahrheit gewesen ist und auch immer seyn wird. Endlich zog man in den philosophischen Sekten, so wie in den religiösen, gemeiniglich das Ansehn der Lehrer der reinen Vernunft vor. Die Erfahrung ist die einzige Lehrmeisterin, deren Lehren nicht trügen und auf deren Ansehn sich der Freund der Weisheit sicher verlassen kann.

Fünftes Hauptstück.

Von den neuern Moralisten.

Bey uns scheint das Recht die Moral zu lehren mit Ausschluß aller andern den Dienern der Religion zuzukommen, wenigstens betrachten diese alle, die sich erfrechen den Menschen einen guten Rath geben zu wollen, als Gewaltthäter und Störer ihrer Besitzungen. Aber in den Händen der Priester ist diese Wissenschaft mit metaphysischen und übernatürlichen Vorstellungen so durchflochten worden, daß sie in einer undurchdringlichen Dunkelheit begraben liegt. Den Feinden der Vernunft kann das Recht nicht zustehen, die Vernunft aufzuklären und zu entwickeln. Dem Menschen das Recht, seine Vernunft zu Rathe zu ziehen, rauben, heißt ihm die einzige Fakel auslöschen, die ihm in dieser Welt vorleuchten kann, heißt ihm sagen, daß er auf gut Glück im Finstern tappen oder sich durch sehr verdächtige Führer leiten lassen soll. Die Augen der Menschen auf den Himmel gerichtet halten, während sie auf Erden einhergehen, heißt die Unklugheit und Unvorsichtigkeit jenes alten Philosophen nachahmen, der seine Augen blos nach den Sternen richtete und in einen Brunnen fiel *).

Die

*) Man könnte hierauf eine Stelle der Schrift anwenden, die denjenigen verflucht, der einen Blinden von seinem Wege ableitet.

Die unhaltbaren Principien und die in der Einbildung bestehenden Bewegungsgründe der religiösen Moral, ingleichen die wenigen Früchte, die sie auf Erden, welche sie in ihren Anweisungen ganz vergessen zu haben scheint, hervorbringt, hat man schon aus dem Vorhergehenden bemerken können. Sie taugt nur Heilige, das heißt, Bürger des Himmels zu machen; aber man sieht nicht, daß ihre Vorschriften im Stande wären, Bürger für diese Welt oder Mitglieder zu bilden, welche der Gesellschaft auf eine nützliche Weise dienen könnten.

Die sich in den Gefilden der Metaphysik verirrenden Philosophen sprechen von ewigen, unveränderlichen und von der Gottheit selbst unabhängigen Regeln der Sittenlehre *). Aber könnte man sie nicht fragen,

*) Im Grunde wollen diese hochtönenden Redensarten nichts weiter sagen, als daß die Rechte und Verbindlichkeiten der Menschen unveränderlich sind, daß sie sogleich existiren, so bald man sich ein Wesen denkt, wie der Mensch ist, daß sie von ihm unzertrennlich sind und nur mit ihm selbst vernichtigt werden können. Gäbe uns die Erfahrung nicht die Begriffe von verständigen Wesen, dergleichen die Menschen sind, so würden wir auch keinen Begriff von einem solchen Dinge haben können. Indessen enthält die Hypothese, worüber der Verfasser sich ereifert, keine Chimäre, da wirklich

fragen, was sie durch Regeln oder Vorschriften verstehn, die eher gewesen seyn sollen, als Wesen vorhanden waren, für welche sie gemacht sind? Wenn die Moral die Handlungen der Menschen ordnen soll, wie kann man voraussetzen, daß diese Regeln eher exi-

lich Menschen existiren, und also auch existiren können. Er ist vielleicht aber nur darüber böse, daß man sich bey der Behandlung einer sehr trivialen Sache, und die jedermann deutlich ist und kein Mensch leugnet, wenn man sie natürlich vorträgt, in so erhabenen Floskeln verliert. Aber ist denn unsere Metaphysik, nehmlich demjenigen Theile nach, der wahr und verständlich ist, nicht immer in hohe Redensarten und tiefklingende Töne verschleyert worden; haben nicht die Philosophen, um sich ein Ansehn zu geben, die schon verständlich gewordenen Terminologieen abgeändert, neue erfunden und die bis dahin deutlich gewesenen Begriffe durch fremde Wörter, Namen und Titel verdunkelt? Auf die Dauer sind dergleichen Charlatanerien freilich nicht; aber die Einfalt, die nur immer bewundert, was geheimnißvoll ist, und womit sie keinen Begriff verknüpfen kann, ist die erste Anhängerinn dieser Thorheiten. Daß der unverständliche und ungereimte Theil der Metaphysik auch in unverständliche Worte eingehüllt wird, ist kein Wunder, indem vielmehr das Gegentheil einen Widerspruch enthalten würde. Die Bezeichnungen und die bezeichneten Sachen sind gleich ungereimt.

existirt haben, als die Schöpfung, oder wenn man will, die Entwickelung des Chaos? War das Gesetz nicht zu tödten eher vorhanden, als es Sterbliche gab? Existirte das Gesetz, nicht zu stehlen, bevor es ein Eigenthum gab? Muste man seinen Vater, seine Mutter, sein Vaterland lieben und der Gesellschaft gehorsam seyn, ehe es weder Eltern, noch Vaterland, noch Gesellschaft gab? Das sind indessen die Ausschweifungen und Abgeschmacktheiten, welche die Metaphysik in die Moral eingeführt hat.

Einige neuere Philosophen haben uns festere und bestimmtere Begriffe über die Moral zu geben geglaubt; aber aus Mangel einer hinreichenden Kenntniß des Menschen haben sie ihn entweder nicht so betrachtet, wie er wirklich ist, oder sie haben die wahren Bewegungsgründe seiner Thätigkeit verkannt. Sie geben uns zur Grundlage der Wissenschaft von den Sitten einen moralischen Sinn, einen unerklärlichen Instinkt, ein angebohrnes Wohlwollen, eine vollkommene uninteressirte Liebe, wornach wir, ohne auf uns selbst Rücksicht zu nehmen, die Tugend bey andern schätzen sollen. Man sehe die Charakteristik von Schaftesbury und Hutchesons Sittenlehre.

Wenn wir diese Vorstellungen prüfen, so finden wir, daß es bloße Chimären sind. Bey unserer Geburt bringen wir nicht mehrere Begriffe von Tugend und Laster auf die Welt als von einem Cirkel oder

Trian-

Triangel. Unsere Empfindungen für das Gute und Böse können uns nicht angeboren seyn oder der Erfahrung vorhergehen. Sie sind nur auf die Art und Weise gegründet, mit der wir von den Gegenständen gerührt werden, welche uns in den Stand setzt, von den Ursachen zu urtheilen und von ihnen Empfindung der Liebe oder des Hasses zu erfahren. Die Menschen bringen bey ihrer Geburt Anlagen mit, die geschickt sind mit mehrerer oder weniger Leichtigkeit die moralischen Wahrheiten zu empfinden, so wie sie organisirte Köpfe mitbringen, die mit mehrerer oder weniger Geschwindigkeit physikalische oder geometrische Wahrheiten begreiffen können. Wir können das Feuer nicht vom Wasser, das Vergnügen nicht vom Schmerze, den Cirkel nicht vom Triangel, eine lobenswerthe Handlung nicht von einer tadelnswürdigen unterscheiden, als durch die Verschiedenheit der Wirkungen, die diese Dinge auf uns selbst hervorbringen. Das Gegentheil behaupten, heißt behaupten, daß wir die Ursachen vergleichen und beurtheilen können, ehe wir ihre Wirkungen erfahren haben.

Unsere Urtheile oder Empfindungen können niemals uneigennützig seyn. Wir können nur das lieben, was uns gefällt, was uns nützlich, was uns angenehm ist und was uns ein Vergnügen macht, es sey dauerhaft oder bald vorübergehend. Nur in uns selbst können wir die Triebräder unserer Zuneigung, unserer Liebe und unsers Wohlwollens gegen Menschen oder andere Dinge auffinden. Wie haben so

viele vernünftige Männer sich einbilden können, daß der Mensch die Begriffe von moralischem Guten und Bösen, von Recht und Unrecht, von Ordnung und Unordnung, vom Schönen und Häßlichen bey seiner Ankunft auf die Welt mitbringe? Wir werden sehen, daß sie erworbene und kultivirte Beschaffenheiten für angebohrne Begriffe genommen haben. Bey der Geburt bringt jeder Mensch das Bedürfniß mit, sich zu nähren, oder wenn man will, einen Instinkt, der ihn zum Essen und Trinken treibt. Aber es ist die Erfahrung, die ihn lehrt angenehme Speisen von unangenehmen oder gefährlichen zu unterscheiden. Uebung und Gewohnheit verschaffen ihm die Leichtigkeit geschwinde zu urtheilen, oder gleichsam durch einen Instinkt das gewahr zu werden, was dazu gemacht ist, ihm zu gefallen oder nicht zu gefallen, was ihm vortheilhaft oder schädlich ist.

Die Anhänger des moralischen Gefühls und des uneigennützigen Wohlwollens haben sich ohne Zweifel eingebildet, daß diese Zuneigungen, die sich den Herzen aufgeklärter, gefühlvoller und tugendhafter Menschen eingedrückt haben, und welche die Gewohnheit mit ihnen auf das engste verbunden hat, bey keinem Wesen der nehmlichen Gattung mangeln können. Indessen wie viele Leute giebt es nicht in der Welt, die sehr verworrene und höchst falsche Begriffe vom Guten und Bösen, von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster haben? Gegen einen Menschen der Gefühl hat, und den Werth und Un-

Werth der menschlichen Handlungen zu schätzen weis, finden wir Tausende, die nicht wissen, was sie davon denken sollen, oder die sich in ihren Urtheilen darüber nicht vergleichen können. Ist überhaupt nicht die Welt mit verkehrten Menschen angefüllt, welchen Laster und Verbrechen nützlich zu seyn scheinen und denen die Tugend nur ein sehr unangenehmer Gegenstand ist?

Es giebt sehr wenige Menschen, welche die Neigung, die Eigenschaften und erforderlichen Kenntnisse besitzen, um von den Dingen ein gesundes Urtheil fällen zu können. Bey vielen Menschen ist das moralische Gefühl ein Unding. In dem einen ist der Keim desselben weder gepflanzet noch angebauet, und in vielen andern ist er völlig erstickt. Dieses schnelle und geschwinde Gefühl, oder dieser Instinkt, der uns in den Stand setzt ein richtiges Urtheil über die Handlungen der Menschen zu fällen, ist die Wirkung eines gut organisirten Kopfs, den die Natur allein geben kann, einer vernünftigen Erziehung und oft einer langen Reihe tiefer Betrachtungen, wozu wenige Menschen fähig sind. Es verhält sich mit dem moralischen Gefühle wie mit dem Geschmack in den Künsten, den man nur dadurch erhält, daß man die Gegenstände oft sieht, sie mit der Natur, die sie darstellen sollen, vergleicht und über sie anhaltend nachdenkt. Nichts ist seltener als ein feines Gefühl in der Moral. Alles verschwört sich, den Kopf mit Vorurtheilen anzufüllen; sehr mächtige Kräfte vereinigen sich,

sie aufrecht zu erhalten; die gemeine Meinung ist so fehlerhaft; die Gewohnheit hat so viele Gewalt über uns, und die Herzen sind so verdorben, daß sehr wenige Menschen im Stande sind, die Handlungen der Menschen gehörig zu würdigen.

Einige spekulativische Philosophen haben sich bey Betrachtung der Sitten, Gebräuche, Regierungen und Gesetze, die man in verschiedenen Gegenden dieser Welt wahrnimmt, imgleichen bey Erwägung der unübereinstimmenden Begriffe die man von gewissen Handlungen hat, eingebildet, daß die Moral keine feststehenden Grundsätze habe, daß man sie nur als einen Inbegriff von Vorschriften betrachten könne, welchen die Menschen anzunehmen beliebt hätten, und daß die Pflichten der Menschen nur auf Launen der Mode oder auf Gesetze dieser oder jener Gesellschaft gegründet wären. Sie haben nicht bedacht, daß die Gewohnheiten, das oft ungereimte und unvernünftige Betragen, die politischen und religiösen Verfassungen aller Völker der Erde gemeinhin auf Unwissenheit, Unerfahrenheit, falsche Begriffe vom Nützlichen und besonders auf hergebrachte Gewohnheit, die niemals die Vernunft befragt, gegründet sind. Wenn man nach den Handlungen und Gebräuchen, die sich bey den verschiedenen Völkern des Erdbodens wahrnehmen lassen, eine Moral entwerfen wollte, so würde es kein Laster und kein Verbrechen geben, das nicht in diesem oder jenem Erdstriche gesetzmäßig und lobenswerth wäre. Es giebt Länder,

in welchen die ungerechtesten, schändlichsten, ausschweifendsten Handlungen erlaubt zu seyn scheinen und wo das gemeine Vorurtheil mit den abscheulichsten Handlungen eine Art von Verdienst verbindet. Sollen wir daraus folgern, daß die Moral keine sichern Grundsätze habe und daß die Tugend ein Nichts sey? Keinesweges; wir werden blos daraus folgern, daß die, welche diese Gebräuche ausüben und dulden, oder strafbare und unvernünftige Gewohnheiten beschützen und aufrecht erhalten, keine wahren Begriffe von Moral und Tugend haben. Wir werden daraus schließen, daß die Vernunft in vielen Staaten noch nicht so weit aufgeklärt ist, daß sie das, was wahrhaftig nützlich ist, von dem, was es nur dem Scheine nach ist, unterscheiden können. Ueberhaupt werden wir daraus folgern, daß man die Sittenlehre weder auf die Thorheit, die Faulheit und die Vorurtheile der Völker, noch auf das besondere Interesse derjenigen gründen könne, die sich hartnäckig vorgesetzt haben, ihre Unwissenheit zu verewigen.

Was würde man sich für Begriffe von der Moral machen, wenn man das für gut, gerecht und anständig halten wollte, was die alten Völker ehemals practicirt haben und was man bey den neuern Völkern noch fortdauren sieht? Haben nicht die Phönicier und Carthaginenser ihre eigenen Kinder ihrem Gotte geopfert? Hat nicht die Religion in allen Ländern der Gottheit Menschen geopfert? Haben

nicht

nicht einige wilde Völker, die die Gewohnheit hatten ihre Gefangenen aufzufressen, der unmenschlichsten Grausamkeit ihren Beyfall gegeben? Haben sich nicht Kinder eine Pflicht daraus gemacht, ihre alten und schwachen Väter umzubringen? Haben nicht Männer ihre Weiber und Väter ihre eigenen Kinder aufgefressen?

Bey vielen Völkern, die sich sehr policirt zu seyn wähnen, finden wir nicht viel mehr Weisheit und Vernunft. Man trift daselbst barbarische Gesetze an, die Menschen religiöser Meinungen wegen zum Feuer verdammen. Man sieht Völker, die noch grausamer als die wilden Thiere, beständig im Kriege leben und sich eine Ehre daraus machen, sich unter einander zu erwürgen. Wenn die Indianer niederträchtig genug sind, ihre Weiber von Fremden verunehren zu lassen; so giebt es Völker, die sich für sehr vernünftig halten, bey welchen der Ehebruch eine Kleinigkeit ist, und die gar kein Verdienst in die eheliche Treue setzen. Wie viele Länder giebt es nicht, worin Vorurtheil, Gewohnheit, Regierung und Gesetze sich zum Hauptzweck gemacht zu haben scheinen, alle Begriffe von Menschlichkeit, Vernunft und Billigkeit umzukehren? „Es ist nichts so närrisch", sagt La Motte, „das nicht irgendwo für etwas sehr wichtiges gehalten wird. Es giebt keine Thorheit, die, wenn sie nachgeahmt wird, nicht für Weisheit gelte; es giebt keine Tugend, die nicht für Laster gehalten werde, und kein Laster, das nicht für Tugend passire."

Diese Verirrungen und Verkehrtheiten müssen uns nicht auf die Gedanken bringen, als wenn die Moral gar nicht vorhanden wäre; wohl aber, daß die Sittenlehre und ihre ersten Pflichten vielen Menschen, die sich vernünftig zu seyn dünken, unbekannt und vielen so genannten civilisirten Völkern, die aber in gewißen Rücksichten noch in der vollkommensten Barbarey und in der tiefsten Unwissenheit ihres wahren Vortheils leben, nicht beygebracht sind. Nur durch die Last seiner Thorheiten wird der Mensch endlich weise, und nur durch die Bürde ihrer Leiden empfinden die Völker zuletzt die Nothwendigkeit, ihre Mißbräuche, deren Opfer sie gewesen sind, zu verlassen.

Die Barbarey ist es, in deren Schooße die civilisirtesten Völker annoch liegen, welche der Vernunft und der Wahrheit die meisten Hindernisse entgegensetzt. Die Philosophie muß mit einer wirklich viehischen Dummheit und Unwissenheit der Völker und ihrer Fürsten kämpfen. Auf ihrem Wege findet sie Meinungen, Gebräuche, Gesetze und Einrichtungen, die der gesunden Vernunft gerade entgegengesetzt sind. Mit jedem Schritte stößt sie auf Vorurtheile, die von der Gewalt unterstützt werden und die man ohne Gefahr nicht angreiffen kann. Irrthum und Betrügerey haben mächtige Freunde und zahlreiche Anhänger. Die Wahrheit hat nur einige schwache und furchtsame Seelen, die genöthigt sind mit zum Kriege abgerichteten Feinden zu streiten. Die

Moral erregt Mißfallen, weil sie sich den lasterhaften Neigungen entgegensetzt, die sich alles emsig bestrebt, den Menschen einzuflößen.

Die Verfassungen, Regierungen, religiösen Begriffe und schwankenden Hypothesen einiger Philosophen, weit entfernt die Menschen zum Studium der Moral oder zur Ausübung der Tugend aufzumuntern, haben sie vollends davon abwendig gemacht. Da sie die Streitigkeiten ohne Ende sahen, die sich so oft unter den Moralisten erhoben, da sie wahrnahmen, daß sie selbst in ihren ersten Grundsätzen nicht übereinstimmten, da sie die beständigen Abänderungen in ihren Urtheilen merkten, welche sie nach ihren verschiedenen Systemen von gleichen Handlungen fällten, und endlich da sie die mühsamen Untersuchungen und die verwirrten Entscheidungen so vieler Theologen und Casuisten wahrnahmen; — — so sind viele Leute in einen völligen Pyrrhonismus oder Zweifel über die Moral gefallen. Andere haben sie aus eben diesen Gründen als eine abstrakte und für den gemeinen Haufen nicht gemachte Wissenschaft betrachtet. Sie haben geglaubt, daß es mit dieser wichtigen Wissenschaft eben die Bewandniß habe, wie mit einigen andern, die nur die Uebung des Verstandes und der Gelehrsamkeit zum Gegenstand haben, und in welchen sich das Für und Wider mit gleicher Stärke vertheidigen läßt. Wieder andere haben sie als eine schwankende und deutlicher Grundsätze beraubte Wissenschaft verachtet.

tet. Noch andere endlich haben sie für eine ekelhafte Wissenschaft erklärt, die nicht werth sey, Fürsten, Politiker und Weltmänner zu beschäftigen, sondern die nur für einige müßige Grübler, und lästige, verdrüßliche und lächerliche Träumer gemacht sey. Wie vielen Leuten flößt nicht das Wort Moral selbst einen Widerwillen ein! wie viele andere giebt es nicht, für welche Moral, Menschenpflichten, Tugend hochtönende Worte sind, mit denen sie keinen Begrif verbinden! Wie viele Leute überhaupt hassen nicht eine Wissenschaft, die sie ihren Lastern, Neigungen, bald vorübergehenden Vortheilen unbequem finden, und welche daher urtheilen, daß sie mit der Glückseeligkeit des Menschen in Widerspruch steht, und bey der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge ganz unanwendbar ist!

Die Wissenschaft von den Sitten muß auf der Erde und nicht im Himmel gemacht werden. Im Herzen des Menschen, nicht aber in dem Schooße der Gottheit muß man sie suchen. Sie muß auf einfachen, klaren und unveränderlichen Grundsätzen beruhen. Es ist ein eiteles Unternehmen sie auf dunkele Ausprüche der Religion gründen zu wollen, die sich in einem jeden Lande abändert, die uns oft Gottheiten zu Mustern aufstellt, die der Weisheit, Tugend, Vernunft und Gerechtigkeit beraubt sind, und die uns Pflichten auflegt, die unserer Natur und der Wohlfahrt der Gesellschaft entgegen sind. Vergeblich würde man die Moral auf Gebräuche und Vorurteilen

grün-

gründen, die so oft der Vernunft widersprechen; vergeblich würde man Grundsätze und Regeln für sie in den Werken suchen, die Schwärmerey oder Betrug eingeflößt haben; vergeblich würde man sie aus den Maximen einer Politik schöpfen, die gemeinhin verdorben ist. Aus so verdächtigen Quellen muß der Mensch die Regeln seines Betragens nicht schöpfen wollen; er würde nur Räthsel, Ungewißheit und Bewegungsgründe von dem rechten Wege abzukommen in ihnen antreffen.

Die wahre Moral ist nur eine, die für alle Bewohner dieser Welt die nemliche ist. Wenn der Mensch überall Mensch ist, wenn er überall die nemliche Natur, die nemlichen Neigungen und die nemlichen Begierden hat; — so werden wir, wenn wir den Menschen und seine Verhältnisse, worin er beständig mit den Wesen seiner Art steht, betrachten, sowohl die Pflichten, die er gegen sich selbst als gegen andere hat, ohne Schwierigkeit entdecken. Der wilde und policirte Mensch, der weisse, gelbe und schwarze Mensch, der Indianer und Europäer, der Chineser, der Franzose, der Neger und der Lappländer haben alle die nemliche Natur. Die Verschiedenheiten, die man bey ihnen wahrnimmt, sind nur Abstufungen dieser nemlichen Natur, die Clima, Regierungsform, Erziehung, Meinung und andere auf sie einwirkende Ursachen hervorgebracht haben. Nur in der Vorstellung, welche sich die Menschen von der Glückseeligkeit machen, und in den Mit-

teln

teln, die sie erdacht haben, sich selbige zu verschaffen, sind die Menschen verschieden.

Wenn man den Menschen selbst zerlegt, dann findet man leicht die sich für ihn schickende Moral. Diese Moral wird wahr seyn, wenn man den Menschen nicht anders sieht, als er ist. Seine Pflichten werden bekannt seyn, wenn sie seiner Natur gemäß sind. Die Grnndsätze der Moral werden alsdann deutlich, einleuchtend seyn und ein System darstellen, das eben so strenge als die Arithmetik und Geometrie bewiesen werden kann. Diese Wissenschaft wird für die ganze Welt deutlich seyn; sie wird gleich gut auf den Fürsten und Unterthan, auf den Unwissenden und Gelehrten, auf den Städter und den Landbewohner, auf den Rechtschaffenen und Treulosen, auf den Abergläubigen und den Ungläubigen, auf den Philosophen und den Priester anwendbar seyn. Sie wird den Nationen so wie einem jeden einzelnen Bürger zur Richtschnur dienen, die Politik unterstützen und sie wird es allen auf der Erde zerstreuten Völkern fühlbar machen, daß ihre Verhältnisse und ihre Pflichten schlechterdings die nemlichen sind, die zwischen den Bürgern des nemlichen Staats oder den Mitgliedern der nemlichen Familie vorhanden sind.

Eine auf Wahrheit und Erfahrung gegründete Sittenlehre wird den Fürsten wie den Unterthanen, den Großen wie den Kleinen, den Reichen wie den

Armen zeigen, daß sowohl die öffentliche Wohlfahrt als die besondere Glückseeligkeit eines jeden Menschen mit der Ausübung der von ihr vorgeschriebenen Pflichten nothwendig verbunden ist, daß kein Volk, kein Reich, kein Fürst, kein Mensch dauerhaft und in der That, ohne tugendhaft zu seyn, glücklich seyn könne.

Sechstes Hauptstück.

Natürliche Grundsätze der Sittenlehre.

Die für den Menschen gemachte Sittenlehre muß auf die Natur des Menschen gegründet seyn. Sie muß ihn lehren, was er ist, den Zweck, den er sich vorzusetzen hat und die Mittel dazu zu gelangen. Respice finem, bedenke das Ende, das ist der Abriß der ganzen Moral.

Der Mensch ist ein empfindsames, verständiges und vernünftiges Wesen. Ein empfindsames Wesen ist dasjenige, das seine Natur, seine Bildung, seine Organisation fähig gemacht haben, Vergnügen zu empfinden und Schmerzen zu fühlen, das nach sei-

nem

nem Wesen selbst gezwungen ist, das Eine zu suchen und das Andere zu fliehen. Ein verständiges Wesen ist dasjenige, das sich einen Zweck vorsetzt und das fähig ist, die Mittel zu ergreifen, die dahin führen. Ein vernünftiges Wesen ist dasjenige, das durch die Erfahrung in den Stand gesetzt ist, die sichersten Mittel zu erwählen, um zu dem vorgesetzten Zwecke zu gelangen.

Die Glückseeligkeit besteht in dem fortgesetzten Vergnügen. Wir können nicht daran zweifeln, daß der Mensch sein ganzes Leben hindurch bemühet ist es zu suchen, woraus folgt, daß die dauerhafteste und wahreste Glückseeligkeit diejenige sey, die dem Menschen am zuträglichsten ist. Die Moral muß ihn also in seiner Nachforschung aufmuntern und nicht davon abhalten. Sie muß ihm die Glückseeligkeit oder das dauerhafteste, reelleste und wahreste Vergnügen darstellen, und ihm zeigen, daß er es dem scheinbaren, bald vorübergehenden und trügerischen vorziehen müsse.

Um Glückseeligkeit zu empfinden muß man existiren. Der Mensch muß also seiner Natur gemäß suchen sich zu erhalten und alles zu fliehen, was seinem Daseyn nachtheilig oder beschwerlich seyn könnte. Hieraus folgt, daß der Mensch bey seinen Vergnügungen eine Wahl anstellen, und nur diejenigen für wahre Güter des Lebens halten müsse, die seinem Daseyn nicht schädlich sind, es sey an sich selbst betrach-

trachtet durch ihre jetzigen oder durch ihren entfernten Wirkungen.

Um sich zu erhalten und glücklich zu seyn lebt der Mensch mit Menschen in Gesellschaft, welche die nemlichen Begierden und den nemlichen Abscheu haben. Die Moral muß ihm also zeigen, daß er um sich selbst glücklich zu machen, verbunden sey an der Wohlfarth derer zu arbeiten, deren er zur Erhaltung seiner eigenen Wohlfarth bedarf. Sie muß ihm beweisen, daß unter allen Dingen in der Welt dem Menschen nichts so nothwendig sey, als der Mensch.

Glücklich zu seyn verlangen, heißt lieben, was unserm Wesen entspricht, was es erhalten und unsere Existenz glücklich machen kann. Der Mensch muß also nach seiner Natur nicht nur sich selbst, sondern auch alles das lieben, was zu seiner Glückseeligkeit beytragen kann. Hieraus folgt, daß der Mensch um sein selbst willen andere Menschen lieben muß, weil sie zu seiner Glückseeligkeit, zu seiner Erhaltung und zu seinen Vergnügungen nothwendig sind.

Andere lieben, heißt die Mittel unserer eigenen Glückseeligkeit lieben, heißt ihre Erhaltung, ihre Wohlfarth begehren, weil wir finden, daß die unsrige damit innigst verbunden ist. Unsere Vortheile

mit dem Vortheile unserer Mitmenschen verbinden, heißt an der gemeinen Wohlfarth arbeiten.

Das sind die einfachen und klaren Grundsätze der Sittenlehre. Wir werden uns nicht betrügen, wenn wir die Wissenschaft von den Pflichten auf unsere physische Empfindsamkeit, auf unsere beständig uns aufmunternden Begierden, auf unsere Selbstliebe und auf unsern wahren Vortheil gründen. Das Interesse oder der Vortheil ist die durch einen Gegenstand gereitzte Begierde, worin ein jeder Mensch seine Glückseeligkeit setzt. Dieses Interesse ist natürlich und vernünftig, wenn wir es an Dinge heften, die für uns selbst wahrhaftig nützlich sind; es ist sehr rechtmäßig und kann nicht getadelt werden, wenn es dem Interesse der andern nicht nachtheilig ist; es ist sehr lobenswerth, wenn es dem Interesse unserer Mitmenschen zuträglich ist, oder zu ihrer Glückseeligkeit beyträgt. Die Moral hat den Zweck die Menschen ihren wahren Vortheil zu lehren. Die Tugend besteht in dem Nutzen der in Gesellschaft lebenden Menschen.

Um reelle Bewegungsgründe zur Tugend zu geben, um sie den Menschen lieb und werth zu machen, muß man sie mit ihrem eigenen Nutzen und Vortheil verbinden; man muß sie angenehm, und nicht als rauh und mürrisch, nicht als eine Feindin ihrer Wohlfarth oder als ein schmerzhaftes Opfer ihrer angenehmsten und liebsten Vortheile darstellen.

Wenn die Tugend ein Opfer ist, so ist sie ein Opfer, worin man thörichte und bald vorübergehende Vergnügungen einer dauerhaften Glückseeligkeit aufopfert.

Um die Menschen zur Tugend aufzumuntern, sage man ihnen also nicht ferner, daß sie in der Bekämpfung der Natur, dem Widerstande seiner Begierden, und darin bestehe, daß er sich hienieden unglücklich machen müsse, um unsichtbaren Mächten zu gefallen, die man als Feinde der Glückseeligkeit der Bewohner der Erde schildert. Man rathe ihnen nicht, daß sie sich hassen, das Vergnügen fliehen, und die Gesellschaft verlassen; man strenge sich also ferner nicht mehr an, um die Tugend liebenswürdig zu machen, sie unter dem scheußlichsten Bilde vorzustellen und sie mit den traurigsten und schwärzesten Farben zu malen. Vielmehr sage man den Menschen, daß sie sich aufrichtig lieben, alle Mittel sich glücklich zu machen suchen, die natürlichen Vergnügungen mit Maaße genießen, und alle diejenigen als wahre Uebel betrachten sollen, deren Genuß für sie selbst oder für andere von traurigen Folgen seyn würde. Zu Bewegungsgründen gebe man ihnen ihre eigene Erhaltung, den Vorzug, den eine dauerhafte Glückseeligkeit über ein bald vorüberrauschendes Vergnügen haben muß; man zeige ihnen den immerwährenden Vortheil, den sie haben, wenn sie das Wohlgefallen ihrer Nebenmenschen haben, deren Zuneigung und Schätzung zu ihrer eigenen Glückseeligkeit höchst nö-

nöthige Mittel sind. Man zeige ihnen das Betragen, wodurch sie sich die Zuneigung der empfindlichen Wesen erwerben müssen, von denen sie umgeben sind *). „Man muß den Menschen die Art und Weise lehren, wie er sich selbst lieben und nützlich machen kann; es wäre eine Thorheit, wenn man zweifelte, daß er sich liebte und seinen eigenen Vortheil suchte."

Um diese Moral wirksam zu machen und die Menschen anzutreiben Gutes zu thun, müssen Erziehung, öffentliche Meinung, Regierung und Gesetze sie zur Tugend auffordern und von allem dem abwenden, was der öffentlichen Glückseeligkeit hinderlich seyn könnte. Unter dem Vorwande den Menschen über seine Pflichten aufzuklären, ersinne man daher keine Pflichten, die auf Verhältnisse zwischen ihm und gewissen Wesen, von denen er keine Begriffe hat, gegründet sind. Ueberhaupt, statt den Menschen in einer tiefen Unwissenheit von sich selbst zu erhalten, imgleichen von dem Zwecke, den er sich vorsetzen muß, und den Mitteln, die dahin führen, zeige man ihm seinen wahren Vortheil und seine Rechte. Man kläre seine Vernunft auf, die nur eine gefährliche Leiterin ist, so lange man sich weigert, sie zu entwickeln.

In

*) Modus ergo diligendi praecipiendus est homini, id est, quo modo se diligat aut prosit sibi; quin autem se diligat aut prosit, dubitare dementis est. Seneca.

In allen Handlungen, Gedanken, Begierden und Leidenschaften hat der Mensch immer seine eigene Wohlfarth zum Endzwecke. Sein Selbst ist es, das er in den Gegenständen lieben kann, die er liebt; sein Selbst ist es, das ihn bewegen kann, für Wesen seiner Art Zuneigung und Liebe zu empfinden. So oft er eine aufgeklärte Vernunft befragt, so geht er mit sichern Schritten seinem Glücke entgegen. Sehen wir, daß er sich selbst schadet, so müssen wir daraus schließen, daß er sich irrt, daß seine Imagination ihn verführt, daß seine Vernunft in Unordnung gerathen oder nicht gehörig entwickelt ist, daß seine blinden Leidenschaften ihn fortreissen.

Der Mensch kann sich von sich selbst in keinem Augenblicke seines Lebens scheiden. Er kann sich nicht aus den Augen verlieren, alles, was er versucht, thut, unternimmt, hat zum Endzwecke sich etwas Gutes zu verschaffen oder das Uebel zu meiden. Zieht er das Böse dem Guten vor, so rührt es daher, daß er das Böse für etwas Gutes hält. Versagt er sich ein Vergnügen, das er erhalten könnte, so geschieht es in Rücksicht eines Vergnügens, das er grösser, dauerhafter zu seyn schätzt, oder eines entfernten Vergnügens, das er sich durch die gegenwärtige Beraubung, oder wohl gar durch einige augenblickliche Schmerzen erkaufen will. Die Klugheit besteht in einem durch Vorsicht erleuchteten Vortheile, oder in der durch Erfahrung und Vorsicht erlangten richtigen Schätzung der Dinge.

Ueber sich selbst weint der Mensch, wenn er der Asche einer Gattin, eines Kindes, eines Freundes, die seinem Herzen nothwendig waren, bittere Thränen weiht. Nicht der kalten und unempfindlichen Asche gilt unser klagen, sondern dem Guten, den Vergnügungen und Annehmlichkeiten, deren wir uns beraubt sehen. Die schmerzhafte Empfindung dieser Beraubung ist es, die einen empfindlichen Menschen bisweilen den Tod zuzieht.

Unser Ich oder Selbst, ist nach Pascals Meynung hassenswerth. Ich räume es ohne Schwierigkeit ein, wenn das Ich niemals mit der Wohlfarth der andern beschäftigt ist, oder wenn unser Ich keine andern Handlungen thut, als die diesen mißfallen. Aber das Ich ist natürlich, wenn es sich selbst genüget, ohne andern Unrecht zu thun; es ist schätzenswürdig, wenn es sichs zum Vergnügen macht Handlungen hervorzubringen, die andern nützlich und angenehm sind. Wenn der Mensch, der nur sich selbst liebt, ein allgemeiner Feind ist, so ist der, welcher andre liebt, in der Absicht, sich ihre Liebe zu verschaffen, ein Freund des menschlichen Geschlechts. Die Neigung zu uns selbst mit Ausschluß aller andern ist unsinnig, weil sie uns hindert wahrzunehmen, daß wir andre zu unserer eigenen Glückseeligkeit bedürfen. Diese Neigung ist hassenswerth, weil sie uns die Augen über das Glück derer verschließt, die wir verpflichtet sind, uns selbst nützlich zu machen. Das Wort Interesse ist alsdenn

mit Ungerechtigkeit, Verderbniß, Boßheit und Kleinheit bey einem Geitzigen, einem Hofschranzen, einem Tyrannen gleichbedeutend. Bey einem rechtschaffenen Mann bedeutet Interesse Billigkeit, Großmuth, Verlangen nach Achtung anderer, oder überhaupt den Wunsch, mit sich selbst zufrieden und glücklich zu seyn. „Der rechtschaffene Mann," sagt Aristoteles, „ist nothwendig ein Freund seiner selbst, indem er thut, was lobenswerth ist, fällt der Vortheil selbst alsdann, wenn er andern nützlich ist, auf ihn zurück."

Weil man den Menschen nicht so genommen hat, wie er würklich ist, so sind einige schwärmerische Moralisten auf die Behauptung gefallen, daß in dem, was wir unsrer selbst wegen oder aus persönlichen Interesse vornehmen, weder Tugend noch Verdienst anzutreffen sey. Sie sagen, daß der von unserem Interesse hergenommene Bewegungsgrund die lobenswürdigsten Handlungen verderbe. Allein diejenigen, welche diese Sprache führen, beweisen, daß sie weder einen Begrif von dem Menschen, noch von dem was Tugend und Verdienst ist, besitzen. Das Verdienst besteht nur in dem, was unsern Mitmenschen nützlich oder angenehm ist. Die Tugend ist die Neigung und Fertigkeit, das zu thun, was ihre Wohlfarth nothwendig erfordert; in der Absicht nun, unsere eigene Glückseligkeit zu befördern, deren Vorstellung sich von uns selbst nie trennen läßt.

Ueberhaupt ist das Interesse eines Menschen alles dasjenige, was er zu seiner eigenen Glückseligkeit nothwendig glaubt. Bey einem Verliebten liegt das Interesse darin, der Geliebten zu gefallen, deren Besitz ihm das höchste Glück zu seyn scheint, und dem er mithin bereit ist, alles übrige aufzuopfern. Bey einem Geitzigen bedeutet das Geld das Interesse, das er für das höchste Gut in dieser Welt hält. Bey einem Ehrgeitzigen ist das Interesse der Besitz der Gewalt, die ihm die höchste Glückseligkeit zu seyn scheint. Bey einem aufrichtigen Freunde besteht das Interesse in dem Genusse seines Freundes, in dessen Besitz er seine größte Glückseligkeit setzt. Bey einem rechtschaffenen Manne ist das Interesse, die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen zu verdienen, ein Gegenstand, in welchem er sich gewöhnt hat seine Glückseligkeit zu setzen, oder von dem seine eigene Schätzung abhängt, die er zu seiner Glückseligkeit höchst nothwendig zu seyn erachtet. Die Verbindung des Interesse mit der Pflicht ist die große Kunst der Moral und der Gesetzgebung. Das Interesse wird nur ein Uebel, wenn es sich von der Pflicht trennt.

Nach Maßgabe der Stärke des Temperaments, der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, der Schnelligkeit der Leidenschaften, sucht ein jeder sein Interesse mit mehrerer oder geringerer Anstrengung. Daher der Enthusiasmus, der uns zu den größten Aufopferungen hinreißt, um Gegenstände zu behalten

oder zu erlangen, in welche wir unser Glück setzen. So stürzt sich ein Vater in Lebensgefahr, um seinen Sohn zu vertheidigen; so opfert sich ein Freund für seinen Freund, ein Bürger für sein Vaterland, ein Schwärmer für seine Religion, ein Liebhaber für seine Geliebte. Immer genehmigen die Menschen die Opfer, die man Gegenständen bringt, die ihnen selbst nützlich sind; sie verachten und halten die Gegenstände für thöricht, welche ihnen unnütz scheinen; sie tadeln solche, die man Sachen bringt, die der angewandten Mühe und Arbeit nach ihrer Meynung nicht lohnen. Wir geben einen jeden Menschen unsern Beyfall, der das nämliche Interesse hat, was wir haben, und tadeln den, der sich einem Interesse aufopfert, welches wir für verachtungswerth halten.

Ein jeder Mensch hat sein eignes Interesse, ein jedes Volk macht sich Begriffe von Nützlichkeit, die oft ganz falsch sind. Nicht also das persönliche und bald vorübergehende Interesse eines einzelnen Menschen, eines Fürsten, eines Volks, muß der Maaßstab seyn, nachdem wir unsere Urtheile über das Betragen der Menschen modeln; sondern nur der beständige Vortheil der Gesellschaft und des menschlichen Geschlechts muß unsere Ideen bestimmen. Es giebt keine Thorheit, kein Laster, kein Verbrechen sogar, das nicht dem, der dergleichen Unthaten begeht, einen augenblicklichen Vortheil gewähren sollte; allein die Erfahrung beweißt uns über kurz oder lang, daß jene Handlungen, statt uns ein wahres Gute zu verschaffen, uns oft unsäglich viele Uebel zuziehen.

Es giebt also für einen jeden Menschen ein Interesse von zwiefacher Art. Das eine ist deutlich, klar, das heißt auf Erfahrung gegründet und von der Vernunft genehmigt; das andere ist ein blindes Interesse, das nur den gegenwärtigen Augenblick kennt, das die Vernunft verdammt, und dessen Folgen dem, der darauf achtet, schädlich und traurig sind.

Dieser gemachte Unterschied reicht hin, denen gehörig zu begegnen, welche behaupten, daß das Interesse ein niedriger Bewegungsgrund sey, den alle Welt mißbilligt und den ein jeder zu verbergen gezwungen ist. Das Interesse ist nur niedrig und verächtlich, wenn es auf verächtliche Gegenstände geht, oder wenn es uns verführt, verachtungswürdige Handlungen zu begehn; es ist groß, edel, erhaben, wenn es Dinge zum Gegenstand hat, welche der Gesellschaft würklich nützlich sind, und alsdann ist es das nämliche, was wir Tugend nennen. Ein schmutziges Interesse leitet den Geitzigen, der oft durch viele Arbeiten, viele Demüthigungen, Aufopferungen, und auf ungerechten und schädlichen Wegen, Schätze zusammen häuft, von denen er weder zu seiner eigenen, noch zur Glückseligkeit anderer den geringsten Gebrauch macht. Bey einem rechtschaffenen Manne ist das Interesse eine Tugend, weil er sich durch ehrbare Mittel Reichthümer verschafft, die er, um seiner wohlthätigen Denkungsart genug zu thun, über Unglückliche ausschüttet.

Das Wort Intereſſe ſtellt gemeiniglich dem Verſtande nur deshalb etwas tadelnswürdiges dar, weil wenige Menſchen die Bewegungsgründe kennen, die ſie zum Gutes thun reitzen ſollten, und weil alles ſich zu vereinigen ſcheint, um ſie zu überreden, daß, wenn man ſich glücklich machen wolle, man nur auf ſich allein ſehen müſſe. In Gefolge dieſes Vorurtheils, in welchem die Menſchen durch ſo viele menſchliche Anſtalten beſtärkt werden, bildet ſich ein jeder ein, daß ſein Intereſſe es erfordere, ſo wenig als möglich von dem Seinigen zum allgemeinen Beſten beyzutragen, daß alles, was er für andere thut, für ihn ſelbſt verlohren ſey, daß er zur großen allgemeinen Maſſe ſehr wenig beytragen, dagegen aber ſich bemühen müſſe, ſo viel als möglich herauszuziehen. Das iſt die wahre Quelle der Verirrungen und der Unordnungen, die wir in den Geſellſchaften herrſchen ſehn, worin ein jeder nur für ſich allein zu leben ſcheint, ohne ſich im geringſten mit demjenigen zu befaſſen, was ſeine Mitmenſchen angeht. Die Moral muß jedem Menſchen zeigen, daß das, was er für andere thut, niemals für ihn ſelbſt verlohren iſt, und daß er von den Opfern, die er ſeinen Mitmenſchen bringt, immer mit genießt.

Die Tugend, ſagt man, iſt ein beſchwerliches Opfer; aber die Vernunft iſt hinreichend, es angenehm zu machen, weil uns die Vernunft unſer größtes Intereſſe zeigt, dem wir nach ihrer Anweiſung ein kleineres aufopfern müſſen. Wenn wir ihrem

Rath folgen, so schätzen wir die Dinge allezeit nach ihrem wahren Werthe. Sich weigern ein bald vorübergehendes oder besonderes Interesse einem allgemeinen und dauerhaften aufzuopfern, heißt von dem Werthe der Dinge keinen Begrif haben, heißt erwerben wollen, ohne Geld dafür zu geben. Die Gerechtigkeit ist die Stütze des gesellschaftlichen Lebens, die zu unsrer eignen Glückseligkeit so nothwendig ist; indessen ist diese Gerechtigkeit bisweilen unserm persönlichen und augenblicklichen Vortheil zuwider. Indem wir ihr diesen kleinen Vortheil aufopfern, erhalten wir Sicherheit, das Recht beschützt, geschätzt, geliebt und geachtet zu werden, ohne welches die Gesellschaft für uns nichts reizendes haben kann.

Jeder in der Gesellschaft lebende Mensch hat unaufhörlich seine Wage. Seine Zuneigung so wie seinen Haß, wiegt er nach dem Guten oder dem Bösen ab, das er von denen um ihn lebenden Menschen erfährt. Die Vernunft, die nur auf die Erfahrung des Vergangenen gegründet ist, läßt ihn das Zukünftige voraussehen. Jede Handlung in dem gesellschaftlichen Leben dient ihm zu seinem Unterricht, und aus dem Haufen dieser Thatsachen macht er sich ein System, wornach er sein eigenes Leben einrichtet. Aus allem weiß er für sein Interesse oder für seine Glückseligkeit Vortheil zu ziehen. Das ist der Mittelpunkt, wohin ihn seine Gedanken, Begierden, Leidenschaften und Kräfte unaufhörlich hinziehen.

Ist der Mensch über die nahen oder entfernten Würkungen, die seine eignen Handlungen auf ihn selbst oder auf andere haben werden, ungewiß; so ist er zweifelhaft; er überlegt; er will und will nicht. Endlich wählt er; allein immer entschließt er sich nothwendig die Parthey zu ergreifen, die ihm für seine Wohlfarth oder für sein Interesse die vortheilhafteste zu seyn dünkt. Wenn er sein Urtheil auf wahre Erfahrungen gründet; so urtheilt er richtig, der gesunden Vernunft gemäß, und entschließt sich das Gute zu thun. Wird er aber von blinden Leidenschaften oder Vorurtheilen fortgerissen, denn weiß er nicht mehr zu urtheilen; er thut das Böse, und nach einem Gegenstoß empfindet er selbst die Würkungen seiner unbedächtigen Handlung.

Sich selbst lieben mit Ausschluß aller Wesen, die uns umgeben und die zu unsrer eignen Glückseligkeit höchst nothwendig sind, heißt sich selbst hassen, seinen eigenen Vortheil nicht verstehn. Ist es denn in aller Welt möglich, daß sich der Mensch ganz allein glücklich machen könne? Bedarf er denn nicht, so lange er unter Menschen lebt, ihre Hülfe, ihres Raths, ihrer Anweisung, ihrer Arbeit, ihrer Geschicklichkeiten? Sein Weib, seine Kinder, seine Eltern, seine Freunde, seine Mitbürger, sein Vaterland lieben, heißt das nicht sich selbst lieben? Die mächtigsten und verkehrtesten Menschen bedürfen einige und sind gezwungen sich mit andern Menschen zu verbinden, um ihr Vorhaben zu unterstützen. Diebe,

Räuber, ja Tyrannen selbst, sind genöthigt sich Schuldigkeiten zu unterwerfen. Sie fühlen es, daß sie verbunden sind, sie zu beobachten, wenigstens in Rücksicht ihrer Rüstzeuge, deren Beystand ihnen zur Ausführung ihrer verkehrten Anschläge nothwendig ist.

Siebentes Hauptstück.

Von den Pflichten des Menschen oder der moralischen Verbindlichkeit.

Das wechselseitige Bedürfniß, das die in Gesellschaft lebenden Menschen an einander kettet, hat Verhältnisse unter ihnen hervorgebracht, woraus ihre Pflichten entspringen.

Die Pflichten des Menschen sind die Mittel, die er zufolge der Nothwendigkeit der Dinge ergreifen muß, wenn er die Glückseligkeit erlangen will, wonach er unaufhörlich strebt. Wenn der Mensch sich selbst liebt, wenn er sich erhalten und seines Daseyns froh werden will, so muß er die Mittel gebrauchen, die ihm die Natur zur Erlangung dieses Zwecks darreicht. Alles beweiset ihm daher, daß er sich solcher Handlungen enthalten müsse, die, es sey unmittel-

bar oder durch ihre entfernte Folgen, ihm schädlich und seiner Glückseligkeit nachtheilig seyn könnten. Das ist der wahre Grund der Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Das ist die natürliche Quelle der Mäßigung, der Enthaltsamkeit, der Nüchternheit, die dem Menschen nothwendig sind, selbst wenn er ganz für sich allein lebt. Erfahrung, Vernunft und Wahrheit sind einem jeden Menschen nothwendig, und sie sind es, wornach er sein Betragen, in welcher Lage und in welchen Umständen er sich auch befinden mag, ordnen muß.

Die Pflichten des in Gesellschaft lebenden Menschen sind die Mittel, die er zu ergreifen gezwungen ist, um die ihn umgebenden Wesen, deren Handlungen einen Einfluß auf ihn haben können, verbindlich zu machen, an seiner Glückseligkeit mitzuarbeiten oder ihren Vortheil mit dem seinigen zu vereinigen. Nun verlangt ein jedes dieser Wesen von seiner Seite, daß man zu seiner Privatglückseligkeit beytrage, und es ist also offenbar, daß ein jeder Mensch denen Wesen zu etwas verpflichtet ist, von welchen seine persönliche Glückseligkeit abhängt. Die Mitglieder einer jeden Gesellschaft, einer jeden Familie und einer jeden Nation stehen mit einander in einem immerwährenden Tauschhandel; unaufhörlich vergleichen sie den Preiß, den man von ihnen fordert, das heißt ihre Arbeit, ihre Hülfe, ihre Wohlthaten, ihre Schätzung, ihre Ehrfurcht, ihre günstigen oder ungünstigen Gesinnungen, mit den

Vortheilen, die man ihnen verschafft, oder die zu verschaffen man ihnen Hofnung giebt, oder mit dem Nachtheil und Schaden, den man ihnen zufügt. Nach einer gewissen nothwendigen Verbindung der Dinge lieben, ehren, bewundern sie die, welche ihnen Glückseligkeit und Vergnügen verschaffen, so wie sie nach eben dieser Nothwendigkeit die ihnen nicht nützlichen Menschen verachten, und die, welche ihnen nur Böses thun, verabscheuen.

Die moralische Verbindlichkeit ist die Nothwendigkeit denjenigen nützlich zu seyn, die wir zu unserer eigenen Glückseligkeit nothwendig finden, und das zu vermeiden, was ihnen mißfallen kann. Wenn alle Menschen ihre Glückseligkeit beabsichtigen, so sind sie verbunden auf eine Art zu handeln, welche sie ihnen verschaffen kann, unter der Strafe, daß sie ihren Zweck verfehlen, oder statt Gutes, Böses erlangen. Wenn irgend eine moralische Wahrheit unumstößlich bewiesen werden kann, so ist es diese, daß alle Verpflichtung auf das Bedürfniß ein Gut zu erhalten und ein Uebel zu vermeiden, gegründet ist. Es heißt also völlig seine Unwissenheit der menschlichen Natur zu Tage legen, wenn man von einer uneigennützigen Verbindlichkeit, die keine Beziehung auf uns selbst hat, oder auf unser persönliches Interesse gegründet ist, sprechen will.

Die Theologen behaupten, daß die Pflichten der Moral von Gott, als dem höchsten Gesetzgeber der

Men-

Menschen, der allein das Recht hat, ihnen Gesetze vorzuschreiben, auch um sie desto verbindlicher zu machen, bekannt gemacht sind; allein aus dem, was ich gesagt habe, sieht man zureichend, daß die auf die Natur des Menschen selbst gegründeten und von den nothwendigen Verhältnissen, worin er mit seinen Nebenmenschen steht, abhängenden Pflichten Kraft und Recht genug haben, ihn zur Ausübung derselben zu verbinden. Welches Ursprungs auch das menschliche Geschlecht seyn mag, so wird es doch von der Natur gezwungen, das Vergnügen zu suchen und den Schmerz zu fliehen. Die Menschen fühlen sich verbunden, sich den ihnen von der Natur aufgelegten Pflichten, die sie die Erfahrung, als Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen, gelehrt hat, ohne allen übernatürlichen Beystand zu unterwerfen, und zwar unter der angedroheten Strafe, daß sie der Vortheile beraubt werden, die sie würden erhalten haben, wenn sie sich ihnen gemäß bezeigt hätten. Die Verachtung, der Haß, die Strafen der Gesellschaft oder aller derer, denen der Uebelthäter Böses thut, sind Strafen oder eine natürliche Folge des Unrechts, die er sich wegen der Hintansetzung seiner Pflichten zuzieht, so wie Achtung, Schätzung und Liebe der Menschen nothwendige Belohnungen, die sie denen zuerkennen, welche sorgfältig ihre Pflichten erfüllen.

Wenn Achtung und Zuneigung dem in der Gesellschaft lebenden Menschen angenehm sind, so ist

die

die Beraubung dieser Dinge eine Beraubung seiner Glückseligkeit, eine wahre Strafe. Die Furcht vor dieser Strafe wirkt viel sicherer, als die Furcht jener entfernten Strafen, womit die Religion in einem andern Leben bedroht, an welches die Menschen in der Hitze aufbrausender Leidenschaften oder bey eingewurzelten bösen Angewohnheiten niemals denken. Die öffentliche Meynung, der Vortheil eines guten Rufs, die Furcht vor dem Unwillen unserer Mitmenschen sind viel mächtigere Bewegungsgründe, als die schwankenden Grübeleyen und die ungewissen Schrecknisse, womit der Aberglaube die Sterblichen überhäuft. Hat nicht die Meynung, welche mit der Herzhaftigkeit Ruhm, und mit der Zaghaftigkeit Schande verbindet, bisher die Duelle in ihrem Ansehn erhalten, obgleich die Religion alle die mit der ewigen Höllenstrafe bedrohet, die im Zweykampfe umkommen, und menschliche Gesetze ihnen sehr harte Strafen auflegen, wenn sie dem Tode entgehen? Werden die Bösewichter, welche die Furcht vor menschlichen Strafen in dieser Welt nicht im Zaum halten kann, durch das höllische Feuer, womit man sie in einem andern Leben bedrohet, in ihren Schranken gehalten? Wenn man nur die Augen aufthun will, so wird man sich bald überzeugen, daß die Menschen überhaupt genommen weit mehr die Urtheile der Menschen, denen sie nicht entgehen, fürchten, als die Gerichte Gottes, welche sie öfters bezweifeln, und von denen sie überdem wissen, daß man sie sehr leicht abwenden kann. Ihr gegenwär-

tiges und ihnen bekanntes Interesse rührt sie ungleich stärker als die künftigen Vortheile, wooon sie sich keinen bestimmten Begrif machen können.

Um die Menschen für sich zu gewinnen, muß ihnen die Moral fühlbare Vortheile vorhalten. Ein Mensch ist immer berechtigt zu fragen, was man ihm, um so oder anders zu handeln, für einen Bewegungsgrund giebt, und um ihn würksam zu bestimmen, muß der Moralist im Stande seyn, ihm zu beweisen, daß sein eigener Vortheil ihn so zu handeln auffordere. Der Erfahrung, der Ueberlegung und der Vernunft kommt es zu, ihn zu lehren, ob die Bewegungsgründe, die man ihm vorhält, reell sind oder nicht. Wenn der Zweck eines jeden moralischen Wesens dahin geht, sich glücklich zu machen; so wollen auch Pflicht und Interesse, daß es die nothwendigen Mittel erwähle, diese Glückseligkeit zu erlangen. Das ist die wahre Quelle der moralischen Verbindlichkeit.

In allen unsern Gesinnungen gegen Wesen, die mit uns in Verhältnissen stehen, und in unserm Betragen gegen sie, fragen wir immer, wie und wozu wir sie gebrauchen, wozu sie uns nützlich sind, kurz wir befragen unser Interesse und wir finden, daß unsere Obliegenheiten gegen sie um so heiliger, nothwendiger, unverletzlicher, das heißt, um so viel verbindlicher sind, je nützlicher und nothwendiger sie uns selbst sind. So sind die Pflichten eines Sohns

gegen

gegen seinen Vater von allen die heiligsten, weil sein Vater unter allen Menschen derjenige ist, der ihm zu seiner Wohlfarth am nothwendigsten ist. So lieben wir unser Vaterland mehr als ein anderes, weil dies Land die für uns angenehmsten und liebsten Gegenstände enthält. So haben wir viel mehrere Zuneigung zu unsern Freunden als zu Unbekannten oder uns gleichgültigen Menschen, weil wir jene für uns selbst nothwendiger zu seyn erachten. Mit einem Worte, unserer Vorliebe und unsern Pflichten liegen immer die größern Vortheile, die wir durch einige Menschen genießen, zum Grunde. Nach diesem Grundsatze halten wir die Undankbarkeit gegen einen Vater, gegen einen Wohlthäter, gegen das Vaterland für eine verhaßte Gemüthsbeschaffenheit, für eine Verrätherey, für eine offenbare Verletzung der Pflichten, die wir am allerwenigsten übertreten sollten.

Als eine nothwendige Folge der Selbstliebe mißt der Mensch seine Zuneigung oder seinen Haß nach dem Guten oder Bösen ab, das ihm seine Mitmenschen erzeigen. Der Bürger kann nur sein Vaterland in Rücksicht der Vortheile, die es ihm verschafft, lieben. Hat er keine Vortheile von selbigem, so muß er nothwendig für dasselbe erkalten. Zieht es ihm bloß Noth, Kummer und Verdruß zu, so muß sein Herz ihm völlig abgeneigt werden. Nur unter einer billigen Regierung, welche der Gesellschaft und ihren Gliedern die Vortheile gewährt,

die

die sie mit Recht Recht von ihr erwarten können, kann es gute Bürger geben. Der Mensch hört auf sein eigenes Leben zu lieben, wenn es ihm nichts angenehmes mehr darbietet.

Wenn die Glückseligkeit die Menschen mit einander vereinigt, so zerreißt oder erschlafft das Unglück alle Pflichten und Verbindlichkeiten, die dazu gemacht sind, sie mit einander zu verknüpfen. Dasjenige aufrichtig lieben, was uns schädlich ist, ist eine Sache, welche der menschlichen Natur schlechterdings entgegengesetzt ist. Wir sehen die Menschen nur deswegen ihren Pflichten so oft ungetreu werden, weil diese Pflichten ihrer Natur widerstreiten. Haben die Fürsten, die Großen, die Väter, die Ehegatten, die Herren Recht sich zu beklagen, daß sie so wenig geliebt werden, da sie oft nichts thun, wodurch sie sich die Liebe erwerben könnten, und im Gegentheil alles thun, wodurch sie sich entweder gleichgültig oder verhaßt machen? Wer von Menschen geliebt seyn will, der muß ihnen Gutes erweisen. Das ist es, worinn die Tugend besteht, die allein sowohl der allgemeinen als der besondern Glückseligkeit zur Grundlage dienen kann.

Achtes Hauptstück.

Prüfung der Begriffe, welche die Moralisten von der Tugend aufgestellt haben.

Die Tugend ist eine zur Fertigkeit gewordene Gewohnheit, das zu thun, was zur Glückseligkeit der Wesen unserer Art beyträgt, und das zu unterlassen, was ihnen schaden kann.

Die Werke der Sittenlehre sind mit den gerechtesten und prächtigsten Lobeserhebungen der Tugend angefüllt, ob sie uns gleich sehr wenig über das mittheilen, was geschickt wäre, uns einen bestimmten Begrif von der Tugend zu geben. Plato, der sich immer von einer dichterischen Einbildungskraft leiten ließ, hat, ohne uns bestimmt zu lehren, worin die Tugend bestehe, sie nur personificirt. Die Tugend ist nach seiner Behauptung so schön, daß wenn sie mit leiblichen Augen gesehn werden könnte, alle Menschen von ihren Reizen bezaubert und eingenommen seyn würden. Aber was können diese Reize anders seyn als das Gute, das sie verschafft? Unsere Augen sind bey dem Anblicke eines liebenswürdigen Frauenzimmers bezaubert, weil es in uns die Vorstellung von Vergnügen erregt, die es uns empfinden zu lassen fähig ist. Die Tugend hat nur für diejenigen Reize, die die großen Vortheile eingesehen haben, die sie uns verschafft; sie würde ein Wort ohne Sinn, und die Lobeserhebungen würden ungegründet seyn, wenn man nicht unter der Tugend eine Art zu den-

ken oder zu handeln verstünde, die dem Interesse der Menschen gemäß und zu ihrer Wohlfarth und Sicherheit nothwendig ist. Für Menschen ist nichts liebenswürdig und schätzbar als nur das, dessen Werth oder Preiß ihnen etwas Gutes verschafft. Die allergrößten Tugenden sind ohnstreitig diejenigen, die dem Menschen die größten Vortheile bringen.

Wenn man uns sagt, daß die Tugend für sich selbst wünschenswerth ist, daß sie sich selbst belohnt, daß sie ihres innern Werths wegen geliebt werden müsse, und wenn wir mit diesen Redensarten einen Sinn verbinden wollen, so muß man sich dabey denken, daß die Tugend uns durch den nothwendigen Einfluß, den sie auf unsere Glückseligkeit hat, interessire. Wenn Cicero zum Beyspiel sagt, daß die Gerechtigkeit keine Belohnung erfordere, und daß man sie um ihrer selbst willen begehre *); so heißt das weiter nichts, als daß die Gerechtigkeit uns wünschenswerth zu seyn scheint, weil sie uns Vortheile sichert, die wir zu verlangen ein Recht haben, oder weil sie uns in dem Besitze der zu unserer Glückseligkeit nothwendigen Dinge beschützet. Wir lieben die Gerechtigkeit ihrer Nützlichkeit wegen, so wie wir unser Haus lieben, das uns gegen Ungewitter beschützt und uns Bequemlichkeiten verschafft. Die Erhaltung der Gesellschaft ist es, die der Gerechtigkeit ihren Werth giebt.

Der nämliche Redner sagt, daß es Dinge giebt, die uns durch ihre eigene Stärke an sich ziehen, ohne uns

*) Justitia nil expetit pretii, nil praemii, per se igitur expetitur. Cicero de Legibus.

uns irgend einen andern Vortheil zu gewähren, nämlich bloß durch ihre eigene Würde; dergleichen sind die Tugend, die Wissenschaft und die Wahrheit *). Aber alles, was uns an sich zieht oder verführt, stellt uns nothwendig den Begrif eines gewissen Vortheils vor, der nun wahr seyn oder nur in der Einbildung bestehn mag. Die Würdigkeit eines Dinges kann nur in seiner Nützlichkeit bestehen. Die Tugend zieht uns an sich, weil wir wissen, daß sie zu unserer Glückseligkeit beyträgt. Die Wissenschaft zieht uns an sich, weil sie unserer Neugierde eine Genüge thut und unserem Geiste Thätigkeit giebt. Die Wahrheit zieht uns an sich, weil sie uns in unserm Leben nothwendig ist, indem sie uns die Beschaffenheiten der Dinge, die wir suchen oder meiden müssen, kennen lehrt. Die Alten haben von der Tugend so spitzfindige und metaphysische Begriffe gehabt, daß es oft schwer ist, ihnen in ihren erhabenen Verirrungen zu folgen.

Die Nützlichkeit ist es, die der Tugend allein den Werth giebt. Sie würde ein sinnleeres Wort und unserer Schätzung unwürdig seyn, wenn sie nicht dem menschlichen Geschlechte vortheilhaft wäre. Wir genehmigen, wir schätzen die Tugend, weil sie uns in ihrem Besitze immer nützliche Eigenschaften zeigt, die wir bey unsern Nebenmenschen anzutreffen wünschen. Wir lieben tugendhafte Handlungen, weil sie gut sind; allein diese guten Handlungen sind nur gut, weil sie uns vortheilhaft sind.

*) Est quiddam quod suaui nos alliciat ad se se, non emolumento captans aliquo, sed trahens sua dignitate, quod genus virtus, scientia, veritas. Cicero de Legibus.

Es läßt sich also nichts chimärischeres denken als diese uneigennützige Liebe für die Tugend, wovon viele alte und neue Moralisten in ihren Büchern schwatzen. Wir lieben die Tugend weil wir uns selbst lieben, und alles das, was zu unsrer eignen Glückseligkeit beyträgt. Wir müssen die Tugend um ihrer selbst willen lieben, würde eine sinnlose Redensart seyn, wenn sie nicht bedeutete, daß mir das lieben müssen, was zu unserer Glückseligkeit nothwendig ist, und uns unseren Mitmenschen werth und angenehm macht. Die Tugend hat ihren Lohn in sich, bedeutet, daß der tugendhafte Mensch gewiß ist, für alle diejenigen ein angenehmer Gegenstand zu seyn, die die Würkungen seines Naturells erfahren, daß er auf ihre Liebe rechnen, daß er sich selbst rechtmäßiger Weise wegen des Besitzes der Eigenschaften ehren und schätzen kann, die ihnen unbestrittene Rechte auf die Zuneigung anderer geben. Die Würde der Tugend besteht in dem gerechten Vertrauen und dem edlen Stolze, den nützliche Eigenschaften, lobenswerthe Handlungen und gute Neigungen gegen unsere Nebenmenschen einflößen müssen.

Einige Moralisten behaupten, daß unsere Liebe für die Tugend gänzlich uneigennützig ist, oder gar kein Verhältniß mit unserm Vortheile hat. Sie stützen sich darauf, daß wir Tugenden bewundern, deren Gegenstand wir nicht seyn können, daß uns die großmüthigen Handlungen der tugendhaften Menschen des Alterthums rühren, ob uns gleich diese Handlungen keinen gegenwärtigen Nutzen verschaffen. Aber diese Gesinnungen und Urtheile sind offenbar Würkungen des Interesse. Wir entdecken den Nutzen

ßen oder die Vortheile, die aus diesen Handlungen für das menschliche Geschlecht, wovon wir einen Theil ausmachen, haben entspringen müssen, sehr bald. Wir freuen uns über das Schöne, und setzen uns an die Stelle derer, die der Gegenstand dieser Handlungen gewesen sind, oder derer, die sie gethan haben; wir sind Zeugen derselben in der Einbildung. Wir machen uns zu Römern, wenn man uns die Tugenden der Titusse, der Trajane, der Antoninen, der Juliane vor Augen legt. Wir vereinigen uns mit den Griechen, wenn wir mit Entzücken die edelen Thaten jener Vertheidiger der Freyheit lesen, die bey Thermopilä starben. Nach eben diesem Grunde empört sich unser Herz bey den Grausamkeiten eines Tiberius, eines Caligula, eines Nero. Die Vorstellung von ihnen würkt auf uns eben so, wie die Erzählung von einem gefährlichen Ungeheuer, einem Drachen oder einer abscheulichen Schlange, obgleich dies Ungeheuer unser Leben niemals bedrohet hat. Ein gefühlvolles Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, die durch Erfahrung und Nachdenken geübt sind, machen, daß wir an den Vergnügungen und Schmerzen aller Menschen Antheil nehmen. Ein gutes Herz interessirt sich für alles, was Menschen betrift; es freuet sich oder seufzet mit ihnen über ihr Unglück, ob es dasselbe gleich eigentlich nicht fühlt.

Die Theologen halten nur diejenigen Handlungen für Tugenden, die mit dem Willen Gottes übereinstimmen, oder ihrem Gotte gefallen. Unerbittlich und ohne Gnade verdammen oder verachten sie alle die, welche nur den Nutzen oder den Vortheil der Menschen zum Gegenstand haben. Allein wir wollen

sie mit Sokrates fragen, ob die Handlungen den Göttern gefallen, weil sie gut sind, oder ob diese Handlungen nur gut sind weil sie den Göttern gefallen *)? Ohne Zweifel werden sie uns antworten, daß es der Wille Gottes ganz allein ist, der die Handlungen gut oder verdienstlich macht. Wenn es aber demohnerachtet wahr ist, daß Gott unendlich gut ist, und daß er die Wohlfarth seiner Kreaturen will, so müssen wir daraus schließen, daß die dem menschlichen Geschlechte nützliche Handlungen, allein diejenigen sind, die seinem Willen entsprechen und ihm gefallen können; wir müssen ferner daraus folgern, daß die der Wohlfarth der Gesellschaft entgegengesetzte oder mit der Natur des Menschen streitende Handlungen diesem Gotte, den man nur unendlich gut nennt, weil man ihm eine unendliche Gütigkeit und Vorsorge vor uns beylegt, im höchsten Grade mißfallen müssen.

Diese Bemerkungen können uns dazu dienen, ein richtiges Urtheil über eine große Anzahl Handlungen und Vollkommenheiten zu fällen, welche die Religion als der Gottheit angenehme Tugenden rühmt, während daß sie der Gesellschaft nicht nur keinen Nutzen bringen, sondern auch ihrem wahren Nutzen und ihrer Wohlfarth gerade entgegen gesetzt sind. So erhebt die religiöse Moral die Leichtgläubigkeit, die Entsagung der Vernunft, die Erniedrigung, die Verachtung und den Haß seiner selbst, die Kleinmüthigkeit, das Fliehen der Welt, die Tödtung des Fleisches ꝛc. zu großen Tugenden, und so macht sie aus

Ver-

*) S. Plato in Eutiphron.

Verfolgung, Intoleranz und Ungeselligkeit verdienstvolle Handlungen.

Die Alten haben, wie ich schon bemerkt habe, den Namen der Tugend einer unordentlichen Leidenschaft für das Vaterland gegeben, einem Fanatismus, der oft aus den griechischen und römischen Helden sehr schlechte Bürger der Welt, das heißt sehr grausame, ungerechte, gegen andere Nationen unmenschliche, mithin in den Augen der Vernunft sehr strafbare Menschen gemacht hat.

Wir wollen uns daher hüten, diese Lokal- und in der Einbildung bestehende Tugenden zu genehmigen, deren Verdienst und Würdigkeit sich nur auf das Privatinteresse einiger ungerechten Menschen gründen, hingegen das in die Augen fallende Interesse des menschlichen Geschlechts sehr hart beleidigen. Es giebt keine Tugend ohne Nützlichkeit, aber es ist nicht der Nutzen eines einzelnen Menschen, einer Gesellschaft, einer Nation, der ihr den Werth giebt, sondern die allgemeine Nützlichkeit der Menschen, die in der Uebereinstimmung mit dem dauerhaften Interesse des menschlichen Geschlechts besteht. Es giebt keinen Menschen, der nicht den Nutzen der Gerechtigkeit anerkennen und ihre Nothwendigkeit erkennen sollte; indessen mißfällt sie ihm, wenn sie sich seinen Leidenschaften oder unordentlichen Begierden widersetzt; demohnerachtet aber ist sie nicht weniger dem wahren Vortheil und Nutzen unsers Geschlechts und selbst dem Vortheile derer angemessen, denen sie bisweilen entgegen ist. Die ungerechtesten Menschen gegen andere, fordern doch daß man in Ansehung ihrer gerecht sey, und fühlen die Nothwendigkeit der Billigkeit. So reißt die Tugend selbst die Stimmen

derer an sich, die sie zu verachten scheinen, und so vereinigt sie das ganze menschliche Geschlecht ihr die gebührende Ehre zu erzeigen.

Dies vorausgesetzt wollen wir nur das Tugend nennen, was Erfahrung, Nachdenken und Vernunft zu allen Zeiten und an allen Orten den Bewohnern der Erde in der That als dauerhaft nützlich anerkannt. Die Menschen können sich in Ansehung der Eigenschaften, die sie Tugenden nennen, irren; aber sie werden sich niemals irren, wenn sie diesen Namen nur denen geben, die einen dauerhaften Vortheil gewähren.

Ob wir gleich die Tugend lieben, weil unsere Glückseligkeit augenscheinlich mit ihr verbunden ist, so müssen wir doch diese gegen sie hegende Liebe nicht für eine angebohrne Empfindung halten; sie beweißt nur, daß durch Erfahrung und Vernunft aufgeklärte Menschen es fühlen, daß sie das lieben müssen, was sie zu ihrer Erhaltung und Glückseligkeit nothwendig zu seyn glauben. Um die Tugend zu lieben, muß man ihre Natur und ihre Würkungen kennen. Viele Menschen bezeichnen mit diesem Worte so etwas, von dem sie wohl wissen, daß es im Ganzen zu ihrer Glückseligkeit beytragen könne, aber sie sind selten im Stande sich dieses Etwas deutlich zu denken und zu erklären.

Die Tugend und die Liebe zur Tugend sind bey dem Menschen offenbar erworbene Eigenschaften; er wird nicht tugendhaft gebohren; aber er ist geschickt es zu werden und Geschmack an die Tugend zu erlangen. „Man muß," sagt Seneka, „die Tugend lernen; gut zu seyn ist eine Würkung der

Kunst *)." Eine gute Erziehung streuet den Saamen der Tugend aus, nährt sie, bringt sie zu einer solchen Fertigkeit, daß sie sich mit uns auf das genaueste vereinigt, und macht sie uns zu unserer Glückseligkeit so nothwendig, daß sie uns auf allen Tritten unsers Lebens begleitet. Diese Tugend, die jedermann auf das Wort bewundert, von der wenige Menschen bestimmte Begriffe haben, und die noch weniger ausgeübt wird, ist nur deshalb so selten, weil man uns von ihr oft nur falsche Begriffe giebt, und weil, statt uns einen Geschmack für sie einzuflößen, sich alles vereinigt sie dem Menschen als seinem Vortheile und Nutzen zuwider darzustellen. Um sich wahre Begriffe von der Tugend zu machen, muß man sich der Vorurtheile entschlagen; um ihre Vortheile kennen zu lernen, muß man über sie nachdenken; um sie aufrichtig zu lieben und sich niemals von ihr zu entfernen, muß man die Ruhe und Zufriedenheit genossen haben, die sie im Herzen verbreitet. „Es bedarf," sagt Cicero, „Gewohnheit und Uebung, um uns zu lehren, gut über unsere Pflichten zu räsonniren **)." Je mehr Licht wir haben, desto sicherer sind wir, uns auf dem Wege der Tugend nicht zu verirren.

*) Discenda virtus, ars est bonum fieri.

**) Consuetudo exercitatioque capienda, vt boni ratiocinatores officiorum esse possimus. Philo, der Jude, sagt, daß rechtschaffene Menschen die Herolde der Tugend sind. Der heilige Chrysostomus schreibt, daß sich in der Tugend üben so viel sey, als im Fechten und Ringen üben.

Nichts hält schwerer, als aus einem leichtsinnigen, unbedachtsamen, immer Zerstreuung liebenden Menschen, der sich niemals mit sich selbst beschäftigt und dessen Kopf und Herz nicht angebauet sind, einen rechtschaffenen Menschen zu machen. Befinden sich aber nicht die meisten in diesem Zustande? Wir wollen uns nicht dabey aufhalten, die Meynung derer weitläuftig zu untersuchen, welche behaupten, daß die Liebe zur Tugend oder der Geschmack an moralischen Schönheiten, angebohrne Empfindungen sind. Sollte man, wenn man die tägliche Erfahrung befragt, nicht vielmehr versucht werden zu glauben, daß die Liebe zum Laster und der Geschmack an Moralischbösem dem Menschen anhängende Empfindungen sind? Indessen weder die eine noch die andere dieser Meynungen ist wahr. Der Mensch ist eine Masse Wachs, woraus man macht, was man will. Er ist lasterhaft, weil man ihn den Werth der Tugend zu schätzen nicht gelehrt hat, weil seine Vernunft selten angebaut wird, weil sich alles verschwört, ihn von dem Wege, der zur Glückseligkeit führt, abzubringen. Der Werth der Tugend besteht nur in ihrer Nützlichkeit, der Geschmack an Tugend kann sich nur auf die Kenntniß der Vortheile gründen, die sie im gemeinen Leben gewährt. Wenn es wahr ist, daß wir das nicht lieben können, was wir nicht kennen *); so können wir auch die Tugend nicht eher lieben, als bis uns, die Vortheile, die sie uns verschafft, bekannt sind. Wir lieben also die Tugend, weil wir gelernt haben, daß unsere Glückseligkeit mit ihr verbunden ist, so wie wir die Wissen-

*) Ignoti nulla cupido.

Wissenschaft lieben, weil sie uns nützliche und angenehme Vorstellungen gewährt. Wir lieben diese Wahrheiten, weil, indem sie uns aufklären, sie zu unserer Wohlfarth beytragen. Mit einem Worte; aus welchem Gesichtspunkte man auch die Dinge betrachtet; so ist es doch immer unser Nutzen, unser Interesse, das Verlangen glücklich zu seyn, das uns bestimmt die Dinge zu lieben oder zu hassen. Diese mit unserer Natur übereinstimmende Empfindungen, können nur von denen verdammt werden, die keinen Begrif von dieser Natur haben.

Es ist also nichts der Natur des Menschen angemessener als die Tugend zu lieben, weil nichts natürlicher ist, als das zu lieben, was zu unserer Erhaltung und Glückseligkeit beyträgt. Die Menschen lieben die Tugend und hassen das Laster aus der nämlichen Ursache, weshalb sie das Vergnügen suchen und den Schmerz fliehen. Gut ist das, was unserer Natur gemäß ist, so wie das ein Uebel ist, was ihr widerspricht.

Fast alle alte Philosophen haben diese so einfache Wahrheiten anerkannt, und in Gefolge derselben die Tugend für das höchste Gut des Menschen gehalten. Nach Zeno's Philosophie besteht die Vollkommenheit des Menschen darin, daß er der Natur gemäß lebt, weil uns die Natur zur Tugend leitet *). Diese Natur

*) S. Diog. Laert. Die Regel des Lebens ist, „sagt Arrian," daß man alles thue, was der Vernunft gemäß ist. Nach Cicero's Meynung heißt tugendhaft seyn, nach der Natur des Menschen leben. (Viuere ex hominis natura.)

Natur fordert den Menschen unaufhörlich auf, seine Wohlfarth zu suchen, und sie verschafft sie ihm auch, wenn er seine Vernunft zu Rathe zieht.

Die Moral des Epikurs, die so ungerechter Weise von den Gegnern dieses großen Philosophen in bösen Ruf gebracht ist, hat offenbar den nämlichen Zweck, nur daß sie auf einem Wege dahin führt, der von dem, welchen der Stifter der stoischen Sekte vorgezeichnet hat, ganz verschieden ist. Wenn Epikur das höchste Gut in der Wollust bestehen läßt; so will er damit nicht zur Ausschweifung, Liederlichkeit und zum Laster anreizen, als welche Beschaffenheiten, weit entfernt der Natur eines vernünftigen Wesens gemäß zu seyn, nur gemacht sind, den Menscheu in das gewisseste Verderben zu stürzen. Er berief die Menschen zur Tugend, die allein sowohl der Gesellschaft als einem jeden ihrer Mitglieder den innern Frieden, die Ruhe und den dauerhaften Genuß der Güter, welche sie nach der Natur wünschen, gewähren kann. Der Stoiker strengte sich an, den Menschen auf einen ungebahnten, höckrichten und dornichten Wege, der sehr geschickt war ihm allen Muth zu benehmen, zur Glückseligkeit zu führen. Epikur zeichnete ihm einen leichten, natürlichen und ihn weit mehr anlockenden Weg vor. Der erste bestritt die Natur, wollte sie ersticken, und machte den Menschen unglücklich in der Absicht ihn tugendhaft und mit der Natur übereinstimmend zu machen. Der andere zeigte dem Menschen, daß die Tugend mit der Glückseligkeit sehr wohl vereint seyn könne, und daß man, um zur Glückseligkeit zu gelangen, nur den geraden Weg gehen dürfe, den die Natur einem jeden vernünfti-

gen

gen Wesen vorzeichne. Der erste glaubte, daß man den Menschen, um glücklich zu machen, entmenschen, ihm seine Leidenschaften rauben, und ganz unempfindlich machen müsse; der andere glaubte, daß man seine Leidenschaften ordnen, leiten und sie zu seiner Wohlfarth gebrauchen müsse. Zeno hatte nur schwankende oder falsche Begriffe von der Natur, welcher die Menschen nach seiner Meynung gemäß leben sollten. Epikur wollte, daß der Mensch seiner eigenen Natur gemäß lebte, die durch Vernunft regiert im Stande ist ihm die reine Wollust, das heißt, die dauerhafte Glückseligkeit, welche der Gegenstand seiner Wünsche ist, zu verschaffen.

Nach dem Beyspiele Zeno's und seiner verdrüßlichen und mürrischen Sekte haben viele Moralisten, und insonderheit unsere Theologen aus der Tugend ein Phantom gemacht, das weit geschickter ist Abscheu zu erregen als die Menschen an sich zu locken. Bey Betrachtung der Verkehrtheit, die auf der Welt herrscht, fielen sie darauf, daß der Mensch, um glücklich zu seyn, alle Bande, die ihn mit seinen Nebenmenschen verbinden, zerreißen, auf alles, was ihm angenehm seyn könne und was er begehrt, Verzicht thun und sich mit einer völligen Gleichgültigkeit, gegen alles was die Menschen interessirt, bewafnen müsse. Mit einem Worte; die Moral der Stoiker sowohl als der Christen, scheint sich vorgesetzt zu haben, nicht nur den Menschen von andern Menschen, sondern auch sogar von sich selbst zu trennen und los zu machen. Nach solchen Grundsätzen war der stoische Weise so wie der vollkommene Christ, entweder ein bloßes Hirngespinst oder ein ganz unnützer

nützer Mensch. Auf einige Augenblicke kann der Enthusiasmus den menschlichen Geist wohl so weit hinreißen, daß er sich vergißt und sich über sich selbst erhaben zu seyn glaubt; allein er ist aller seiner Anstrengung ohngeachtet bald gezwungen sich wieder auf den Platz zu stellen, von wo ihn die Hitze seiner Einbildungskraft fortreißen wollte. Es ist nichts unsinniger als die Natur zu bekämpfen; sie trägt über kurz oder lang den Sieg davon und bestraft die Bemühungen, die man sie zu ersticken angewandt hat, oft sehr hart. Es ist nichts ausschweifenders, als die Glückseligkeit darin suchen, daß man sich elend macht, und nichts lächerlicher, als zur Tugend anreizen und sie doch unter unangenehmen Zügen darstellen. Der wahren Tugend und dem Wohl der Gesellschaft ist nichts mehr zuwider, als wenn man den Menschen anmahnt, sich in sich selbst zu verschließen, und sich von Wesen loß zu machen, welchen er seine Tugend beweisen soll. Die wahre Moral so wie die wahre Politik ist demnach diejenige, welche die Menschen näher zusammen bringen will, damit sie mit vereinigten Kräften an ihrer gemeinschaftlichen Glückseligkeit arbeiten können. Jede Moral, die unser Interesse von dem Interesse unserer Mitmenschen scheidet, die uns gegen ihren Kummer verhärtet, die uns unempfindlich gegen Gegenstände macht, die uns zu rühren vorhanden sind, ist eine falsche, unsinnige und widernatürliche Moral, deren Ausübung die Gesellschaft vom Grunde aus zerstören würde.

Nichts hat in der Moral so viel Ungewißheit hervorgebracht, als die verschiedenen Bedeutungen,

welche

welche die Menschen mit gewissen Wörtern verbanden, die sie sich deutlich zu erklären nicht die Mühe genommen hatten. Ein Beyspiel haben wir an dem Worte Natur, worunter einige die Gottheit, oder den Urheber alles dessen was existirt, und andere den ganzen Haufen aller der Dinge, welche das Weltall ausmachen, verstehn. Noch andere verstehn unter der Natur die unveränderliche Ordnung der Dinge, die aus den beständigen und den zu ihrer Erhaltung nothwendigen Gesetzen entspringt. In der Moral kann nur die Frage von der Natur des Menschen, das heißt, von derjenigen seyn, die seine Beschaffenheit ausmacht, oder von den Gesetzen seyn, wornach er handelt, sich erhält und glücklich macht.

Was für metaphysischen Spekulationen auch der Mensch über den Urheber seines Wesens und der Welt, die er bewohnt, nachhängen mag; — welche auch seine Ideen von dem verborgenen Principium, das ihn bewegt, und das er Seele nennt, seyn mögen; — er mag ferner diese Seele für geistig und immerdauernd oder — er mag sie für körperlich und vergänglich halten, er mag endlich Belohnungen und Strafen eines andern Lebens glauben oder nicht: — — genug seine Natur bleibt immer die nämliche. Meynungen verändern an dem Wesen der Dinge gar nichts. Der Ursprung und die Bestimmung des Menschen mögen seyn welche sie wollen; so wird er doch niemals daran zweifeln können, daß er nicht in einem jeden Augenblicke seiner gegenwärtigen Dauer von der Natur gezwungen werde, das Gute, das Vergnügen, die Tugend,

die

die Erhaltung seiner Existenz zu begehren, und das Böse, den Schmerz, das Laster und seinen Untergang zu fürchten. Diese der menschlichen Natur anhängende Empfindungen machen zusammen die Leidenschaften aus, die sich alle in Liebe oder Haß oder in Begehung des Guten, oder Furcht vor dem Bösen auflösen.

Die Leidenschaften sind also dem Menschen wesentlich, mit seiner Natur zusammenhängend, zu seiner Erhaltung und Glückseligkeit nothwendig und können folglich nicht vernichtet werden. Ein Mensch ohne Leidenschaften oder ohne Begierden würde aufhören ein Mensch zu seyn. Ein Ding von einer solchen Gattung würde gar keine Bewegungsgründe haben, weder zu handeln noch sich zu erhalten. Ganz von sich selbst abgesondert und loßgemacht, wie und wodurch sollte man es vermögen können sich für andere zu interessiren? Ein völlig gleichgültiger Mensch, der aller Leidenschaften beraubt wäre und sich selbst allein genügte, würde kein geselliges Wesen mehr seyn: er würde weder Verhältnisse noch Pflichten gegen andere kennen; für ihn würde es keine Moral geben; nichts würde ihn zur Tugend, die nur in der Mittheilung der Glückseligkeit besteht, aufmuntern können. Man sieht daraus, daß sowohl der Weise, der Stoiker, als der Heilige, oder der vollkommene Mensch des Christenthums, keine der Natur angemessene Wesen sondern wahre Statuen sind, die dem menschlichen Geschlechte unnütz seyn, und nur durch ihre Sonderbarkeiten und närrisches Betragen bey andern Menschen Aufsehn erregen würden.

Der Mensch kann über seine eigene Glückseligkeit nicht gleichgültig seyn, und um diese zu erhal-

ten bedarf er seiner Mitmenschen. Er bedarf seiner eigenen Begierden und Leidenschaften, um sich das Gute zu verschaffen, das Böse abzuwenden, und sich zu erhalten; er bedarf der Begierden und Leidenschaften seiner Mitmenschen um sie aufmuntern zu können, seine Leidenschaften zu unterstützen. Die Gesellschaft bedarf der Leidenschaften ihrer Mitglieder, um sie anzureizen an ihrer eigenen Erhaltung zu arbeiten. Für Wesen, die gegen ihre eigene Glückseligkeit völlig gleichgültig wären, würde sie gar keine Bewegungsgründe haben, sie zum handeln anzutreiben. Ein Mensch ohne Interesse würde gar nicht geneigt seyn können sich mit dem Interesse anderer zu beschäftigen. Ein geselliges Wesen muß also Begierden und Leidenschaften haben. Den übelen Gebrauch dieser Leidenschaften, es sey gegen sich selbst oder gegen andere, nennt man Laster und Thorheit, und ihren guten Gebrauch nennt man Tugend. Ohne Leidenschaften würde die Gesellschaft nicht bestehen können. „Die Gesellschaft," sagt Seneka, „ist einem Gewölbe ähnlich, das sich durch den Widerstand, den alle Steine, woraus es zusammengesetzt ist, gegen einander thun, erhält *)."

*) Societas noſtra lapidum fornicationi ſimillima eſt, quae caſura niſi inuicem obſtarent, hoc ipſo ſuſtinetur. Epiſt. 96.

Neuntes Hauptstück.

Vom Geschmack, vom Guten, vom Schönen, von der Ordnung und von der Uebereinstimmung in der Moral.

Wenn, wie ich schon mehr als einmal bemerkt habe, die meisten Sittenlehrer uns keine deutliche Begriffe von den Dingen gegeben haben; so haben sie ihnen doch oft genug schwankende Wörter untergelegt, mit denen man bisweilen sehr schwer einen gewissen Sinn verbinden kann. Mit Hülfe der Metaphysik und einem Haufen Spitzfindigkeiten, ist die allereinfachste und den Fähigkeiten aller Menschen am meisten angemessene Wissenschaft, selbst für geübte Köpfe ein unverständlicher Galimatias geworden. Es ist demnach der Mühe werth, dasjenige zu untersuchen, was alte und neue Moralisten durch die Ausdrücke, moralischer Geschmack, moralischer Instinkt, moralische Schöne, Ordnung und Harmonie, welche wir in ihren Werken antreffen, und die sie zu erklären sich nicht die Mühe gegeben, wenigstens nicht so zu erklären, daß der größte Theil der Leser sie verstehen sollte — haben sagen oder andeuten wollen. Gemeinhin scheinen diese Philosophen in ihren Systemen von angebohrnen Begriffen ausgegangen zu seyn, die der berühmte

Loke

Loke so gründlich widerlegt und in den Schulstaub zurückgewiesen hat *).

Der Zustand oder die Beschaffenheit, wornach ein Mensch, der ein gefühlvolles Herz hat, dessen Kopf zum Denken, zur Ideenverbindung und Erfahrungen zu machen gewöhnt ist, bey Wahrnehmung oder Erzählung einer tugendhaften Handlung gerührt wird und im Gegentheil bey Wahrnehmung oder Anhörung einer strafbaren oder unehrbaren Handlung einen Abscheu empfindet, — diese Gemüthsbeschaffenheit, sage ich, ist offenbar erworben, ist

*) Warburton erklärt das moralische Gefühl folgendermaßen: „es ist," sagt er, „eine Genehmigung des Guten und ein Abscheu gegen das Böse, das wir aus Instinkt und von der Natur vor aller Erkenntniß von den Dingen und ihren Folgen haben." Hutcheson schreibt: „Ein jeder, der aufmerksam nachdenkt, kann sich überzeugen, daß in ihm eine natürliche und unmittelbare Bestimmung vorhanden ist, die ihn treibt gewisse Neigungen und Handlungen, welche Folgen von jenen sind, zu genehmigen." An einem andern Orte erklärt er es durch einen natürlichen Sinn von einer unmittelbaren Vortreflichkeit, die in ihnen wohnt, ohne auf irgend einen andern Sinn oder auf die Vernunft Rücksicht zu nehmen. S. Hutcheson, Inquiry concerning virtue. Tom. I. p. 58. Auf dergleichen und ähnlichen Galimatias haben einige Neuere ihre Systeme der Moral gegründet.

eine Würkung der Gewohnheit, und man kann sie nicht als eine dem Menschen anhängende Empfindung betrachten. Wir bekommen alle unsere Begriffe durch die Sinne. Die Wiederholung der nämlichen Bewegungen, sie sey nun in den Organen unsers Körpers oder in unserer Seele, bewürken unsere Gewohnheiten, und diese Gewohnheiten, mit welchen sich unser Geist oder unser Körper vertraut gemacht hat und gleichsam mit ihm zusammengewachsen sind, werden für uns Bedürfnisse. Unser Kopf gewöhnt sich eben so zu denken, wie sich unsre Hand an mechanischen Arbeiten gewöhnt. Gewohnheit und Uebung machen Denker, Philosophen und Menschen die Geschmack haben, so wie sie Maler, Bildhauer, Künstler u. s. w. hervorbringen.

Von früher Jugend durch Erziehung, oder Meynung, oder eigene Erfahrung und Nachdenken, gewöhnt, die Verhältnisse der Dinge zu betrachten, ihren Vortheil oder Nachtheil sich lebhaft vorzustellen oder zu fühlen, gewisse Dinge zu loben oder zu tadeln, macht sich unsere Vorstellungskraft eine Reihe von Ideen, ein System das ihr zur Gewohnheit wird und wovon sie sich ohne viele Mühe nicht mehr losmachen kann. Das ist die Ursache, warum die Menschen an ihren wahren oder falschen Meynungen, die sie sich zu glauben gewöhnt haben, und die sie mit ihrer Glückseligkeit verbunden zu seyn wähnen, so stark und fest hängen.

Erziehung, Beyspiel, Ansehn unserer Lehrmeister und Herren sind es, denen wir, wie schon an einem andern Orte gesagt ist, unsere Meynungen verdanken, nur Schade, daß diese Meynungen oft verkehrt, der Wahrheit, der Vernunft und unserem

würk-

würklichen Vortheil widersprechen. Ein unter Menschenfressern erzogenes Kind, würde ohne Abscheu Menschenfleisch essen sehen, dahingegen ein in einer policirten Gesellschaft erzogenes Kind bey der bloßen Erzählung einer so barbarischen Gewohnheit zittern würde. Ein mit den Grundsätzen eines grausamen Aberglaubens genährter Portugiese, wohnt dem Auto da fe, dem Ketzerverbrennen mit Vergnügen bey. Ein mehr menschlich gesinnter Engländer würde den Anblick dieses ehrlosen und abscheulichen Schauspiels, dessen bloße Erzählung ihn mit Unwillen und Abscheu erfüllen würde, nicht aushalten können. Ein Mensch aus dem Pöbel wird gewöhnlich die Vorstellung von Ruhm an Schlachten und Eroberungen heften, welche dem Weisen über die grausamen Thorheiten, derer, die man für Helden hält, Seufzer auspressen.

Wodurch können wir in den Stand gesetzt werden, von der Güte oder der Verkehrtheit dieser so verschiedenen Vorstellungen und den so verschiedenen Würkungen einer und der nämlichen Handlung ein richtiges Urtheil zu fällen? Durch ihre Nützlichkeit, durch ihre Uebereinstimmung mit dem Interesse unserer Gattung, durch ihre Uebereinstimmung mit der menschlichen Natur, und endlich durch die Würkungen, die für unsere wahre Glückseligkeit daraus entspringen. Nach diesen Vergleichungen muß unser moralisches Gefühl oder unser moralischer Geschmack festgesetzt werden. Durch Wiederholung und Gewohnheit gebildet, oder mit unserm Geiste vertraut geworden, werden wir ihn mit einer sehr großen Geschwindigkeit, oder wenn man darauf besteht, als durch einen Instinkt ausüben.

Der moralische Geschmack ist in nichts von dem guten Geschmack in den Künsten verschieden. Letzterer setzt eine natürliche Geschicklichkeit, feine Organen, welche man der Natur schuldig ist, die aber gehörig gebraucht und geübt werden müssen, voraus. Diese Uebung, die in einer öftern Vergleichung der Kopieen mit ihren Mustern besteht, verschafft dem Auge das Vermögen, die Schönheiten und Mängel in einem Kunststücke sehr geschwinde wahrzunehmen. Der moralische Geschmack setzt gleichfalls eine natürliche Geschicklichkeit, eine Zärtlichkeit, eine Empfindsamkeit unsers Kopfs und unsers Herzens voraus, welche gehörig durch die Erziehung geübt, uns in den Stand setzen, sehr bald die nützlichen oder schädlichen Würkungen der Handlungen gewahr zu werden, ihre Folgen voraus zu sehen, und sie entweder zu loben oder zu tadeln. Auf diese Art werden wir Kenner in der Moral, so wie wir Kenner in der Malerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst ꝛc. werden. Nach dieser Kenntniß beurtheilen wir eine jede moralische Handlung vernünftig, wenn sie uns auch selbst nicht betrift. Eine vortrefliche, große, edle und großmüthige That, die sich im Alterthume begeben hat, verursacht uns noch jetzt ein großes Vergnügen und rührt uns empfindlich, so wie ein schönes Gemälde einem jeden Manne von Geschmack oder der Kenner in der Malerey ist, wenn er gleich nicht der Eigenthümer und oft auch wohl gar nicht einmal den Namen des Künstlers oder des Besitzers weiß, ein großes Vergnügen macht. Eine schöne Handlung des Alterthums gefällt uns, weil wir ihre Nützlichkeit fühlen, weil wir uns an die Stelle desjenigen setzen, der sie gethan hat, und an die Stelle derer, die Zeu-

gen derselben oder selbst deren Gegenstand gewesen sind, — weil wir wünschen, daß alle Menschen, die mit uns leben, ähnliche Thaten thun möchten. Eine erhabene That giebt uns überhaupt einen hohen Begrif von den Menschen, ein Gefühl, das immer gemacht ist uns selbst zu erheben und uns zu gefallen. Die tugendhaften Handlungen eines Codrus, eines Aristides, eines Sokrates machen auf einen Kenner in der Moral den nämlichen Eindruck, den eine mediceische Venus, oder ein Antinous, oder ein Apollo, oder ein Rücken des Herkules auf einen Bildhauer oder auf einen Kenner in der Bildhauerkunst machen, die in ihren Verhältnissen, Formen, Linien ꝛc. die Kunstgriffe einer Kunst sehen, die sie selbst üben, und die sie zu beurtheilen gelernt haben.

Diese Bemerkungen können dazu dienen uns zu zeigen, wie die Begriffe von Gutem und Schönen, welche das Nämliche bedeuten, und die immer etwas bezeichnen, das Wesen unserer Art nützlich, angenehm, vortheilhaft oder interessant ist, sich in uns bilden. Sokrates hatte einen sehr guten Grund seinen Zögling Alcibiades zu fragen: „glaubst du, daß das, was gut ist, nicht auch schön sey? Hast du nicht bemerkt, daß diese Eigenschaften die nämlichen sind? Die Tugend ist schön in eben dem Sinne als sie gut ist — — — die Schönheit des Körpers entsteht auch aus der Form, welche seine Güte oder sein Gutes ausmacht, und in allen Umständen des Lebens wird der nämliche Gegenstand beständig als schön und gut betrachtet, wenn er so beschaffen ist, als seine Bestimmung es fordert."

Wir nennen das in der That gut, was uns nützlich ist, Vergnügen und Wohlseyn verschafft. Wir nennen das schön, das unsere Augen auf eine so angenehme Art rührt, daß wir die Fortdauer wünschen. Das Schöne ist verhältnißmäßig zum Auge was das Gute und Angenehme in Beziehung auf den Gaum, die Harmonie zum Ohr und angenehmes Rauchwerk zum Geruch ist. Diese verschiedene Benennungen sind erdacht worden, um damit das zu bezeichnen, was einem jeden unsrer Sinne gut, nützlich und angenehm ist. In der Moral wird eine Handlung, die wir ihres Nutzens wegen für gut halten, auch wegen der angenehmen Bewegungen, die sie in dem Kopfe und dem Herzen derer hervorbringt, welche sie betrachten, das heißt, die mit Hülfe der Erfahrung und des Nachdenkens den ganzen Umfang aller ihrer Vortheile, die sie zu verschaffen fähig ist, kennen gelernt haben, — eine schöne Handlung genannt.

Nur eine sorgfältige Erfahrung setzt uns in den Stand, die nützlichen und vortheilhaften Handlungen, sie mögen es nun für uns selbst oder für unsere Mitmenschen seyn, zu entdecken. Mit Hülfe der Erfahrung und des Nachdenkens, erlangen wir eine Fertigkeit sie zu würdigen, oder ihre Schönheit und Häßlichkeit mehr oder weniger geschwinde, mehr oder weniger lebhaft zu empfinden, je nachdem unsere natürliche Empfindsamkeit, unser Temperament, unsere Einbildungskraft und unser Beurtheilungsvermögen beschaffen ist. Es giebt Menschen, die für die Moral stumpf und dumm sind, deren Kopf verblüfft, deren Herz schwer zu bewegen ist und die sehr wenig geschickt sind richtige Erfahrungen zu

machen, darüber nachzudenken und die gehörigen Folgen daraus zu ziehen. Für Leute von diesem Schlage ist das moralische Schöne nicht gemacht; es kann von ihnen nicht gefühlt werden. Wir finden Menschen, die für das physische Schöne eben so wenig einen Sinn haben. Eines gewissen Fehlers wegen in ihrer Organisation, bleiben sie ihr ganzes Leben hindurch gegen die Schönheiten der Malerkunst, der Tonkunst und der andern Künste vollkommen unempfindlich, während diese nämliche Schönheiten diejenigen entzücken, welche die Natur mit feinern Organen versehen hat, die sie gehörig geübt haben.

Ein Gegenstand scheint uns schön, wenn sein Ganzes auf unsere Augen eine gewisse angenehme Empfindung hervorbringt, daß wir seine Gegenwart wünschen, oder wenn wir, ohne unsere Organe zu ermüden, mit Leichtigkeit und Vergnügen alle seine Theile nach einander betrachten. Findet sich in diesen Theilen weder Uebereinstimmung, noch Ebenmaaß und Verhältniß, merken wir nicht den Zweck oder den Nutzen des Ganzen; so scheint uns der Gegenstand häßlich zu seyn und er mißfällt uns.

Die Ordnung besteht in der Zusammenstimmung aller Theile eines Ganzen zu einem allgemeinen Zweck. Die moralische Schönheit entspringt aus der moralischen Ordnung, welche in der Uebereinstimmung des Willens und der Handlungen der Menschen mit ihrer Glückseligkeit, dem einzigen Zwecke, den sich empfindsame Wesen vorsetzen können, besteht. Die physische Ordnung im Menschen ist die Uebereinstimmung aller seiner Theile, woraus die Erhaltung seines Ganzen, oder der Zustand, den wir Gesundheit nennen, entspringt. Ein politischer Körper ist in

Ordnung, wenn alle Mitglieder desselben sich getreulich sich zu seiner Erhaltung vereinigen. Eine Familie oder besondere Gesellschaft ist in Ordnung, wenn Vater, Mutter, Kinder, Verwandte, Knechte und Mägde zu ihrer gemeinschaftlichen Glückseligkeit beytragen. Der Wille und die Handlungen eines einzelnen Menschen sind in Ordnung, wenn sie zu seiner Erhaltung und zu seiner eigenen Glückseligkeit abzwecken. Der Wille und die Handlungen der in Gesellschaft lebender Menschen sind in Ordnung, wenn daraus die Erhaltung und die Glückseligkeit der zusammen in Gesellschaft getretenen, entsteht. Endlich nennen die Menschen in der Natur überhaupt, die Folgen von Ursachen und die natürlichen Würkungen, die ihnen zu ihrer Erhaltung und zu ihrer Glückseligkeit nützlich sind, Ordnung, und alles das Unordnung, was ihrer Glückseligkeit zuwider ist.

Das, was ich eben gesagt habe, zeigt, daß viele Moralisten nicht ohne Grund, die aus tugendhaften Handlungen entspringende Würkungen, mit den Folgen der Harmonie verglichen haben. Diese Handlungen vereinigen sich in den allgemeinen und besondern Gesellschaften zu einem Konzert, in welchem ein jeder Virtuose seine Spielparthie genau vorträgt. Man kann nicht zweifeln, daß diese nützlichen und aus einem wohlgeordneten Willen entstehende Handlungen, nicht gemacht seyn sollten, empfindsame, ehrbare und zum Nachdenken geübte Seelen, die allein fähig sind, den Werth dieser intellektuellen Musik zu fühlen und zu würdigen, eben so wohl zu rühren, als ein fühlbares und wohlgeübtes Ohr allein im Stande ist, in einem gut besetzten Koncert ein großes

Ver-

Vergnügen zu empfinden. Dies Vergnügen ist nicht für thörichte, mit sich selbst uneinige und unzufriedene oder des Gefühls beraubte Menschen, dergleichen die bösen, die dummen und so viele leichtsinnige Menschen sind, deren man nur zu viel in der Gesellschaft antrift, gemacht. Leute von diesem Schlage haben keine Begriffe weder vom moralischen Schönen, noch von moralischer Ordnung, noch von moralischer Harmonie, oder wenn sie dergleichen ja haben; so sind sie doch falsch und der Vernunft und Erfahrung zuwider.

Die Moralisten, welche das Gefühl vom Guten, Moralischschönen, von Ordnung als dem menschlichen Geschlecht anklebend betrachten, hätten die nicht wahrnehmen sollen, daß die Menschen über die Gegenstände, mit welchen sie diese Begriffe verbinden, keinesweges einig sind? Wir haben schon bemerkt, daß bisweilen ganze Völker sehr strafbare und der gesunden Vernunft widersprechende Handlungen als gute und schöne Handlungen, genehmigt, gelobt und bis in den Himmel erhoben haben. Gaben nicht die Römer den Titel guter braver Mann (bonus) als einen großen Vorzug, wilden Kriegern und den wahren Geißeln der Menschheit? Brachte es nicht der schändliche Aberglaube dahin, daß man Gottheiten, die nach dem Betragen, das man ihnen beylegte, höchst abscheulich waren, als sehr gute und sehr große Wesen, anbetete? Hat nicht dieser nämliche Aberglaube bey alten und neuen Völkern Gewohnheiten eingeführt, wovor einem jeden vernünftigen Wesen ein Schauder überfallen muß? Fährt nicht endlich die bey dem größten Theile der Menschen immer noch bestehende Barbarey fort, ihnen

nicht

Handlungen als gute, schöne und lobenswürdige Handlungen, und manche Gesetze, Gewohnheiten und Einrichtungen als für die Gesellschaft sehr ersprießliche Anordnungen darzustellen, die der gesunden Vernunft geradezu entgegengesetzt und der Gesellschaft höchst schädlich sind?

Die Menschen sind in ihren Begriffen über das physikalische Schöne eben so uneinig, als über das moralische Schöne. Haben wohl die verschiedenen Völker über das, was die Schönheit bey einem Frauenzimmer ausmacht, übereinstimmende Begriffe? Man bringe das der blendenden Weiße seiner Haut und der Regelmäßigkeit aller Züge und des ganzen Baues wegen von ganz Europa bewunderte Frauenzimmer nach Nigritien, und sie wird den Negern vielleicht kein sonderlich begehrungswerther Gegenstand zu seyn scheinen, da sie gewohnt sind, den Begrif von Schönheit nur mit der Farbe, die sie selbst haben, zu verbinden. Dinge, die uns heßlich, ungestalt, lächerlich scheinen, sind es nicht in den Augen der Bewohner eines andern Landes. Wir genehmigen sie oft nur deshalb nicht, weil sie unsern Begriffen, unsern Gewohnheiten und unsern Gebräuchen nicht gemäß sind. So finden wir die Kleidungen, Gebräuche und Manieren der Fremden abgeschmackt und lächerlich, bloß weil sie von denen verschieden sind, an welchen sich unsere Augen gewöhnt haben. Wir empfinden einen Ekel an Speisen, die in andern Ländern für große Leckerbissen gehalten werden, aus dem einzigen Grunde, weil unser Gaum von Jugend auf daran nicht gewöhnt ist. Die Kleidertrachten, Moden und Gebräuche unserer Vorfahren scheinen uns jetzt im höchsten

sten Grade lächerlich, obgleich die unsrigen es in den Augen der Nachkommenschaft nicht im geringsten weniger seyn werden.

Die Begriffe von Ordnung sind in den Köpfen der Menschen eben so wenig übereinstimmend als die vom Schönen und Guten. In der Natur selbst scheint einigen das eine bewundernswürdige Ordnung zu seyn, was in den Augen anderer die schändlichste Unordnung zu seyn scheint. Der Aegypter betrachtet die periodischen Ueberschwemmungen des Nil als ein sichtbares Zeichen der über ihn wachenden Vorsehung, die sich dieses Mittels bedient seine dürre Felder fruchtbar zu machen, dahingegen die Austretungen der Donau den Völkern, welchen sie durch ihr Wasser die Fruchtbarkeit ihrer Aecker mit fortreißt, eine Züchtigung zu seyn scheinen. Die Begriffe von moralischer Ordnung sind nicht weniger in den Köpfen der Menschen verschieden. Wie wenige Sterbliche haben wahre und richtige Begriffe von der moralischen Ordnung, der gesellschaftlichen Ordnung, und wie oft halten sie nicht das für Ordnung, was die traurigste Unordnung ist! Wie können Völker sich einbilden in Ordnung zu seyn, wenn eine despotische und regellose Regierung sie mit der zügellosesten Ausgelassenheit beherrscht, — wenn ungerechte Gesetze, abgeschmackte Gewohnheiten, unordentliche Sitten, wilde Leidenschaften alles in Unordnung setzen, — es dahin bringen, daß keine Harmonie unter den Mitgliedern der Gesellschaft vorhanden ist, und es verhindern, daß sie sich zur Ordnung, zur Unterstützung und Erhaltung der Glückseligkeit des Ganzen niemals verbinden können! Die Ordnung

nung der meisten Staatskörper gleicht der Ordnung eines kranken Körpers, den ein hitziges Fieber bald in Raserey, bald in verdrießliche Mattigkeit wirft.

Man sieht also, daß für die Menschen eine relative, konventionelle und in der Einbildung bestehende Ordnung vorhanden sey, und daß die Ideen vom Guten und Moralischschönen nichts weniger als feststehende Begriffe sind. Aber wie kann man von der Richtigkeit oder Falschheit dieser Begriffe ein wahres Urtheil fällen? Wie kann man bestimmen, ob sich die Menschen in ihren Begriffen von Ordnung irren, oder nicht irren? Nicht anders, als wenn man auf den Nutzen oder die Schädlichkeit sein Augenmerk richtet, was daraus für sie entsteht, — nicht anders, als wenn man die Würkungen der Ursachen betrachtet, die sie genehmigen oder tadeln, — nicht anders, als wenn man die beständigen und wahren Vortheile in Erwägung zieht, die aus den Meynungen, Gewohnheiten, Gesetzen und Einrichtungen entspringen, die sie als lobenswerth annehmen oder als tadelnswürdig verwerfen. Diese Prüfung setzt aber Erfahrung, Nachdenken, und einen geübten Verstand voraus, wozu sehr wenige Menschen fähig sind. Hieraus folgt demnach, daß die Begriffe vom Schönen, vom Guten, von Ordnung nichts weniger als angebohrne Begriffe sind und daß sie nur mit guten natürlichen Anlagen und mit vieler Mühe erworben werden können. Bey den meisten Menschen, die sehr wenig nachdenken, sind diese Ideen gewöhnlich bloß Würkungen der Erziehung, des Beyspiels, des Vorurtheils und einer maschinenmäßigen Gewohnheit oder eines Privateigennutzes,

dem

dem es gar sehr eigen ist, Nachdenken und Vernunft völlig auszuschließen *).

Es gehört ohne Zweifel Erfahrung und Geschicklichkeit dazu, wenn man von der Moralität, das heißt, von der Güte und Schönheit einer Handlung ein gesundes Urtheil fällen will. Zu Erlangung des moralischen Geschmacks bedarf es eines gutgestimmten Kopfs, der die wahren Verhältnisse der Dinge, die nothwendige Verbindung der Ursachen mit ihren Würkungen, die Folgen der Handlungen und der menschlichen Einrichtungen in Beziehung auf das allgemeine Beste und auf das Beste eines jeden einzelnen Menschen zu finden und aufzugreifen weiß. Der Instinkt ist in der Moral so wie in der Physik niemals etwas anders als die geschwinde Anwendung unserer Erfahrungen und unserer Ueberlegungen bey der Natur der Ursachen und ihrer Würkungen. Wenn ich einen Stein auf mich herabfallen sehe, so entferne ich mich nach Instinkt, das heißt, ich wende auf den gegenwärtigen Fall gleich das Resultat einer großen Menge vorher gehabter Erfahrungen an, oder die Schlüsse meines Nachdenkens und meiner Räsonnements, wornach ich weiß, daß ein Stein ein schwerer und harter Körper ist, der sich nach den Gesetzen der Schwere in freyer Luft nicht halten kann, sondern herunterfallen muß, und welcher, wenn er meinen Körper trift, mir Schmerzen verursacht oder gar des Lebens berauben kann. Indem ich alle diese erlangten Kenntnisse zusamuen nehme,

*) Quidam credulí; quidam negligentes sunt; quibusdam mendacium obrepit, quibusdam placet.

Seneca.

nehme, so geschieht es, daß ich mit Geschwindigkeit den Fall eines Steins vermeide, den ein aller Erfahrung beraubtes Kind ohne Furcht erwarten und vielleicht gar mit Vergnügen fallen sehen würde. Sehen wir nicht täglich, daß ein Kind seine Finger nach einem glühenden Eisen ausstreckt oder ins Feuer greift? Aber es hütet sich wohl es wieder zu thun, wenn es einmal die Erfahrung von dem Schmerze gemacht hat, den ihm diese Dinge verursachen können.

Wenn selbst in unsern natürlichen oder physischen Bewegungen unser Instinkt eine erworbene Eigenschaft ist, so können noch viel weniger unsere moralische Empfindungen oder unsere Begriffe vom Guten und Schönen für angebohrne Begriffe gehalten werden. Die Würkungen menschlicher Handlungen sind gemeiniglich sehr weit von ihren Ursachen entfernt, und es ist schwer sie zuvor zu merken. Die Umstände machen, daß sie bis ins unendliche verschieden sind und setzen oft die größte Klugheit in Verlegenheit; überdem lassen sich die Folgen dieser Handlungen bisweilen erst lange nach dem gegebenen Antriebe empfinden. Es bedarf Erfahrung und Nachdenken, um den Werth der Billigkeit, der Menschlichkeit, der Wohlthätigkeit, der Dankbarkeit u. s. w. Tugenden, die so oft von den Menschen verkannt werden, — kennen zu lernen. Es bedarf eines geübten Kopfes, das Recht vom Unrecht zu unterscheiden, welches zu verirren sich so viele Dinge vereinigt zu haben scheinen. Es bedarf eines Scharfsinns um das so oft unter dem Scheine der Nützlichkeit in den meisten menschlichen Einrichtungen verborgene Gift wahrzunehmen. Ueberhaupt

ist

ist ein jeder nachdenkender Mensch, wenn er eine That verrichten will, wegen der großen und mannichfaltigen Verwickelungen und Umstände, die mit derselben verbunden sind oder leicht dazu treten können, zweifelhaft, so daß es ihm oft fast unmöglich ist, das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen, und das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden.

Das Kind bringt bey seiner Geburt keine moralische Empfindung auf die Welt; nur Bedürfnisse begleiten es, denen es zu genügen sucht. Weigert man sich seinen Phantasien ein Genüge zu thun; so kennt es weder Verhältnisse noch Pflichten. Es würde seine Mutter und seine Amme schlagen oder tödten, wenn es die Kräfte dazu hätte, und nachher weder Vorwürfe noch Gewissensscrupel erfahren. Erst nach und nach lernt es einsehen, wie nothwendig ihm seine Eltern sind, daß sein Vortheil es erfordert, sich an sie zu halten, um das zu erlangen, was es begehrt, und wie nützlich es sey, die plötzlich aufsteigende Leidenschaften zu unterdrücken, die ihn gegen alles, was ihm mißfällt, einen Anlaß geben. Nachdem es größer wird, wird es gelehriger und vernünftiger, weil ihm die Erfahrung nach und nach über sein wahres Interesse die Augen öfnet. Das moralische Gefühl entwickelt sich in ihnen nach seinen natürlichen Anlagen und nach der Erziehung, die es täglich in Uebung setzt.

Alle Menschen sind im Anfange Kinder. Die Erziehung ihrer Eltern giebt ihnen die ersten Vorstellungen, läßt sie die ersten Erfahrungen machen, flößt ihnen ihre ersten moralischen Empfindungen ein, theilt ihnen wahre oder falsche, gute oder böse, nütz-

liche oder schädliche Meynungen sowohl in Ansehung ihres eigenen Vortheils als des Vortheils der Gesellschaft mit. Wie viele Menschen sehen wir nicht, welchen die Erziehung bloß eben so falsche als gefährliche Vorstellungen einflößt, wornach sie oft weder moralischen Geschmack, noch Begriffe vom Wahren, Guten und Schönen, noch von Ordnung, noch von Harmonie erhalten können. Wie viele Völker sind nicht überhaupt noch in dem Stande der Kindheit und Thorheit, wornach sie die der Vernunft und ihrer eigenen Glückseligkeit widersprechende Handlungen, als vortrefliche und lobenswürdige Handlungen genehmigen, oder sie doch wenigstens ohne Abscheu ansehen können! Die Erde ist mit alten Kindern bevölkert, die noch keinen Begrif weder von der Tugend, noch von den Vortheilen haben, die sie verschafft.

Zehentes Hauptstück.

Von den moralischen Tugenden.

Die erste Tugend, diejenige, welche allen zur Grundlage dient, ist die Gerechtigkeit. Simonides beschreibt sie sehr wahr, wenn er sagt, daß sie die Tugend sey, wornach man einem jeden giebt, was man ihm schuldig ist. Ein neuer Moralist erklärt sie noch besser, wenn er sagt,

daß

daß die Gerechtigkeit die Uebereinstimmung der Handlungen mit dem Gesetze sey *). Durch Gesetz versteht er das Gesetz der Natur, nicht aber das bürgerliche Gesetz, das diesem Urgesetze sehr oft widerspricht.

Dem sey wie ihm wolle, genug die Gerechtigkeit ist eine zur Fertigkeit gewordene Eigenschaft, nach welcher der Mensch einem jeden seiner Mitmenschen sein Vermögen, seine Rechte und Dinge, die zu seiner Erhaltung und zu seiner Glückseligkeit nothwendig sind, in Ruhe genießen läßt. Sie besteht nicht nur in einer Unterlassung der Stöhrung, sondern auch darin, daß wir, so viel an uns liegt, einen jeden unserer Mitmenschen in dem Genuß seiner Freyheit, seiner Güter oder Eigenthums und seiner Sicherheit beschützen. Mit einem Worte; die Gerechtigkeit gebietet uns andern nichts zu thun, was wir nicht wünschen, das sie uns auch thun sollen, folglich, daß wir uns alles dessen enthalten, was ihnen schädlich seyn oder mißfallen kann.

Das Recht zu schaden kann in der Gesellschaft niemand erlangen. Das Recht bedeutet ein jedes Vermögen oder Können, dessen Ausübung der Gerechtigkeit und der Nützlichkeit der Gesellschaft gemäß ist. Die Gesellschaft ist nur nützlich, weil sie die Gerechtigkeit unter ihren Mitgliedern aufrecht erhält. Man giebt der Gerechtigkeit den Namen Billigkeit, weil sie der Ungleichheit, welche die Natur unter den Menschen gemacht hat, abhilft. Sie legt der Stärke einen Zaum an; sie beschützt

*) S. Diss. Meditazioni sulla felicita.

den Schwachen gegen den Mächtigen, den Armen wider den Reichen. Sie setzt einen jeden in den Stand, sein eigenes Interesse zu befördern, welches sie jedoch einschränkt und dem allgemeinen Besten unterordnet, von dem sich das Privatinteresse ohne Gefahr niemals trennen kann.

Die Gerechtigkeit interessirt alle Mitglieder der Gesellschaft gleich gut; ohne selbige ist keines von ihnen irgend etwas gewiß. Der ungerechte Mensch zerreißt das gesellschaftliche Band, das ihn mit andern Menschen verbindet; er wird der Feind aller, und giebt einem jeden das Recht ihm selbst zu schaden. Der Mißbrauch, den er von seinen Rechten macht, berechtigt seine Mitgenossen sich der ihrigen zu bedienen, um das Hinderniß wegzuräumen, das er ihrer Wohlfarth entgegensetzt. Die Stärke kann niemals Rechte geben, die nicht eine größere Stärke vernichten könnte. Die Gerechtigkeit kann allein wahre und geltende Rechte verleihen. Die Rechte der Gesellschaft auf ihre Glieder, sind nur auf die Vortheile gegründet, die sie ihnen gewährt.

Menschen regieren, heißt sie verbinden, die Gerechtigkeit unter einander beobachten. Das Gesetz ist nur die Regel der Gerechtigkeit, die allen Bürgern vorschreibt, wie sie ihr Betragen einzurichten haben. Das Ansehn oder die Autorität besteht nur in dem Rechte, die Gerechtigkeit in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten.

Pythagoras sagt, die Gerechtigkeit ist das Salz des Lebens. In der That erhält sie alles, beschützt sie alles gegen Verderbung; sie macht die Person und die Güter anderer für uns unverletzlich und heilig. Der Mensch allein ist Herr

von

von sich selbst; um sich in Sicherheit zu setzen, lebt er in Gesellschaft. Die Gesellschaft muß also einem jeden seiner Mitglieder den Genuß seiner selbst, den freyen Gebrauch seiner gesetzmäßigen Rechte, und den Besitz der Dinge, die es durch Fleiß und Arbeit erworben hat, zusichern. Hieraus folgt, daß keine Gewalt auf Erden das Recht habe, dem Menschen seine Freyheit, die in dem Vermögen besteht, an seiner mit der Gerechtigkeit übereinstimmenden Wohlfarth zu arbeiten, — zu rauben, noch ihm sein Eigenthum zu nehmen, worunter man alles versteht, was der Mensch besitzt, oder sich durch seine Mühe, Fleiß und Geschicklichkett erwirbt. Der Mensch erwirbt sich über alle die Dinge gegründete Rechte, die nur das zu werden, was sie sind, die Anwendung seiner persönlichen Fähigkeiten und Kräfte gekostet haben. Seine Arbeit vereinigt sich so zu sagen mit der Sache selbst, die er sich zu vervollkommnen, oder nützlich zu machen, oder zu modifiziren, es sey nun für sich selbst oder für andere, die Mühe gegeben hat. Ohne Sicherheit, ohne Freyheit, ohne Eigenthum wird uns die Gesellschaft völlig unnütz. Nur um diese Rechte gegen Gewaltthätigkeit zu schützen, ist uns das gesellschaftliche Leben vortheilhaft. Eine Regierung, die uns die Gerechtigkeit raubt, oder welche sie nicht beschützt und aufrecht erhält, ist eine offenbare Ungerechtigkeit, eine Straßenräuberey, wogegen sich jedes menschliche Herz empören muß.

Die Gesetze müssen bey allen Völken der gerechte Wille aller seyn, der sich auf das Interesse aller gründet, und dem besondern Willen, dem Privatinteresse, den Leidenschaften und dem Eigensinn,

welche oft sehr ungerecht seyn können, entgegengesetzt ist. Keine Gewalt auf Erden kann die Menschen von der Pflicht der Gerechtigkeit loßzählen. Eine Gesellschaft, die ihren Oberen oder Mitgliedern ungerecht zu seyn erlaubte, würde sich offenbar in dem Zustande des Wahnsinns befinden und Mithelferin an ihrem eigenen Untergange seyn.

Die Gerechtigkeit, ich wiederhole es, ist der Grund aller gesellschaftlichen Tugenden, und die Richtschnur aller anderen. Wenn wir von Fremden keine Liebe und keine Wohlthaten fordern können; so haben wir doch wenigstens das Recht von ihnen zu fordern, daß sie gerecht gegen uns sind, weil ein jeder Mensch berechtigt ist, dergleichen von uns zu fordern. Empfindsamkeit, Zärtlichkeit, Freundschaft, Mitleiden können uns bisweilen verblenden, aber der Gerechtigkeit kommt es zu ihnen Schranken zu setzen: unbeweglich und unbeugsam in ihren Gesetzen, lehrt sie uns keine Ausnahme zu machen. Alle besondere Verbindungen des Bluts und selbst des Vaterlandes sind ihr untergeordnet oder müssen ihr weichen. Keine Gewalt auf Erden hat das Recht uns zu zwingen ungerecht zu seyn, weil die Gerechtigkeit die Stütze der Welt ist.

Mit einem Worte; die Gerechtigkeit ist das wahre Gegengewicht gegen unsere Eigenliebe, die uns oft irre führt. Sie zügelt unsere Leidenschaften; sie lehrt uns unsere flüchtige Privatvortheile dem dauerhaften und ausgebreiteteren Interesse, wovon unsere Glückseligkeit abhängt, aufopfern; sie macht es uns fühlbar, daß wir alle unsere Rechte auf Liebe, Achtung und Hülfe unserer Mitgenossen verlieren, wenn wir gegen sie ungerecht sind. Ueberhaupt

beweiset uns alles, daß die Billigkeit verletzen, eben so viel ist, als ungerecht gegen sich selbst seyn, seinem eigenen Vortheile schaden, sich für den Feind seiner selbst und anderer erklären und anderen das Recht geben, uns Böses zu thun.

Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Rechte der Völker. Die Nationen sind nur einzelne Mitglieder der allgemeinen Gesellschaft oder des menschlichen Geschlechts. Ein Volk ist einem andern Volke eben das schuldig, was ein Mensch dem andern Menschen schuldig ist. Für Wesen unserer Art giebt es nicht zwey Moralen. Die Bande, welche Freunde verbinden, verbinden auch aliirte Völker. Die Bande der Menschlichkeit oder Billigkeit vereinigen auch die entferntesten und fremdesten Völker, deren Interesse sich unter einander entgegengesetzt ist. Mangel des Nachdenkens über die unveränderlichen Pflichten der Gerechtigkeit ist Schuld daran, daß so viele sonst denkende Männer die Politik von der Moral unterschieden haben. Beweiset uns nicht die bloße Vernunft zureichend, daß jeder Souverän oder jedes Volk, das die Verwegenheit hat einen andern Souverän oder Volk zu beleidigen, diesen nach den Gesetzen der Billigkeit das Recht giebt und sie autorisirt, sie eben so zu behandeln? Die Gerechtigkeit ist der einzige Wall, den Völker und Fürsten ihren gegenseitigen Leidenschaften entgegen setzen können. Die Ungerechtigkeit ist es, die so viel Elend sowohl in Familien als in Gesellschaften und ganzen Völkern anrichtet. Ungerechtigkeit ist es, die den Fall der Reiche verursacht. Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der öffentlichen und Privatglückseligkeit. Die Menschen sind nur lasterhaft und unglücklich,

weil sie ungerecht sind; alle moralische Tugenden sind in gewisser Rücksicht auf die Gerechtigkeit gegründet *).

Die Menschlichkeit, diese so karakteristische Tugend des Menschen, welche von Wesen, die sich vernünftige nennen, so oft mit Füßen getreten wird, ist ein Zweig der Billigkeit. Menschlich seyn, heißt geneigt seyn Gerechtigkeit auszuüben, Hülfe zu leisten und ohne Unterschied allen Wesen unserer Art Gutes zu thun. Diese lobenswürdige Eigenschaft ist auf Vernunft, Erfahrung und Nachdenken gegründet, die uns beweisen, daß Menschen als empfindsame und schwache Wesen, die alle Augenblicke Hülfe und Beystand bedürfen, ihre Hülfe allen, die sie verlangen, mittheilen müssen, wenn sie das Recht haben wollen, dergleichen von ihren Mitmenschen zu fordern. Es ist genug ein Mensch zu seyn, um Rechte auf den Menschen zu haben. Die Menschlichkeit ist ein Band, das auf eine unsichtbare Weise den Bürger zu Paris mit dem Bürger zu Pekin verbindet. Sie ist ein Vertrag, der alle Mitglieder der großen Familie, von welcher die verschiedenen Völker der Welt nur als zerstreute einzelne Wesen zu

*) In den heiligen Büchern der Juden und Christen, wird der rechtschaffene oder Gott angenehme Mensch, gemeiniglich per excellentiam, der Gerechte genannt, welches sehr vernünftig ist, weil die Gerechtigkeit alle Tugenden in sich faßt. Unglücklicher Weise aber ist der Gerechte nach der jüdischen und christlichen Religion, gewöhnlich ein abergläubischer, ein menschenfeindlicher, ein ungeselliger Mensch und ein unnützer Bürger.

zu betrachten sind, gleich gut verbindet. Dieser Vertrag ist der Schirm unsers Geschlechts. Er giebt einem jeden das Recht, die Gerechtigkeit, das Mitleiden und die Gütigkeit eines jeden gefühlvollen Menschen, in welchem Lande, von welcher Religion und Stande er seyn mag, aufzufordern. Krieg, Grausamkeit, Eroberungen, Intoleranz, Härte sind alles Dinge, die der Menschheit zuwider sind.

Die Mäßigkeit, in so fern uns diese Tugend befiehlt, uns dessen zu enthalten, was anderen gehört, ist ein Ausfluß der Gerechtigkeit. Die Mäßigkeit, in Beziehung auf uns selbst, und die uns vorschreibt, uns alles dessen zu enthalten, was uns schädlich seyn könnte, ist eine Folge der Gerechtigkeit, die wir uns selbst schuldig sind. Ein verständiges Wesen ist es sich selbst schuldig glücklich zu seyn. Es muß sich erhalten, und alle Mittel, die es dazu gebraucht, sind rechtmäßig, wenn sie der Billigkeit gemäß sind.

Wohlgewogenheit und Wohlthätigkeit sind Neigungen, die von der Gerechtigkeit absprossen, die uns vorschreibt unsere Mitmenschen zu lieben und ihnen Gutes zu thun, damit wir die Zuneigung, die wir bey ihnen wahrzunehmen wünschen, merken, und das Gute, was wir von ihnen erhalten wollen, würklich erhalten. Zur Erlangung des Rechts auf die Zuneigung und Gütigkeit der Menschen, erfordert die Billigkeit, daß wir ihnen Zuneigung zeigen und geneigt sind, ihnen Gutes zu thun. Die Wohlgewogenheit sowohl als die Wohlthätigkeit sind durch Nachdenken kultivirte Eigenschaften, welche uns den Ruhm, das Vergnügen, die Zufriedenheit und den Vortheil zeigen, den wir haben, wenn wir unsere Mitmenschen lieben und ihnen Merkmale unserer

Zuneigung geben. Wohlthätig, großmüthig und dienstfertig seyn, heißt sich selbst mit dem Vergnügen anderer sättigen. Einem tugendhaften und gefühlvollen Menschen ist die Wohlthätigkeit seine eigene Belohnung, weil sie ihm ein Recht giebt sich selbst zu schätzen, und sich mit Grunde über das Gute zu freuen, das er gethan hat. Was giebt es wohl für bessere Gründe, worauf die öffentliche Schätzung oder die eigene Schätzung gegründet werden könnte, als diejenigen eines Menschen sind, der Macht, Gewalt und Willen hat, Menschen glücklich zu machen? Mit welcher Stirne untersteht sich eine falsche Moral das gesetzmäßigste Gefühl, und das recht dazu geschickt ist, die Menschen auf dem Wege der Tugend zu erhalten oder sie darauf zu führen, zu verdammen?

Das Mitleiden ist eine Neigung, bey der eine physische Empfindlichkeit oder Zärtlichkeit der Organen, verbunden mit Einer Einbildungskraft, die uns das Unglück unserer Mitmenschen oder selbst der Thiere lebhaft darstellt, zum Grunde liegt. Dies setzt uns in einen schmerzhaften Zustand, aus dem wir uns gern versetzt zu sehen wünschen. Einem Unglücklichen helfen, heißt sich selbst helfen, heißt ein trauriges Gemälde aus unserer Seele fortschaffen, um daselbst die fröhliche und lachende Vorstellung hinzusetzen, die aus dem Bewußtseyn, einem Menschen glücklich gemacht zu haben, entsteht. Wie sehr liebe ich den Grundsatz jenes gefühlvollen Mannes, der da sagte: „man müßte weder einen Hund schlagen, noch ein Insekt tödten, ohne hinreichende Ursachen zu haben sich vor dem Tribunal der Billigkeit rechtfertigen zu können!“ Bey vielen Menschen

sucht

sucht man nach dieser Neigung vergebens. Die Empfindlichkeit der Organe selbst wird unnütz, wenn sie nicht geübt ist. Wie viele Menschen giebt es nicht in der Welt, bey denen man sehr sorgfältig jeden Keim des Mitleidens erstickt hat! Die Fürsten, die Eroberer, die Krieger, die Großen und die Reichen sind gemeiniglich Wesen ohne Mitleiden *).

Die Alten rechneten die Stärke der Seele und den Muth oder Herzhaftigkeit gleichfalls zu den Tugenden. Es würde nur eine mörderische und wilde Tugend seyn, wenn man darunter bloß die kriegerische Tapferkeit verstehen wollte, von welcher so viele Völker noch ein so großes Aufheben machen, und die sich gemeiniglich nur durch Ungerechtigkeiten und Verheerungen merkbar macht. Die Stärke ist eine nützliche, lobenswerthe und tugendhafte Eigenschaft, wenn man darunter, den Muth, die Spannkraft, die Großmuth verstehet, die einen guten Bürger bewegen seinem Vaterlande zu dienen und es selbst mit seinem Leben wider seine wahre auswärtige oder innerliche Feinde zu vertheidigen. Dieser edle Enthusiasmus verdient alles Lob, wenn er das öffentliche Wohl, die Freyheit, die Gerechtigkeit zum Gegenstand hat, wenn er das Herz des Menschen erhebt und sich zu erniedrigen verhindert, wenn er sich fest an der Tugend anschließt, und sich weder durch Sitten noch durch Beyspiele erschüttern läßt. Der schwache Mensch, ohne Charakter und ohne Festigkeit, ist niemals für sich selbst sicher. Hat er selbst keine starken Leidenschaften oder lasterhafte Neigungen; so

giebt

*) S. Shenstones Works.

giebt er leicht andern Gehör und wird oft so schädlich als der entschlossenste Bösewicht. Die Schwäche eines Fürsten ist einem Volk bisweilen viel nachtheiliger, als die schwärzeste Boßheit. Jeder schwache Mensch wird gar leicht ungerecht. Tyranney und Knechtschaft sind mit der Billigkeit gleich unerträglich. Der Sklave, der in Ketten sein Leben zufrieden hinbringt, ist ein Feiger, der gegen sich selbst und seine Mitbürger ungerecht ist. Die wahre Stärke kann nur auf die unverletzliche Zuneigung zur Billigkeit gegründet werden.

Bey den wilden Völkern ist die Stärke bloß eine viehische und rohe Tapferkeit. Bey einer sklavischen Nation ist sie die Gewaltthätigkeit ihrer Tyrannen, die von ihren dummen Sklaven unterstützt werden. Bey den durch Luxus verdorbenen oder im Despotismus schmachtenden Völkern, sind Stärke, wahre Seelengröße, edle Empfindungen und wahre Tapferkeit, sehr selten. Es gehört viele Stärke dazu in einem Lande tugendhaft zu seyn, wo die Tugend verhaßt und lächerlich ist. Nach den Grundsätzen der meisten Religionen der Welt muß die Stärke von der Zahl der Tugenden ausgeschlossen werden. Sie unterjochen die Seelen und rauben ihnen alle Spannkraft. Lassen sie eine Stärke zu; so muß sie bloß passiv seyn, und darin bestehen, daß die Sklaven die Ketten geduldig und niederträchtig tragen, worein die Ungerechtigkeit so oft das menschliche Geschlecht gelegt hat. Kein Mensch ist stark, wenn er nicht billig ist *).

Die

*) justum et tenacem propositi virum. Horat.

Die Klugheit wird auch den Tugenden beygesellt; sie scheint aber im Grunde von der Vernunft nicht verschieden zu seyn, die durch Erfahrung und Nachdenken geleitet und unterrichtet, uns im voraus die Folgen unserer Handlungen wahrnehmen und alles das zu vermeiden lehrt, was uns selbst, über kurz oder lang, schädlich seyn, oder uns die Zuneigung unserer Nebenmenschen rauben und ihren Haß oder Rache zuziehen könnte. Die Klugheit könnte durch die vernünftige Furcht vor den Folgen, die unsere Handlungen haben können, erklärt werden. Diese Furcht ist dem Menschen, und besonders denen, welche die Völker regieren, deren Pflicht es ist, die Begebenheiten, die auf die gemeine Wohlfarth Einfluß haben könnten, vorherzusehen und ihnen zuvorzukommen, sehr heilsam. Leichtsinn, Unvorsichtigkeit, Schwachheit und Dummheit sind in der Politik eben so schädlich, als die studierteste Boßheit.

Das sind die wahren reellen Tugenden, welche die Sittenlehre den Menschen vorhalten muß und die auf ihren wahren und dauernden Vortheil gegründet sind. Die Tugenden dieser Gattung sind dem ganzen menschlichen Geschlechte nothwendig. Ihr Nutzen ist nicht scheinbar, bald vorübergehend, und besteht nicht in der Einbildung; sie hängen nicht von Gewohnheiten, Launen oder Moden ab, und haben augenscheinlich die Glückseligkeit aller derer zum Endzweck, welche sie ausüben.

Die erste Pflicht im geselligen Leben ist gerecht zu seyn. Die Gerechtigkeit will, daß sich der Mensch der Gesellschaft nützlich machte, weil sie ihm selbst nützlich und nothwendig ist. Die Dankbarkeit ist

eine

eine Handlung der Gerechtigkeit. Alles verpflichtet uns demnach, dem Vaterlande nach unserm Vermögen zu dienen, und so viel als in unsern Kräften steht zur Glückseligkeit unserer Mitbürger und des ganzen menschlichen Geschlechts beyzutragen. Man kann es nicht zu oft wiederholen, daß Tugend und Verdienst in der Nützlichkeit bestehen. So wie wir wünschen, daß uns das gesellige Leben angenehm seyn möge; so erfordert die Gerechtigkeit, daß wir uns den Wesen, mit welchen wir zusammen leben, angenehm machen. Das ist das wahre Principium, worauf sich die Nothwendigkeit der Nachsicht, der Sanftmuth, der Gefälligkeit, der Nachgiebigkeit, der Höflichkeit, des Eifers zu gefallen und Talente und Eigenschaften zu erlangen, die geschickt sind, in dem Umgange Annehmlichkeiten zu verbreiten, gründet. Je mehr sich eine Gesellschaft aufklärt, und je mehr ihre Mitglieder lernen und fühlen, was sie sich unter einander schuldig sind, destomehr werden Höflichkeit und Sanftmuth bey den sittenlosesten Völkern ein sehr nützlicher Zaum seyn.

Eilftes Hauptstück.

Vom moralischen Uebel, oder den Lastern der Menschen, von ihren Verbrechen, Mängeln und Schwachheiten.

Aus mangelhafter Kenntniß wahrer Grundsätze der Moral ist es gekommen, daß verschiedene Denker diese Grundsätze für willkührlich gehalten und sogar geglaubt haben, daß unter Tugend und Laster kein würklicher reeller Unterschied sey, – daß der Tadel, womit man eine Handlung belegt, und das Verdienst, das man einer andern zueignet, bloß von menschlichen Vergleichen und Gewohnheiten abhangen, weil die Begriffe, die sie sich davon machen, sehr verschieden sind, und in den Gesellschaften, welche zusammengenommen das menschliche Geschlecht ausmachen, oft so sehr wie das Weiße vom Schwarzen unterschieden sind.

Andere, welche die Unvollkommenheiten, Mängel, Laster und Verbrechen ohne Zahl, wovon alle Länder der Schauplatz sind, betrachteten, folgerten daraus, daß die menschliche Natur wesentlich verdorben wäre, oder, daß ein natürlicher Hang die Menschen zum Bösen hinzöge.

Jene sowohl wie diese haben sich offenbar geirrt, weil sie keine wahre Begriffe von der Natur des Menschen gehabt haben. Er wird mit Bedürfnissen gebohren; diese Bedürfnisse erzeugen in ihm mehr oder weniger starke Begierden, welche man Leidenschaf-

schaften nennt. Diese Leidenschaften arten, je nachdem sie gut oder schlecht geleitet werden, in Tugenden oder Laster aus, das heißt, sie machen den, der sie hat, nützlich oder schädlich gegen sich selbst oder gegen andere, liebenswürdig oder hassenswerth, angenehm oder lästig allen denen, auf welche seine Handlungen einen Einfluß haben können; mit einem Worte; sie machen ihn entweder tugendhaft oder lasterhaft.

Ohne Zweifel haben mehr oder weniger starke Leidenschaften ihren Grund in der Natur eines jeden Menschen, das heißt, sie hängen von seiner Organisation, seiner besondern Bildung und seinem Temperamente ab. Es ist auch gewiß, daß diese natürlichen Beschaffenheiten, die sich kein Mensch nach Gefallen geben kann, sehr viel dazu beytragen, ihn zum Guten oder zum Bösen zu bestimmen. Es ist erwiesen, daß einige Menschen so beschaffen sind, daß sie ohne die äußerste Mühe nicht dahin gebracht werden können, nützliche oder angenehme Mitglieder der Gesellschaft zu werden. Indessen zeigt uns doch alles, daß die Menschen ihre unglückliche Leidenschaften, Schwachheiten, Laster und Verbrechen, womit sie beladen sind, weit mehr ihren schlechten Einrichtungen, Verfassungen und ihrer Unwissenheit, als ihrer natürlichen Unvollkommenheit zu danken haben.

Obgleich die Leidenschaften dem Menschen natürlich sind; so ist doch der übele Gebrauch dieser Leidenschaften der Natur zuwider. Wenn wir bey allen Vorfällen unseres Lebens unsere Erhaltung, unsere Wohlfarth, unser Vergnügen nicht aus dem Gesichte verlieren; so ist es unserer Natur gemäß, un-

unsere Handlungen zu ordnen, unsere Leidenschaften im Zaume zu halten, und denen zu widerstehen, die uns entweder so fort oder doch in der Folge durch ihre entfernte Würkungen schädlich seyn könnten. Wenn der Stand der Gesellschaft, der Natur des Menschen, der Hülfe und seiner Annehmlichkeiten wegen die er ihm verschafft, gemäß ist; so beweiset ihm alles, daß seine Natur wolle, daß er sich der Verbrechen enthalte, und seine Fehler, die ihn seinen Mitmenschen lästig machen würden, verbessere.

Es ist dem Menschen nichts natürlicher als das Vergnügen zu lieben; aber er handelt wider seine Natur, wenn er sich ihm bis zur Ausschweifung ergiebt; er handelt wider die Natur eines gesellschaftlichen Wesens, wenn er sich Vergnügungen überläßt, die ihm Unwillen, Strafe und Verachtung seiner Mitmenschen zuziehen können, weil er, um glücklich zu seyn, oder ein dauerhaftes Vergnügen zu genießen, des Beyfalls und der Gewogenheit seiner Gesellschafter bedarf. Die Zuneigung derer verscheuchen, die zu seiner Wohlfarth beytragen können, heißt offenbar sich selbst hassen. Die Selbstliebe ist einem jeden Menschen sehr natürlich; allein es widerspricht der Natur eines geselligen Wesens, sich blos allein zu lieben, weil andere zu seiner Glückseligkeit schlechterdings nothwendig sind. Wer nur sich allein liebt, hat kein Recht von irgend jemanden Zuneigung zu fordern. Wer sich auf der Pilgrimschaft in dieser Welt von andern absondert, kann sich nicht schmeicheln, daß er mit Bequemlichkeit und Sicherheit reisen werde.

Wenn man, wie zureichend erwiesen ist, die der Gesellschaft nützliche Eigenschaften, Tugenden, nennen muß; so muß man alle diejenigen Laster nennen, die, es sey unmittelbar oder nach ihren nothwendigen Folgen, der Wohlfarth des menschlichen Geschlechts zuwider sind. Nun giebt es Handlungen und Beschaffenheiten, die ihrer Natur und ihrem Wesen nach, den Menschen nützlich sind und ihnen gefallen, und andere, die ihnen schädlich sind und mißfallen. Will man also behaupten, daß die Wörter Tugend und Laster blos angenommene konventionelle Wörter sind; so behauptet man zugleich, daß Vergnügen und Schmerz auch nur konventionell sind, die an sich nichts würkliches und reelles darstellen. Wenn unser Eigennutz, das heißt unsere Selbstliebe, uns verbindet die Tugend zu lieben, die weiter nichts als unser dauerhaftes und beständiges Interesse ist; so zwingt uns dieses Interesse Verbrechen zu verabscheuen, Laster zu verachten, und was uns Schaden verursacht, zu fürchten.

Die Tugend ist würklich blos die wahre Geselligkeit. Der rechtschaffene Mann ist ein wahres geselliges Wesen. Der Böse ist immer ungesellig. Der Lasterhafte ist der, dessen Betragen für ihn selbst oder für andere unnütz oder gefährlich ist. Die Boßheit besteht in einem immerwährenden Kampfe eines einzigen Menschen mit allen andern Menschen und mit seiner eigenen Glückseligkeit.

Alle Tugenden haben, wie gesagt, die Gerechtigkeit zur Grundlage, oder fließen in selbiger zusammen. Alle Verbrechen, Laster und würkliche Sünden sind mehr oder weniger merkbare Abweichun-

chungen von den Regeln der Billigkeit, mehr oder weniger fühlbare Verletzungen unserer Pflichten gegen andere; kurz, wahre Ungerechtigkeiten, die dazu dienen, Menschen zu entfernen und abzusondern.

Indessen wollen wir ja nicht mit den Stoikern glauben, daß alle Verbrechen oder alle Sünden gleich sind. Der Umfang, die Dauer, die Größe der Uebel, die unsere Laster und Leidenschaften unsern Mitmenschen verursachen, geben uns den Maaßstab mit dem wir den Widerwillen, die Verachtung und die Strafen abmessen müssen, welche die Handlungen und Beschaffenheiten der Menschen verdienen. Hiernach muß man alle Handlungen, welche große Unordnung in der Gesellschaft anrichten, oder die bey dem, der sie begeht, für seine Mitgenossen sehr schädliche Neigungen und Beschaffenheiten verrathen, Verbrechen oder schwere Sünden nennen. Laster muß man alle natürliche oder erworbene Neigungen nennen, woraus Böses entsteht, oder woraus doch nichts Gutes hervorgeht. Mangel der nöthigen Eigenschaften, um sich die Achtung, Werthschätzung und Zuneigung derer zu erwerben, mit welchen wir leben, muß man Unvollkommenheiten, Schwachheiten ꝛc. nennen. Unsere Fehler sind Beschaffenheiten, die uns in dem Umgange mit der Welt, lästig, lächerlich und verächtlich machen. Die Verbrechen verdienen den Haß und die Strafe der Menschen *). Die Laster verdienen Verachtung, und Fehler eine Nachsicht,

*) Dieß ist der Haß, den Cicero odium civile nennt.

ohne welche die Gesellschaft schwerlich würde bestehen können.

Das moralische Uebel hat eben so wie der physische Schmerz seine verschiedene Abstufungen. Ein Meuchelmord ist ein Verbrechen, wobey jedem Menschen, der da denkt, daß er in jedem Augenblicke ein ähnliches Opfer seyn könne, schaudert. Ein Vatermord muß noch einen viel größern Schreck verursachen, weil dies Verbrechen eine schwarze Seele verräth, die keine Bande mehr kennt. Wenn der Mord eines einzigen Menschen eine verhaßte Schandthat ist, was für einen Abscheu sollte nicht ein gemeinhin sehr ungerechter Krieg einflößen, der Elend und Jammer ohne Zahl über ganze Nationen verbreitet, und Millionen Menschen in das Grab stürzt!

Aber Unwissenheit und die daraus entstehende nothwendige traurige Vorurtheile, haben das moralische Gefühl so sehr erstickt, oder die Begriffe vom Guten und Bösen so miteinander verwirrt, daß die Größe der Verbrechen zu ihrer ehrfurchtsvollen Achtung und zur Bewunderung der Menschen beyträgt. Einen Menschen bestehlen, berauben und meuchelmörderisch umbringen, hält man für ehrlose und strafbare Handlungen, während man mit Entzücken die Verbrechen so vieler Eroberer und Helden lieset, welche die Ehre gehabt haben, Reiche zu plündern und die Bewohner derselben niederzuhauen. In Hinsicht der in der Welt angenommenen falschen Meynungen, wird ein wahres moralisches Buch eine bittere Satyre auf die Menschen und besonders auf die Gesetze, Vorurtheile und Gebräuche von denen sie regiert werden.

Um von den menschlichen Handlungen ein gesundes Urtheil zu fällen, und zu wissen, ob man sie Laster oder Tugenden nennen müsse, müssen wir uns weder an die Geschichte, die nur zu oft das Verbrechen mit verführerischen Farben malet, noch an Gebräuche, die sich aus der Kindheit und Barbarey der Völker herschreiben, noch an eingeführte und durch Tyranney und Aberglauben aufrecht gehaltene Meynungen, noch selbst an Philosophen, die nicht immer von allen Vorurtheilen frey sind, wenden. Wir müssen den innern und wahren Werth der Dinge und Handlungen befragen, ihren nächsten oder entfernten Einfluß auf die Gesellschaft oder ihrer einzelnen Mitglieder untersuchen, prüfen, ob nicht aus einem, eines vorübergehenden und Privatvortheils wegen angenommenen Betragen, wahre Uebel entstehen, und ob nicht aus dem, was die Menschen thöricht genug sind zu verwerfen und zu verdammen, ein wahres Gute entspringen würde.

Wenn die Sittenlehre von den Gesetzen, Gewohnheiten, Vorurtheilen und Meynungen der Völker abhängen müßte; so würden ihre Grundsätze keine Festigkeit haben können. Die ehrlosesten Gebräuche, Gebräuche, die aller Billigkeit, Vernunft und Menschlichkeit trotzen, haben bey ganzen Völkern hartnäckige Vertheidiger, bey Göttern Gönner und Begünstiger, und bey Regierungen unerschütterliche Unterstützung gefunden, und finden sie noch. Bey Betrachtung der so verschiedenen Meynungen über die Handlungen der Bewohner der Welt, haben sich viele Menschen aus Mangel einer tiefern Kenntniß fälschlich eingebildet, daß

für die Menschen keine andere Moral vorhanden wäre, als die sie in ihrem Lande eingeführt fänden, und daß die Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, kurz vom moralisch Guten und Bösen, blos willkührlich und relatif wären, das heißt, daß sie vom Zufalle, Eigensinn, närrischen Systemen, oder von den oft ungerechten Willensmeynungen derjenigen abhiengen, die ihre Meynungen und ihr Schicksal in Händen haben.

Die Tugend besteht in der Nützlichkeit und das Laster oder Verbrechen in dem Schaden, der unsern Nebenmenschen angerichtet wird. Allein die Völker werden so wie einzelne Menschen, mehr durch Ansehn, Gewalt, Gewohnheit und augenblickliches Bedürfniß, als durch Klugheit, Vorsicht und gesunde Vernunft geleitet. Die Völker haben so wie ihre Beherrscher, oft nur sehr falsche Begriffe von Nützlichkeit; man sieht sie oft ganze Jahrhunderte hindurch Maximen befolgen, die ihrem wahren Vortheile gerade entgegengesetzt sind.

Der Erfahrung kommt es zu die Menschen kennen zu lehren, was ihnen würklich dauernd und wahrhaftig nützlich oder schädlich ist, und ihnen den Unterschied zwischen einem wahren und dauerhaften Vortheile, von einem bald vorübergehenden oder eingebildeten, zu zeigen. Die Erfahrung ordnet die Vernunft. Die Gewohnheiten und sittlichen Meynungen der Völker sind oft falsch, weil sie unvernünftig sind, und weil die, welche ihre Denkungsart reguliren, sie betrügen, auf Abwege leiten, sie verhindern die Vernunft und den gesunden Menschenverstand zu gebrauchen, und sie in einer

Kind-

Kindheit erhalten, deren Dauer sie nach Möglichkeit verlängern.

Eine allgemeine Moral muß auf die allgemeinen Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts gegründet werden. Die Menschen haben überall eine Lokalmoral, die den Vorurtheilen ihres Landes unterjocht ist. Es wäre sehr unnütz über die Moral zu schreiben, wenn sie relatif oder willkührlich wäre, und ungerecht wider sie loßzuziehen, wenn ein jeder wohl thäte, wenn er den Gebräuchen seines Landes folgte. Barbarische Gesetzgeber und betrügerische Priester haben es den Nationen als einen Glaubensartikel aufgelegt, daß ihre blutdürstige Götter Menschenopfer verlangen; daher der Gebrauch ihnen Menschen zu opfern ein heiliger Gebrauch geworden ist. Die verblendeten und in Unwissenheit und Leichtgläubigkeit versunkenen Völker, sehen nicht, daß ihnen ihre Priester im Namen des Himmels Schandthaten zu begehen anbefehlen, die niemals für gute und lobenswürdige Handlungen gehalten werden können. Ein Phönicier, vernünftiger als die andern, der seinen Mitbürgern vorgestellt hatte, daß es eine abscheuliche Grausamkeit wäre, dem Moloch Kinder zu opfern, würde ohne Zweifel als ein Gottloser und als ein Bösewicht bestraft worden seyn, weil er sich unterstanden hätte, sich auf die heiligen Rechte der Natur zu berufen.

Wenn unter dem Namen des Ehrenpunkts einige Völker aus einem Ueberbleibsel der Barbarey Wuth, Rache, Todtschlag und Eitelkeit, heiligen, — wenn unvernünftige Gewohnheiten dem ihren Beyfall zujauchzen, der die Grausamkeit hat, eine oft chimärische oder doch nichts bedeutende Beschim-

pfung in dem Blute eines Bürgers abzuwaschen, wird dadurch eine so barbarische Handlung in den Augen eines Menschen, der einige Begriffe von Gerechtigkeit und Menschlichkeit hat, weniger böse und strafbar?

Der Vatermord, wovon die bloße Vorstellung einem policirten Bürger empört, ist noch bey einigen wilden und herumziehenden Völkern im Gebrauch, woselbst Kinder ihre alte Eltern, die der Horde in ihren herumschweifenden Streifereyen nicht mehr folgen können, erdrosseln oder ersäufen. Kann eine so widernatürliche Gewohnheit die geringste Ungewißheit auf die Heiligkeit der Bande, die den Vater mit seinem Sohne verbinden, werfen? Ein mehr menschlicher, gerechter und vernünftiger Sohn würde mitten aus diesem dummen Haufen seinen Mitgenossen zurufen: „Was, ein Gebrauch befiehlt mir meine Hände an den Urheber meines Daseyns zu legen! Ich soll dem das Leben nehmen, der es mir gegeben hat! Ich soll dem den Unterhalt verweigern, der mich in meiner schwachen Kindheit ernährte! Es verderbe ein so abscheulicher Gebrauch, mit dem sich mein Herz niemals versöhnen kann! Mein dankbares Herz wird sich immer für den Menschen erweichen, der sich so oft durch meine Schwachheit hat erweichen lassen. Ich will mit frohem Herzen für den arbeiten, der so lange für mich gearbeitet hat. Ich will jagen, fischen und mich schlagen für den Wohlthäter, der so oft vor meinen Unterhalt und vor meine Sicherheit gesorgt hat. Ich will den auf meinem Rücken nehmen, der mich in seinen Armen getragen hat. Ich will diesen Greiß, der vor meine Vergnügungen besorgt gewesen ist

und

und der mich erzogen hat, trösten und unterstützen. Indem ich also handele, habe ich Grund zu glauben, daß dereinst meine Kinder mir auch helfen werden die Last meiner Jahre zu tragen, und mich nicht als ein unnützes Glied der Gesellschaft umbringen werden. Vielleicht, Mitbürger, tadelt ihr meine Empfindungen und haltet sie für Schwachheit. Aber bedenkt euren eigenen Vortheil, der euch am Herzen liegen muß. Ihr seyd Väter oder gedenkt es zu werden. Ihr wünscht lange zu leben und folglich alt zu werden. Verbannt also auf ewig einen Gebrauch, dessen Schlachtopfer ein jeder von euch dereinst seyn muß."

Weil in einigen Ländern Unzucht, Hurerey, Ehebruch autorisirt sind, oder doch geduldet und als gleichgültige Dinge betrachtet werden, ist das genug um daraus zu schiießen, daß man sich ohne Vorwürfe solchen Ausschweifungen überlassen könne? Weil Trunkenheit bey einigen Völkern in Ehren steht, wird man daraus folgern, daß Unmäßigkeit kein Uebel ist? Weil einige Regierungen Plackereyen und Plünderungen ohne Zahl befehlen oder begünstigen, darf man deshalb wohl sagen, daß die Billigkeit eine willkührliche Sache, ein bloßes eingeführtes Wort und nur verhältnißmäßig eine Tugend ist? Wie auch die Gewohnheiten, Religionen, politische Einrichtungen und Sitten der verschiedenen Völker der Erde beschaffen seyn mögen; so wird der vernünftige Mensch doch nur das genehmigen, was er dem wahren Vortheile der Menschen gemäß findet, alles das als Verbrechen verdammen, was ihre Glückseligkeit zerstöhren kann, und alle die Beschaffenheiten als Laster tadeln, die darauf hinaus-

gehen, die Bande, welche gemacht sind, die Menschen in der Gesellschaft zu vereinigen, zu zerreißen oder zu erschlaffen.

Dies vorausgesetzt wollen wir einen flüchtigen Blick auf die Laster, Mängel und menschlichen Gebrechen werfen. Wir werden sehen, daß sie auf verschiedene Art darauf loßgehen den Menschen von seinen Mitgenossen zu trennen, daß sie ihn mehr oder weniger ungesellig machen, und daß sie sich nothwendig mit seinem eigenen Unglücke endigen.

Wenn die Gerechtigkeit, wie es in die Augen fällt, die wahre Grundlage des geselligen Lebens ist; so ist die Ungerechtigkeit die Zerstöhrerin desselben. Wir sind jedesmal ungerecht, so oft wir unsern Nebenmenschen beleidigen, es sey nun, daß wir ihre Person, oder ihr Vermögen, oder ihre Ehre verletzen. Wir sind ungerecht, wenn wir unserm Mitgenossen die Hülfe, das Wohlwollen, die Achtung und die Dienste verweigern, wozu uns das gesellschaftliche Leben verbindet, und die wir von andern fordern. Ein jeder ungerechter Mensch trennt sein Interesse von dem Interesse der Gesellschaft. In dem Verfolge dieses Buchs wird uns alles beweisen, daß es Mangel der Billigkeit ist, welcher alles öffentliche und besondere Elend der Staaten, der Familien und der einzelnen Personen verursacht. Ungerechtigkeit ist die Quelle der Tyranney, der Unterdrückungen, der Gewaltthätigkeiten, der Kriege, der drückenden Auflagen und der Plackereyen aller Art, worunter so viele Nationen seufzen. Der Aberglaube hat alle Völker der Welt ungerechten Gottheiten unterworfen, die mit der Wohlfarth der unglücklichen Sterblichen ihr Spiel treiben. Vor-

urtheile und Gewalt halten den größten Theil der Länder der Erde in den Ketten einiger Tyrannen, die sich über alle Regeln der Billigkeit hinwegsetzen. Ueberall unterdrückt der Mächtige ungestraft den Schwachen. Das Recht ungerecht zu seyn, wird für ein Merkmal der Größe gehalten, und der dumme Pöbel bewundert und respektirt die Ungerechtigkeit, die ihn mit Füßen tritt.

Die Unempfindlichkeit, diese unmenschliche Beschaffenheit, sie sey natürlich oder erworben, die uns verhärtet, die unser Herz der Stimme des Unglücklichen unzugänglich macht, die uns bey dem Unglücke, was wir oft selbst anrichten, gleichgültig läßt, diese Unempfindlichkeit, sage ich, zeigt ein für die Gesellschaft höchst gefährliches und grausames Wesen an. Das gesellige Leben erfordert Gefühl, Zuneigung, Mitleiden, Nachsicht, Wohlthun, Beystand, Trost. Wie kann man diese Dinge von einem Wesen erwarten, dessen Seele sich niemals an dem heiligen Feuer der Zärtlichkeit oder der Freundschaft erwärmt? Apothie der Stoiker, religiöse Verdrießlichkeit, Geist der Verfolgung, Verleugnung der Welt sind in den Augen der Vernunft Laster, weil sie das Band der Geselligkeit zerreißen. Kriegerische Hitze, ungerechte und wilde Tapferkeit, Niedermetzelung der Völker sind nur für solche Helden Tugenden, die weder Mitleiden noch Erbarmen haben. Der unmenschliche Mensch ist immer ungerecht. Die Menschlichkeit ist die von einem gefühlvollen Herzen beseelte und thätiger gemachte Gerechtigkeit.

Der Zorn, verursacht durch das plötzliche Aufbrausen eines ungestümen Temperaments, muß als

eine

eine Beschaffenheit betrachtet werden, deren schreckliche Würkungen für uns selbst sowohl als für andere höchst zu fürchten sind. Immer blind in dem Anfalle seiner vorübergehenden Wuth, ist der Mensch, der nicht gelernt hat, seinen Zorn zu mäßigen, in seinen heftigen Bewegungen fähig die größten Verbrechen zu begehen. Als ein Gegenstand des Schreckens für andere, ist er beständig genöthigt sich vor sich selbst zu fürchten. Der Zorn des Andächtigen, der unter dem Namen eines Eifers geheiligt wird, ist eine strafbare Leidenschaft, welche die Religion, statt ihn zu dämpfen, nur noch hartnäckiger, verwegener und grausamer macht. Wenn Geduld, Sanftmuth, Verzeihung und Liebe zum Frieden im geselligen Leben sehr liebenswürdige Beschaffenheiten sind; so ist eine zänkische, ungeduldige und sich bald zum Zorn reitzende Gemüthsart ein Laster, das sowohl unserer eigenen als der Wohlfarth anderer höchst zuwider ist.

Die Rache ist die Würkung eines anhaltenden und überlegten Zorns. In einer Gesellschaft, in welcher Verzeihung zu ihrer Erhaltung nothwendig ist, ist nichts gefährlicher als ein Mensch, der nicht zu vergeben weiß. Der unversöhnliche Mensch, gleich den rächenden Gottheiten, womit der Aberglaube den Himmel bevölkert, ist nicht gemacht mit Menschen zusammen zu leben. Wenn eine niedrige Eitelkeit uns zur Rache verleitet; so setzt uns hingegen eine edele Festigkeit über das uns angethanene Unrecht hinweg, und macht, daß wir es vergessen. Wenn Rache das Vergnügen der Götter ist; so ist Verzeihung das Vergnügen menschlicher, gefühlvoller und großer Seelen. Der Haß ist eine zu unbe-

que-

queme Empfindung, als daß er lange in einem groß-müthigen Herzen wohnen könnte. Durch Wohlthaten unsere Feinde dahin bringen, daß sie über das Böse, das sie uns angethan haben, erröthen, zeigt eine Erhabenheit, eine Stärke, die dieser Feind selbst zu erkennen gezwungen ist. Das ist die Rache, wegen der sich ein wahres edeles Herz selbst Beyfall zu geben, berechtigt ist.

Eine Liebe, die blos uns selbst zum Gegenstand hat, eine oft ungerechte und falsche Meynung von unserm Werthe, welche mit Verachtung anderer begleitet ist, erzeugt den Hochmuth, und macht uns in den Augen derer, deren Beyfall zu erhalten wir uns bestreben sollten, unangenehm, verächtlich und lächerlich. Der Hochmüthige, aufgeblasen von Achtung gegen sich selbst, verlangt die Achtung anderer während er sie zurückstößt und unaufhörlich erstickt. Achtung ist Zuneigung, und Menschen können den nicht lieben, der sie erniedrigt. Man sieht daraus, daß der Hochmuth den Zweck, den er sich vorsetzt, selbst vernichtet, und sich der Verachtung oder dem Haß Preiß giebt. Eitelkeit, Stolz, Einbildung, Eigensinn, Trotz, Unbescheidenheit, Frechheit, Unverschämtheit, Selbstgenügsamkeit, Liebe zum Flitterstaat und Prunk ꝛc. sind blos ein närrischer Hochmuth nach verschiedenen Schattirungen. Unhöflichkeit, Vornehmeswesen, Albernheit, Verschmähung machen uns entweder verhaßt oder lächerlich. Der Hochmuth macht uns ungerecht und ungesellig. Mit welchem Rechte können wir Achtung fordern, wenn wir uns erlauben keine Achtung gegen andere zu haben? Nur durch die günstigen Gesinnungen, die der Mensch seinen Mitmenschen sehen läßt, oder

durch

durch das Gute, das er ihnen würklich erzeigt, erwirbt er sich ein gegründetes Recht auf die Hochachtung seiner Mitmenschen. Der Hochmüthige zeigt ihnen blos Verachtung, und indem er ihre Eigenliebe beleidigt, fügt er ihnen ein wahres Uebel zu und beschließt endlich damit, daß er niemals mit der Rolle zufrieden ist, die er in der Gesellschaft spielt. Der lobenswürdige Ehrgeiz muß auf das Bestreben und die Begierde dem menschlichen Geschlechte nützlich zu seyn, und auf das Bewußtseyn den Zweck erreichen zu können, gegründet werden; allein gewöhnlicher Weise gründet er sich auf Eitelkeit, die zu nichts führt. Der Hochmuth der Fürsten, die kindische Eitelkeit der Großen, die Schwärmerey für chimärische Ehre, die Leidenschaft für wahre Kleinigkeiten, die man für etwas Großes hält, — das sind die nichtswürdigen Ursachen, die alle Augenblicke die Völker beunruhigen. Kein Mensch hat das Recht sich zu schätzen und hochzuachten, wenn er nicht der Gesellschaft nützlich ist; alle andere Schätzung oder Achtung ist nichts als Narrheit und Eitelkeit.

Obgleich der Hochmuth eine sehr schädliche Gemüthsbeschaffenheit ist; so kann man doch die Niederträchtigkeit, die Verachtung seiner selbst, und die Kleinmüthigkeit nicht für Tugenden halten. Sie sind wahre Laster, welche Schmeicheley, Feigheit und oft eine strafbare Gefälligkeit ausbrüten, woraus für die Gesellschaft so mancherley Elend entsteht. Ein jeder Mensch muß auf seinen Ruhm und Ansehn eifersüchtig seyn, und die Achtung und Schätzung seiner Mitmenschen zu verdienen suchen. Gäbe es nicht so viele niederträchtige Seelen; so

würde

würde es auch nicht so viele Tyrannen geben, deren Hochmuth alle übrige Menschen mit Füßen tritt. Niederträchtigkeit, Wegwerfung, Sklavensinn, Verleugnung seiner gegründeten Rechte, Verzichtleistung auf seine Vernunft, und Aufopferung dessen, was man sich selbst und seinem Vaterlande schuldig ist, sind nur in den Augen der Despoten, welche die Menschen unter sich selbst herunter setzen, und in den Augen der Betrüger, die sie hinter das Licht führen, Tugenden.

Wenn Stärke eine Tugend ist, wenn wir den Muth bewundern, der auf Gerechtigkeit gegründet ist und der unsere Rechte entheiligt, — wenn wir die Standhaftigkeit schätzen müssen, welche einen rechtschaffenen Mann unerschütterlich an seine Pflichten kettet; so muß Schwachheit den Lastern beygezählt, und Kleinmüthigkeit, Unbeständigkeit und Leichtsinn getadelt werden. Dem in der Gesellschaft lebenden Menschen ist es keinesweges erlaubt, bey den Uebeln, die sie erfährt, gleichgültig zu seyn. Wer nicht einen tiefen Unwillen gegen Ungerechtigkeit und Verbrechen fühlt, ist ein schlechter Bürger, der seinen eigenen Vortheil nicht versteht. Wer das Böse zuläßt, das er verhindern konnte, wird Mitschuldiger. Wer die Sache seiner Mitgenossen verläßt, ist ein Feiger, ein Verräther. Wer in den Grundsätzen der Moral nicht feste ist, weiß weder seinen eignen Leidenschaften noch den Leidenschaften anderer zu widerstehen. Der schwache, unbeständige, und der Mensch ohne Charakter, läßt sich zu allen Lastern verführen, wozu man ihn nur immer gebrauchen will. Bey einem Fürsten scha-

det die Schwäche seinem Staate oft weit mehr, als der böse und entschlossenste Wille.

Wir versündigen uns an der Gesellschaft, sowohl durch unsere Unterlassungen guter Thaten, als durch Begehung schädlicher Handlungen. Die Faulheit besteht in der Unterlassung der Erfüllung unserer Pflichten, die uns mit unsern Mitgenossen verbinden, und wird nun so viel strafbarer, je mehr wir es an der Ausübung der heiligsten Pflichten ermangeln lassen. Ein fauler Fürst ist eine Geisel für seine Unterthanen, die seine strafbare Nachlässigkeit der Diskretion einiger unwürdigen Günstlinge überliefert. Ein Hausvater kann durch seine Nachlässigkeit die Ursache von dem Elende seiner ganzen Nachkommenschaft werden.

Ein Bürger, der aus freyem Willen seinem Vaterlande nicht nützlich ist, ist eine Horniß, die ungerechter Weise von der Arbeit der Bienen ihren Nutzen hat. Trägheit und Sorglosigkeit sind nach Beschaffenheit des Bösen, welches sie andern verursachen, Verbrechen. Der Müßiggang bestraft sich durch die Langeweile, worein er uns stürzt, selbst; je weniger sich der Mensch beschäftigt, destomehr zerarbeitet sich seine Einbildungskraft sich Vergnügungen und Chimären zu verschaffen. Müßiggang ist die wahre Quelle des Verderbnisses der Sitten und der Verbrechen. Lüderliches Leben, Unmäßigkeit und Spiel sind die Zuflucht und die Hülfsmittel, welche der unmäßige Mensch ergreift um sich zu zerstreuen und die Langeweile, die ihn verfolgt, zu vertreiben. Hin und wieder hat der Aberglaube, der Müßiggang, das Zurückziehen aus der Gesell-

schaft

schaft und die Unnützlichkeit, den Vollkommenheiten beygezählt. Eine nicht sehr gesellige Philosophie giebt dem Weisen den Rath sich von Geschäften zu entfernen, und nur für sich selbst zu leben; allein Vernunft und Billigkeit gebieten dem Bürger zu arbeiten, seinen Mitmenschen nützlich zu seyn, sich mit ihrer Wohlfarth zu beschäftigen, und dazu, so viel in seinem Vermögen steht, beyzutragen. Es ist ihm nicht erlaubt müßig zu leben, es sey dann, daß er sich in die Unmöglichkeit gesetzt sieht, seinen Mitbürgern Gutes thun zu können. In einem schlecht regierten Lande, sind bloß die bösen und schlechten Menschen thätig; rechtschaffene Leute sind daselbst verdammt die Hand auf den Mund zu legen, und in der Stille zu seufzen, um den Feinden des menschlichen Geschlechts in Ruhe und Frieden ihr Unwesen treiben zu lassen.

Muthwillen, Schmausereyen, Unkeuschheit sind Würkungen eines heftigen Temperaments, das von der Vernunft nicht gebändigt ist, oder Würkungen einer nach und nach erworbenen Fertigkeit und besonders des Müßiggangs. Unbeschäftigte Menschen, die außerdem von der Langenweile gefoltert werden, suchen sich zu zerstreuen, indem sie sich lebhafte Empfindungen verschaffen, die oft wiederholt, für sie immerwährende Bedürfnisse werden. Erschöpft an Kräften durch die häufigen Vergnügungen, arbeitet der müßige Wollüstling daran, sich neue Vergnügungen zu verschaffen, die oft eben so wunderlich und abgeschmackt als verachtungswerth sind. Lüderliches Leben, Hurerey und Ehebruch, die wir bey unpolicirten Völkern ungestraft herrschen sehen, sind demohnerachtet durch ihre schreckliche Würkungen auf

die Wohlfarth der Bürger, der Familien, der Reiche und Staaten, abscheuliche Laster und wahre Verbrechen. Der durch seine schändliche Vergnügungen zum Vieh herabgesunkene Wollüstling, ist zu nichts zu gebrauchen; er thut täglich weiter nichts, als sich bloß selbst schwächen, und sich immer noch mehr für andere unnütz machen. Der einmal in sinnlichen Vergnügungen ersoffene Mensch, kennt kein anderes Glück, als das ihn unter sich selbst erniedrigt. Für ein Frauenzimmer, bey dem es Gewohnheit geworden ist die Keuschheit zu verletzen, giebt es keine Schaam, keine Schande und keinen Zügel mehr. Sie wird eine Feindin der Arbeit, die ihr einen ehrlichen Unterhalt verschafft haben würde. Ein Weib, welches das eheliche Band zerreißt, und sich nur mit Intriguen beschäftigt, ist unfähig an die Pflichten des Ehestandes zu denken. Aus welchem Gesichtspunkte man auch die Schwelgerey betrachtet; so sieht man doch überall, daß sie den Kopf verdirbt, das Herz verkehrt, den Körper schwächt und oft zum Verbrechen verleitet. Wenn die Natur den Menschen zu Vergnügungen der Liebe anreitzt; so befiehlt ihm diese von der Vernunft geleitete Natur, daß er sich nur solchen Vergnügungen überlasse, die ihm nicht schädlich sind, und ihn weder der Gesellschaft unnütz, noch verächtlich, noch hassenswerth machen. Aus wie vielen Familien haben nicht Schwelgerey, Buhlerey und Liebeshändel alle Glückseligkeit und Fröhlichkeit verbannt! Wie viele Reiche sind nicht durch den wollüstigen Müßiggang, derer, die sich mit ihrer Wohlfarth hätten beschäftigen sollen, in Niederträchtigkeit und Elend versunken!

Nach eben diesen Grundsätzen sind wir gezwungen, Unmäßigkeit, Trunkenheit, Fällerey, als Beschaffenheiten zu betrachten, die sowohl unserm Körper als unserem Geiste schädlich sind, — die recht dazu gemacht sind, die Gesundheit zu zerstöhren, die Vernunft zu verwirren, zu schwächen, den Menschen bis zum unvernünftigen Thiere zu erniedrigen, und ihn oft zu Verbrechen zu verleiten. Die Vergnügungen des Menschen sind nur der menschlichen Natur gemäß, wenn sie mit der Vernunft, die alle Handlungen unsers Lebens regieren und führen muß, übereinstimmen. Der Mensch ist nur vom Thier verschieden, weil er Vernunft besitzt; er unterscheidet sich nicht von demselben, wenn er keinen Gebrauch von seiner Stärke, von seinen Einsichten und von seiner Vernunft macht, um sich ein dauerhaftes Gute zu verschaffen, das er allezeit einem augenblicklichen Vergnügen vorziehen muß.

Die Liebe, die sich bloß auf das Geld einschränkt, oder das Laster, das man den Geiz nennt, vernichtet Wohlgewogenheit, verhärtet das Herz, trennt den Menschen und macht ihn oft unmenschlich. Der Geizige lebt nur für sich selbst, oder vielmehr für sein Geld, dem er die Thorheit hat, sich selbst aufzuopfern. Grausam gegen sich selbst, wie würde sich seine Hand aufthun können einem andern zu helfen? Der Geizige wird erst durch seinen Tod nützlich, der allein die von ihm gehemmte Cirkulation wieder herstellen kann. Die Leidenschaft für Reichthümer, die so viele Völker in aller Herzen so reizend aufzustellen scheinen, geht offenbar dahin, die Bande der Gesellschaft aufzulösen, Hochherzigkeit auszuschließen, das Herz zu engen,

feile Seelen zu machen, und das wahre Gefühl der Ehre zu ersticken. Die Habsucht der Fürsten ist die wahre Quelle der Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die sie an ihren Unterthanen verüben. Der Geiz der Bürger ist die wahre Ursache des Diebstahls, des Raubes, der Betrügereyen und der Spaltungen, die wir überall herrschen sehen.

Wenn der Geiz ein Laster ist, das uns oft zu Verbrechen verleitet; so ist die Verschwendung nach ihren Würkungen, die sie erzeuget, oft ein sehr verdammungswerther Fehler. Ein verschwenderischer Fürst ist eine Geisel für sein Volk; gemeinhin wird er höchst ungerecht und grausam, um seinen Verschwendungen Vorschub zu verschaffen. Um ein Verschwender zu seyn, sieht man so viele Menschen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten begehn. Geiz und Habsucht dienen der Verschwendung zum Unterhalt.

Die Undankbarkeit ist offenbar eine ungerechte, verhaßte, und schädliche Beschaffenheit, die ihren Grund in einem Hochmuthe, oder in einer Unempfindlichkeit und Fühllosigkeit hat. Die Undankbaren tragen selbst dazu bey, Freygebigkeit, Menschlichkeit, Wohlthätigkeit, diese der Gesellschaft so nützliche Eigenschaften, zu ersticken. Es giebt wenige Leute, die den Muth haben sich Undankbare verbindlich zu machen. Giebt es wohl eine sonderbarere Gemüthsbeschaffenheit, als die eines übel organisirten und gebildeten Menschen, der die Hand schlägt oder zurückstößt, die ihm Hülfe anbietet?

Der Neid, die unglückliche Quelle so vieles Bösen, ist eine unter den Menschen sehr gewöhnliche

Gemüthsbeschaffenheit; sie scheinen neidisch und eifersüchtig gebohren zu werden. Die Gerechtigkeit ist das Mittel wider den Neid. Kann wohl dem Geiste der Gesellschaft irgend etwas mehr zuwider seyn, als bey Wahrnehmung der Glückseligkeit seiner Mitgenossen sich zu betrüben und Schmerzen zu leiden, um so mehr da uns alles auffordert selbst zu ihrer Glückseligkeit beyzutragen? Der Neider martert und quält sich selbst unbarmherzig; er ist ein Geyer, der sich zerreißt, und aus dessen mit Geschwüren angefüllter Brust, nur Schmähungen, Verläumdungen, Aufhetzungen, Verkleinerungen und Haß fließen. Von der Billigkeit im Zaume gehalten und von der Vernunft geleitet, wird der dem Menschen so natürliche Neid eine der Gesellschaft nützliche Nacheiferung, die Thätigkeit, Fleiß, Talente und Genie hervortreibt. So kann man also den Neid selbst zum Besten der Menschen kehren, wenn er von der Regierung geleitet wird. Auszeichnungen, Belohnungen, Ehrenbezeugungen sind Mittel, unter den Bürgern eine dem Publikum nützliche Nacheiferung zu erregen.

Da die Wahrheit der Gesellschaft nothwendig und nützlich ist, so muß ihr die Lüge mißfallen. Wenn Aufrichtigkeit, Ungezwungenheit, Freymüthigkeit — Zutrauen und Zuneigung erwecken; so erregen Falschheit, Doppelzüngigkeit, Hinterlist, Schelmerey, Betrügerey, Heucheley, Verstellung und Schmeicheley, — Mißtrauen und Zurückhaltung. Treulosigkeit, Verläumdung, Schelmerey und Verrätherey werden in allen Gesellschaften für Verbrechen gehalten. Der Lügner verräth sich durch Furcht; der immer feige Bösewicht zittert entlarvt

zu werden; der rechtschaffene Mann fürchtet sich nicht sich zu zeigen. Unterstützt von dem gerechten Vertrauen, das die Tugend giebt, erniedrigt er sich nicht bis zum Betrug. Ein aufrichtiges und ehrbares Betragen ist allein im Stande edlen Muth und gewisse Zuversicht einzuflößen. Das unruhige und furchtsame Laster sucht sich immer zu verbergen. Was für Mühe geben sich doch die Bösen, um nicht so gesehen zu werden, als sie würklich beschaffen sind! Theologen, die keine wahre Principien der Moral haben, behaupten, daß man niemals lügen müsse, selbst denn nicht, wenn es auf die Wohlfarth der ganzen Welt ankäme *). Haben denn die Unsinnigen nicht gesehn, daß der, welcher, indem er alle Menschen retten könnte, sie alle umkommen ließe, offenbar der dummste oder boßhafteste Mensch seyn müßte? Die Lüge ist nur ein Uebel, weil sie sich der Wohlfarth der Gesellschaften entgegensetzt; könnte es nützlich seyn das menschliche Geschlecht zu betrügen; so würde die Lüge eine Tugend seyn. Die gerechte Vertheidigung des Vaterlandes, eines Vaters, eines Freundes, unserer selbst, wider hinterlistige Nachstellungen eines Feindes, eines Tyrannen, und eines Bösewichts, macht die Lüge sehr rechtmäßig. Die dem menschlichen Geschlechte immer nützliche Wahrheit kann bisweilen einigen einzelnen Menschen schädlich seyn. Diese Wahrheit kann jedesmal verschwiegen bleiben, so oft daraus für unsere Mitgenossen ein Uebel entstehen könnte. Die Verläumdung, die man oft mit dem

*) Dieß ist die Meynung des heiligen Augustins.

dem Mantel der Liebe zur Wahrheit bedeckt, ist ein wahres Uebel. Was würde aus einer von schwachen Menschen zusammengesetzten Gesellschaft werden, in welcher sich unter dem Vorwande frey und aufrichtig zu seyn, ein jeder für verbunden hielt, die Mängel und Gebrechen derer, mit denen er Umgang hat, bekannt zu machen, oder wenn er sich ein Gewissen daraus machte, das was er davon weiß, für sich zu behalten? Unbedachtsamkeit und Verläumdung sind oft so strafbarer als Meuchelmord. Verläumdung verräth immer ein neidisches und rachsüchtiges Gemüth, oder einen leichtsinnigen Menschen.

Wenn die Klugheit eine auf Erfahrung gegründete Tugend ist, die uns die Folgen unserer Handlungen für uns selbst und für andere zeigt; so müssen wir Unvorsichtigkeit, Leichtsinnigkeit, Unachtsamkeit, welche ein Vergessen, eine oft strafbare Sorglosigkeit und eine sehr strafbare Verachtung gegen Dinge voraussetzen, mit welchen uns zu beschäftigen wir verbunden sind, — auf die Liste der Mängel, der Laster, und bisweilen der Verbrechen setzen. Der würkliche gesellige Mensch beobachtet sich selbst, denkt über sein Betragen nach, um mit dem Betragen seiner Mitgenossen einstimmig zu seyn. Eine jede vernünftige Gesellschaft ist auf die Begierde zu gefallen, und auf die Furcht denen zu mißfallen, mit denen man verbunden ist, gegründet. Wenige Menschen würden den Muth haben, Böses zu thun, wenn sie wüßten, in welchem Grade ihr Betragen sie hassenswerth machen muß.

Es ist sehr schwer oder gar unmöglich aus einem unbesonnenen Menschen oder aus einem Thoren einen

rechtschaffenen Mann zu machen. Unwissenheit ist ein Uebel; Mangel des Nachdenkens, Zerstreuung, Unbesonnenheit, Leichtsinnigkeit, sind Beschaffenheiten, die der Moral schädlich sind. Unerfahrenheit und Leichtsinnigkeit sind weit mehr als studirte oder vorbedachte Boßheit, die Ursachen der Uebel, mit denen wir belastet sind. Die Menschen sind weit unbesonnener, unwissender, und schwächer als boßhaft. Ihre Unerfahrenheit macht sie der Gesellschaft lästig und schädlich. Man muß sie also zum Nachdenken bringen, ihnen der Beschäftigung würdige Gegenstände vorhalten, ihnen die Folgen ihrer Thorheiten fühlbar machen, ihnen beweisen, daß ihre Mängel, Gewohnheiten, Nachlässigkeiten in Verbrechen ausarten können, über deren bloße Vorstellung sie erschrecken würden, wenn sie darüber nachdenken wollten. Die Unwissenheit ist offenbar die Quelle des moralischen Uebels.

Obgleich unsere Mängel und Gebrechen nicht immer so traurige Folgen haben, als unsere Verbrechen; so tragen sie doch mehr oder weniger dazu bey, uns denen unangenehm zu machen, welche die Würkungen davon empfinden. Diese Würkungen machen leichte Stiche, die oft wiederholt, endlich sehr tief verwunden. Genaue Bekanntschaft erzeugt nur deshalb so oft Widerwillen, Verachtung und Haß, weil die Menschen auf ihr Betragen nicht Achtung geben. Sie vergessen alle Augenblicke, daß sie suchen müssen sich unter einander gefällig zu machen, und sorgfältig zu meiden, was das gute Vernehmen und die Einigkeit stören könnte, die unter ihnen, um sich das Leben wechselseitig angenehm zu machen, herrschen müssen.

Der gesellige Mensch muß sein Betragen an den Richterstuhl der Vernunft ziehen, über sich selbst nachdenken, und die Folgen aller seiner Handlungen erwägen. Die Gewohnheit mit sich selbst umzugehen, ist nothwendig, wenn man von andern geliebt seyn will. Die Kunst oder das Vermögen die Verhältnisse unter einander imgleichen mit unsern Pflichten, und unserem wahren Interesse leichte und geschwinde zu verbinden, ist das, was man moralischen Instinkt nennt. Wer sich gewöhnt hat den blinden Antreibungen einer unbedächtigen Natur zu widerstehen, der widersteht derselben ohne Mühe, und folgt leicht der erleuchteten Natur. Er verscheucht selbst sorgfältig von sich alle unehrbare Gedanken, die sein Herz mit dem Verbrechen oder mit der Unordnung, vertraut machen könnten. Die Fertigkeit im Laster ist niemals etwas anders, als das sehr oft im Sinne gehabte, geübte, wiederholte und in Bedürfniß verwandelte Laster. Unehrbare Gedanken machen uns mit unehrbaren Handlungen vertraut. Das erste Laster zieht fast nothwendig das zweyte nach sich.

Die wahre Moral kann nur die Frucht der Reife der Gesellschaften und der einzelnen Mitglieder seyn. Fortgang der Aufklärung und des immer mehr verbreitenden Lichts kann sie allein beschleunigen. Bis dahin wird die Vernunft einem jeden, der sie würdigt sie zu befragen, lebhaft vorstellen, daß das Verbrechen immer verhaßt, das Laster immer verachtungswürdig ist, und sich mit dem Schaden des Lasterhaften selbst endigt, — daß Wachsamkeit über seine Mängel und Neigungen, geselligen Wesen nothwendig sind, — daß die wahre Größe und die wahre

Erhabenheit der Menschen über andere, nur in der Tugend bestehen kann, — daß das Laster uns selbst erniedrigt, und daß Nützlichkeit allein uns Rechte auf unsern Mitmenschen geben könne.

Zwölftes Hauptstück.

Ursprung der Gewalt, des Ranges, der Würden und des Unterschiedes.

Billigkeit sowohl als Interesse der Gesellschaft, die sich niemals von einander trennen können, erfordern, daß man die, welche ihren Mitmenschen am nützlichsten sind, ehre, belohne und achte. Eine vollkommene Gleichheit unter den Mitgliedern einer Gesellschaft, würde eine wahre Ungerechtigkeit seyn. Die Vortheile, die jemand andern verschafft, sind die natürlichen Quellen des Ranges und des Unterschiedes unter den Bürgern. Die Nützlichsten von allen müssen auch des allgemeinen Besten wegen, am meisten geliebt, geachtet und belohnet werden. Macht, Ehre, Reichthum, Lob, Ruhm, Ehrenstellen, Titel und Würden sind Belohnungen, die eine dankbare Nation derjenigen schuldig ist, die ihr nützlichere Dienste leisten als andere.

Das ist der natürliche, vernünftige und gerechte Grund des politischen Regiments und der Ordnung. Das ist die rechtmäßige Ursache der Ungleichheit,

welche

welche die Regierung unter den Mitgliedern eines Staatskörpers festsetzen muß. Wenn alle Bürger eines Staats gleich seyn sollten, so müßten sie auch dem Staate gleich nützlich seyn. Der billige Fürst muß nothwendig der erste Bürger, und der wachsame, rechtschaffene und treue Minister der erste und größte Unterthan seyn.

Wie partheyisch wir aber auch gegen uns selbst seyn mögen, oder wie auch die Furcht beschaffen seyn mag, andere über uns zu sehen; so sind wir doch gezwungen zu erkennen, daß wir unter denjenigen stehen, die nützlicher als wir sind, oder die der Gesellschaft oder uns selbst Vortheile verschaffen, die zu verschaffen oder zu erhalten wir uns unfähig fühlen. Dies ist der natürliche und rechtmäßige Ursprung der Gewalt und der Abhängigkeit. Von jemanden abhängen, heißt das Bedürfniß erkennen, das wir davon zu unserer eigenen Wohlfarth haben. Die Gewalt besteht in dem Rechte unsere Handlungen zu regieren, welches wir in der Person derjenigen billigen, die wir fähiger halten als uns selbst uns die Glückseligkeit zu verschaffen. Abhängigkeit, Ehrerbietung und Gehorsam ohne Nutzen, ist wahre Knechtschaft. Gewalt, die kein Gutes verschafft und sich nur auf Gewaltthätigkeit gründet, ist eine Ungerechtigkeit, eine Tyranney, der sich die menschliche Natur alle Augenblicke widersetzt.

Das Recht die Handlungen der Mitglieder zu regieren, erhält die Gesellschaft nur Kraft der Vortheile, welche zu erhalten sie selbige in den Stand setzt; daher die Gewalt einer Nation über ihre Bürger nur auf das Gute gegründet werden kann, das sie ihnen verschafft.

Die

Die höchste Gewalt kann nur auf die Gewalt der Gesellschaft gegründet werden, und diese kann ihren Anführern oder Obersten nur die rechtmäßigen Rechte bewilligen, die sie selbst besitzt. Der Gehorsam eines Volkes gegen seine Beherrscher kann nur die Vortheile zum Bewegungsgrund haben, die es von ihnen zu erwarten berechtigt ist.

In einer jeden Gesellschaft übt ein Theil Bürger über andere eine Gewalt aus, welcher diese ihres eigenen Vortheils wegen, sich zu unterwerfen verbunden sind. Diese Unterwürfigkeit ist gerecht und vernünftig, weil sie die Wohlfarth zum Endzweck hat, die zu erhalten die rechtmäßige Gewalt gemacht ist. Das sind die natürlichen Gründe der Gewalt der Großen über die Kleinen, der Reichen über die Armen, der Väter über ihre Kinder, der Männer über ihre Weiber, der Herren über ihre Knechte. Die Großen im Staate sind bloß deshalb über andere erhaben, weil sie ihr Rang, ihr Ansehn, ihre Verhältnisse in den Stand setzen ihre Mitbürger zu beschützen. Das Ansehn der Reichen gründet sich auf die Mittel, die ihnen der Reichthum giebt Unglücklichen zu helfen; der Geizige besitzt nichts, was ihn über den Armen erheben könnte. Die väterliche Gewalt beruhet auf den Vortheilen, welche sie den ihnen unterworfenen Kindern gewähret. Die Gewalt des Mannes über sein Weib gründet sich auf das Vermögen sie zu vertheidigen, auf Zärtlichkeit, auf Erfahrung u. s. w. Das Ansehn des Herrn über seine Knechte stützt sich auf die Mittel, die er ihnen zu ihrem Unterhalt verschafft. Von welcher Art und Natur Ansehn und Gewalt seyn mögen, so können sie doch immer nur den Nutzen,

das

das Gute, das sie den Menschen verschaffen, kurz, die Tugend zur Grundlage haben. Aus Mangel der Achtsamkeit auf diesen so deutlichen Grundsatz rührt es her, daß die Gesellschaft mit Tyrannen und Unterdrückern angefüllt ist, die, statt sich glücklich zu machen, nur eine Gewalt ausüben über Sklaven, die von der Natur gezwungen werden, sich gegen das sie unterdrückende Joch zu empören.

Die Macht besteht in dem Besitze der Kräfte oder der nothwendigen Mittel andere Menschen zu nöthigen ihren Willen mit dem unsrigen zu vereinigen. Die rechtmäßige Gewalt ist diejenige, welche andere durch die Vorstellung ihrer eigenen Glückseligkeit bestimmt, sich nach unsern Absichten zu bequemen. Diese Gewalt wird aber Gewaltthätigkeit, wenn sie ohne Vortheil für uns oder gar zu unserem Nachtheil uns verbindet uns dem Willen anderer zu unterwerfen.

Im Gefolge der Liebe, welche jeder Mensch gegen sich selbst hat, begehrt er natürlicher Weise Gewalt zu haben, das heißt, im Stande zu seyn, auf die Glückseligkeit anderer einen Einfluß zu haben, in der Absicht um sie zu nöthigen zu seiner eigenen Glückseligkeit beyzutragen. Das ist die natürliche Quelle des Ehrgeizes, der Begierde nach Ansehn, Reichthümern, Würden, Talenten, Achtung, Ruf ꝛc. kurz, nach allen den Dingen, die uns über unsere Mitbürger erheben, oder die sie bey unserer persönlichen Glückseligkeit interessiren können.

Der Ehrgeiz ist eine natürliche und lobenswürdige Eigenschaft, wenn er die gemeine Glückseligkeit zum Gegenstande hat, wobey sich jeder Bürger

ger interessirt findet. Die Begierde nach Reichthümern ist natürlich, weil Reichthum uns in den Stand setzt uns eine große Glückseligkeit zu verschaffen, wenn man nämlich die Kunst versteht einen guten Gebrauch davon zu machen. Die Begierde nach Ruhm und öffentlicher Achtung ist eine natürliche, rechtmäßige und lobenswürdige Eigenschaft, wenn sie uns reizet durch wahre und unsern Mitbürgern nützliche Eigenschaften ihre Beystimmung zu verdienen. Alle unsere Leidenschaften sind lobenswürdig, wenn sie von der Gerechtigkeit geleitet werden; alle unsere Leidenschaften werden Tugenden, wenn sie die Wohlfarth der Gesellschaft zum Gegenstand haben.

Die Begierde Gewalt zu üben, seine Stärke zu zeigen, andern empfinden zu lassen, was man vermag, oder daß man im Stande ist bey ihrer Wohlfarth mitzuwürken, ist eine der menschlichen Natur anhängende Neigung, woraus wir viel Gutes und viele Uebel entstehen sehen. Um uns seine Gewalt zu zeigen, oder mit seinen Kräften zu pralen, quält das Kind Thiere, die es in seiner Hand hat. Aus dem nämlichen Grunde werden oft Unterthanen von ihren Fürsten gequält, und Nachbarn mit Krieg überzogen *). Aus eben diesem Grun-

*) Tacitus erzählt, daß Nero, als er Soranus umbringen lassen wollen, sehr genau die Zeit in Acht genommen habe, als Tyridates zu Rom gewesen; und, wie er sagt, ihm durch den Tod der Großen die ungeheuere Gewalt eines Kaisers zu zeigen. S. Tacit. Annal. Lib. XVI. Cap. 23.

Grunde unterdrücken sehr oft die Großen die Kleinen, die Väter ihre Kinder, die Herrn ihre Diener u. s. w. Um seine Kräfte zu zeigen, unternimmt der Mann von Kopf große Dinge, ja er wagt sich bisweilen an das Unmögliche. Man fordere einen Menschen heraus, eine gewisse Sache zu thun, und sogleich wird er sich sehen lassen wollen und unglaubliche Kräfte anwenden, um uns zu zeigen, daß er stark genug ist sie zu thun; hat seine Seele Schnellkraft, so wird er sich selbst in Lebensgefahr begeben, um uns seine Gewalt zu beweisen. Doch was sage ich! Der Mensch für sich allein will sich selbst seine Gewalt beweisen oder seine Kräfte zeigen; er betrübt sich, wenn er nicht fort kann, wenn er auch selbst keine Zeugen seines schlechten Fortganges hat. Er verachtet sich wegen des Mangels seiner Kräfte. Das ist es, warum Gefahr für den Menschen, Anreizung und Anmuth hat. Er will seinen Muth zeigen indem er ihrer trotzet, und zeigt damit entweder sich selbst, oder andern die Kraft und Standhaftigkeit seiner Seele. Jeder widrige Ausgang ist ein Zeichen der Schwachheit.

Abhängigkeit ist immer ein Geständniß des eigenen Geringerseyns, daher wir mit Mühe die Vorzüge anderer ertragen. Wir lieben sie nicht weil sie stärker sind als wir; wir sehen es ungerne, daß sie Herrn unserer eigenen Glückseligkeit sind; wir sähen es immer lieber wenn wir Herren der ihrigen wären, es sey nun, weil wir besorgen, daß sie den Willen andrer nicht zu dem Zwecke hinleiten, der unsern Wünschen entspricht, oder weil wir glauben, daß niemand besser wisse als wir selbst, was dazu gehört, glücklich zu seyn. Dies ist die Quelle der

Begierde, die alle Menschen haben, ihre Gewalt über andere ausüben zu können, und des Widerwillens, den sie gegen alle Gewalt haben, die man gegen sie ausübt. Die Liebe zur Gewalt so wie zur Unabhängigkeit und Freyheit, sind dem Menschen anhängende Leidenschaften, die nur dem Guten weichen müssen, das man uns thut, und das wir uns selbst zu verschaffen, für unfähig halten.

Die Freyheit besteht in der Gewalt die Mittel zu ergreifen, die wir zur Erlangung unserer Vergnügungen und derer Güter, die wir wünschen, für nothwendig halten. Frey seyn heißt, in unserm Bestreben nach Glückseligkeit kein Hinderniß finden. Mißbrauch der Freyheit heißt Ausgelassenheit, die nicht nur die Gesellschaft beunruhigt, sondern auch selbst dem, der sie ausübt, schädlich ist; daher der Mensch, ob er gleich mit Ungeduld das Joch trägt, und nach einer uneingeschränkten Unabhängigkeit strebt, seines eigenen Vortheils wegen gezwungen ist, sich der Ausgelassenheit zu enthalten, die ihm selbst nachtheilig seyn würde, und sich dem Joche des Gesetzes zu unterwerfen, das ihn gegen die Ausgelassenheit und Frechheit anderer und gegen eigene Unvorsichtigkeit beschützt. Jeder vernünftiger Bürger, das heißt, jeder, der seinen wahren Vortheil kennt, wünscht und begehrt Freyheit; allein er thut auf das gefährliche Vermögen, Ausgelassenheit zu begehen, die ihn zu seinem eigenen Verderben führen würde, von ganzem Herzen Verzicht. Ausgelassenheit ist, wie wir in der Folge sehen werden, den Fürsten und den Unterthanen gleich schädlich.

Selbst in demjenigen Zustande, den wir den Stand der Natur nennen, wenn der Mensch ganz

allein

allein lebt, ist er gezwungen zu erkennen, daß der Gebrauch seiner Gewalt Grenzen habe. Will er sich erhalten; so muß er sich des unmäßigen Gebrauchs solcher Dinge enthalten, die seiner Gesundheit schädlich sind, oder seine Kräfte schwächen und zu Grunde richten könnten. Ein Wesen kann nur in so fern verständig und vernünftig genannt werden, als es die wahren Mittel ergreift sich glücklich zu machen, das Gute vom Schädlichen, und das dauerhafte Interesse von einem bald vorübergehenden zu unterscheiden weiß. Frey seyn, heißt nicht thun, was man will, sondern heißt das thun, was zur dauerhaften Glückseligkeit beytragen kann.

Die Liebe der Menschen zur Unabhängigkeit, und die Mühe, womit sie sich einem jeden Zwange unterwerfen, beweisen, daß sie von andern einen Mißbrauch ihres Vorzuges besorgen, oder daß diese ihn gar auf eine ihre Eigenliebe kränkende Weise gebrauchen möchten. Aus diesem Grunde rührt es her, daß die Menschen über ihre Armuth erröthen und sie andern sorgfältig verbergen, aus Furcht von ihnen verachtet zu werden. Kurz, wir fürchten uns immer unsere Schwäche zu zeigen, in der Meynung, daß andere daraus Vortheile ziehen möchten, uns herab zu würdigen, oder uns ihre Gewalt auf eine kränkende Weise fühlen zu lassen. Das ist die Ursache, warum so viele würklich elende Menschen suchen glücklich zu scheinen, und sich oft in der Idee, daß andere sie für reich halten sollen, völlig zu Grunde richten. Selbst das Mitleiden beleidigt diejenigen, die Gegenstände desselben sind, weil man voraussetzt, daß es immer mit Verachtung verbun-

den sey. Es giebt Leute, die man ohne Gefahr nicht beklagen darf.

Da haben wir die natürliche Quelle des Neides, der Eifersucht, der Nacheiferung, und selbst der Undankbarkeit, die wir in der Gesellschaft herrschen sehen. Sie tadeln die Würkungen des Hochmuths, welche Gewalt, Reichthümer, Ansehn und Talente aufreizen müssen. Oft ist der Mensch undankbar, weil er in seinen Wohlthäter seinen Herrn zu sehen glaubt; er will sich gern von der Abhängigkeit frey machen, worin er sich wegen des empfangenen Guten gegen seinen Geber befindet. Das allgemeine Interesse, welches verlangt, daß man die Quelle der Wohlthaten nicht verstopfe, verdammt die Undankbarkeit. Das Interesse des Undankbaren selbst verdammt die Undankbarkeit, weil er durch sein Betragen die Gewogenheit und das Wohlwollen desjenigen erstickt, der auf seine Dankbarkeit ein Recht hatte. Seine Eitelkeit bringt ihn um einen Wohlthäter, um einen Freund.

Die Fürsten, die Großen und die Reichen, sind gemeiniglich undankbar, weil jeder Dienst und jede Wohlthat einem jeden Menschen einen Vorzug giebt, zu dem sich der Hochmuth des Empfängers nur mit Mühe bequemen kann, und diesen letzten in eine gewisse Art von Abhängigkeit setzt *). Ein jeder will dem

*) Beneficia eo vsque laeta sunt, dum videntur exsolui posse; vbi multum antevenere, pro gratia odium redditur. Tacit. Aural. Lib. IV. C. 18.

Caligula ließ Macron bloß umbringen, weil er ihm das Kaiserthum zu danken hatte.

dem andern nur so wenig als möglich von seiner Unabhängigkeit einräumen, während, daß er wünscht, daß ihm andere ihre ganze Unabhängigkeit aufopfern möchten. Nur die Gerechtigkeit kann die Meynungen und Gesinnungen der Menschen berichtigen und ihnen ihre Pflichten anzeigen.

Gerechtigkeit und Vernunft sind die einzigen Mittel wider die niedrigen und verworfenen Gesinnungen, die selbst Gutthaten in den Herzen erzeugen. Die Eifersucht ist ein schmerzhaftes Gefühl unserer Schwäche in Vergleichung mit der Stärke oder dem Vorzuge anderer. Wer seine eigene Verdienste kennt, ist weder eifersüchtig noch neidisch. Der Neid ist der unfruchtbare Gram, den uns die Vorstellung von dem Vorzuge anderer verursacht. Er zeigt ebenfalls ein verstimmtes und eingeschrumpftes Herz, das seine eigene Schwäche zur Verzweifelung bringt. Ueber Vortheile und Vorzüge, die man selbst hat, oder die man sich schmeichelt, erwerben zu können, ist man niemals neidisch.

Wir mögen uns nun für groß oder klein, stark oder schwach halten; so verpflichtet uns doch das Gefühl von Gerechtigkeit, die Vorzüge und die Rechte aller derer anzuerkennen, die mehrere Talente, mehrere Einsichten, mehrere Tugenden besitzen, oder die im Stande sind, den Menschen mehrere Vortheile zu verschaffen als wir.

Die Kunst den Menschen Gutes zu thun, ist eine schwere Kunst. Es hält schwer sich jemand verbindlich zu machen, ohne seine Eigenliebe, seine Eifersucht und seinen Neid aufzuwecken und in Unruhe zu bringen. Jede Gunstbezeigung scheint dem, der

sie empfängt, seine Schwäche und die Gewalt desjenigen, der sie erweiset, zu zeigen. Jeder Mensch, der eine Wohlthat empfängt, hält sich für erniedrigt, und erröthet über seine Niedrigkeit. Der Arme sieht, daß er von der ganzen Welt abhängt; er befürchtet nichts zu haben, was andere bewegen könnte, an seinem Schicksale Antheil zu nehmen. Sehr oft ist es der Fehler dessen, der Wohlthaten erzeigt, wenn er nur Undankbare macht; denn seine Wohlthat enthält oft Schmach, Verachtung und harte Beleidigung. Der rechtschaffene Mann fürchtet sich nicht Undankbare zu machen; ihm genügt es seine Rechte zu kennen; er beruhigt sich das Gute gethan zu haben, da er versichert ist, die Belohnung davon in dem Bewußtseyn seines Vorzugs, in der Vorstellung von seiner Gewalt und in einem innerlichen Vergnügen, das ihm die Ungerechtigkeit der Menschen nicht rauben kann, zu finden.

Der Undankbarkeit der Menschen ungeachtet, erwirbt sich doch der, welcher ihnen wahrhaftig nützlich ist, gegründete Rechte über sie, die durch nichts vernichtet werden können.

Wenn das den Menschen erzeigte Gute auf ihre Achtung, ihre Dankbarkeit ein Recht giebt und der Grund aller rechtlichen Gewalt wird; so muß das ihnen erzeigte Böse alle jene Rechte vernichten. Die Gesellschaft kann ihrer eigenen Sicherheit wegen auf die gerechteste Weise diejenigen vertreiben und absondern, die ihren Absichten Hindernisse in den Weg legen, und diejenigen bestrafen, welche sie in ihrer Glückseligkeit stöhren. Einen bestrafen heißt ihm die Glückseligkeit und die Vortheile, die er begehrt, nehmen. Wenn ein jeder von einem Feinde angefallene

fallene Mensch, das Recht hat, sich zu vertheidigen; so muß die Gesellschaft ohne Zweifel das nämliche Recht haben. Jeder Bürger, der ihr Uebels thut, der ausgelassen ist, der sich die Gewalt anmaßt ungerecht zu seyn, wird der Feind aller anderer, und kann nach den Gesetzen, welche verordnen, die Stärke aller, der Stärke desjenigen entgegen zu setzen, der alle bekrieget, mit Recht bestraft werden. Wer seinen Nebenmenschen schadet, der zerreißt das Band der Gesellschaft, und hat kein Recht mehr auf den Schutz der Gesetze. Der Fürst selbst, dessen Gewalt keinen andern Grund hat, als die Vortheile, die er dem von ihm regierten Volke verschafft, verliert alle seine Rechte, und hat keine Unterthanen mehr, sobald er die Pflichten der Billigkeit verletzt.

Menschliche Gesetze können nur öffentliche und sichtbare Verbrechen bestrafen; bis auf verborgene Laster und unbekannte Verbrechen erstreckt sich ihre Gewalt nicht. Indessen bleiben letztere deshalb doch nicht unbestraft. Der Mensch wird von der Natur selbst deshalb bestraft. Der Bösewicht ist immer in Furcht, dahingegen der rechtschaffene Mann mitten im Unglücke der Ungerechtigkeit der Menschen zum Trotz, die Achtung aller Rechtschaffenen genießt, und die Annehmlichkeiten eines guten Gewissens fühlet.

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Achtung, vom Gewissen, von der Ehre.

Der Mensch schätzt sich immer in Vergleichung mit andern. Sich schätzen, heißt seine Rechte, seinen Rath, seine Vorzüge kennen, sich seiner nützlichen Eigenschaften wegen, oder die man doch zu besitzen glaubt, glücklich schätzen, und sich über die Hochachtung freuen, die man sich von den uns umgebenden Wesen zu verdienen, einbildet. Einige schätzen sich ihrer Macht, ihrer Geburt, ihres Ansehns, ihrer Titel, ihrer Reichthümer wegen; andere wegen ihrer Schönheit, ihrer Talente und ihres Kopfs. Allein alle diese Vorstellungen sind auf die Kenntniß des Werths gesetzt, den die Menschen mit diesen Eigenschaften verbinden. Man setze einen Menschen, der sich dieser Dinge wegen hoch achtet, in eine Gesellschaft, wo sie unbekannt sind, und wo man keinen Werth darauf setzt, und er wird bald aufhören sich über Eigenschaften zu freuen, die ihm unnütz zu seyn scheinen. Man versetze einen auf seinem Adel stolzen Hofmann nach einer Republik, wo man nichts aus der Geburt macht, und er wird bald aufhören sich auf eine Sache etwas einzubilden, die ihm in einer Monarchie die Achtung und Ehrfurcht eines erstaunenden Pöbels zuwege bringen würde. Man bringe einen Gelehrten, einen Mann von Kopf, der sich auf seine Talente etwas zu gute thut, unter

Wilde und Unwissende, woselbst er lächerlich scheinen wird, und sein Verdienst wird in seinen Augen gar bald verschwinden.

Der tugendhafte Mensch steht nirgend am unrechten Orte. Die Tugend ist in allen Ländern, zu allen Zeiten und bey allen Völkern nützlich. Ueberall wo es Menschen giebt, wird die Tugend geschätzt, weil ein jeder ihre Nützlichkeit fühlt. Der rechtschaffene Mensch hat also überall ein Recht auf die Achtung anderer, und kann überall das Vergnügen sich selbst zu schätzen genießen.

Viele Moralisten haben dem Menschen das Recht sich zu schätzen so wie das Recht sich zu lieben und die Zuneigung anderer zu suchen, rauben wollen. Einer schwärmerischen Moral, die sich bestrebt uns in dieser Welt unnütz zu machen, und die uns gern überredete, daß wir in einer unbekanuten Welt die Belohnungen unserer guten Handlungen erwarten müssen, scheinen diese Gesinnungen zu fleischlich zu seyn. Allein es ist unmöglich die der menschlichen Natur anhängende Empfindungen zu vernichten. Er liebt sich und wünscht geliebt zu werden, um sich noch mehr lieben zu können; er begehrt die Achtung anderer um in seinen eigenen Augen desto schätzenswürdiger zu seyn, und er frohlockt, sein Urtheil durch die Beystimmung anderer bevestigt zu sehn. Durch den Beyfall, den man ihm giebt, wird sein Geist unterstützt.

Den Menschen das Verlangen rauben, ihren Nebenmenschen zu gefallen, oder den Ehrgeiz nehmen, ihre Gewogenheit und ihre Zustimmung zu verdienen, heißt offenbar alle gesellschaftliche Tugen-

den in ihnen ersticken. Nur indem man sich nützlich und angenehm macht, kann man die Zuneigung anderer verdienen. Uns also befehlen, daß wir dieser Zuneigung entsagen sollen, heißt uns verbieten tugendhaft zu seyn. Verbannt aus der ehelichen Verbindung, aus den Familien, aus der Freundschaft, aus dem täglichen Umgange, den Eifer zu gefallen, und ihr werdet alle Annehmlichkeiten des Lebens zugleich mit verbannen. Sagt einem Fürsten, daß er die Schätzung und Zärtlichkeit seines Volks nicht suchen solle, und ihr werdet gar bald aus ihm einen abscheulichen Tyrannen oder wenigstens einen Fürsten machen, dem die Wohlfarth und Glückseligkeit seiner Unterthanen vollkommen gleichgültig ist. Vernichtet in den thätigen und mit Spannkraft erfüllten Seelen die Begierde nach Ehre und Ruhm, die in nichts anderm als in der Achtung und Schätzung anderer bestehn, und ihr werdet würklich den der Gesellschaft nützlichen Enthusiasmus vernichten. Die Unempfindlichkeit oder Apothie der Stoiker, die Gleichgültigkeit und Demuth der Christen taugen zu weiter nichts, als alle Tugenden auszurotten. Wollte man sie in Ausübung bringen, so würden sie die Begierde, sich in den Augen der Menschen hervorzuthun und ihre Achtung zu verdienen, in aller Herzen ersticken.

Verlangen, daß der Mensch die Achtung seiner selbst und anderer fahren lasse, heißt ihm den stärksten Bewegungsgrund, tugendhaft zu seyn, rauben. Dem Menschen das Recht nehmen, sich über das Gute, das er thut, zu freuen, heißt begehren, daß er gegen sich selbst ungerecht sey. Sich nützlicher

Hand-

Handlungen wegen lieben und hochschätzen, ist ein Werk der Billigkeit *).

*) Die Theologen sagen uns, daß der Mensch für sich allein unfähig sey Gutes zu thun; daß es Gott sey, der ihm die Gnade gäbe Gutes zu würken, und daß der Mensch, wenn er sich über seine lobenswerthe Handlungen selbst freuen wollte, Gott die schuldige Ehre rauben würde. Aber, welche auch die Quelle guter Eigenschaften seyn mag, so ist es doch gewiß, daß wenn er sie besitzt, er nicht hindern kann zu wissen, daß er sie besitzt, daß er ihrer froh wird, daß er sich deshalb Glück wünschen und mit sich selbst zufrieden seyn kann. Obgleich der Hofmann seine Titel und seinen Posten von seinem Fürsten hat, so kann er doch nicht ignoriren, daß er sie würklich besitze. Er wünscht sich Glück, und freut sich darüber, weil er sich dadurch in den Augen anderer unterscheidet. Man betrachte nun die guten Eigenschaften oder Tugenden als Würkungen ihrer Natur, ihres Temperaments, ihrer Erziehung u. s. w. oder als eine Gnade Gottes, so kann der Besitzer derselben, ohne närrisch zu seyn, doch nicht ignoriren, daß er Eigenschaften an sich habe, die ihn andern angenehm und werth machen, und worüber er also ein Recht hat sich freuen zu können. Man sieht hieraus, daß die christliche Demuth ein bloßes Hirngespinste ist, und daß, wenn sie möglich wäre, sie ungerecht und ungereimt seyn würde.

Wir behaupten demnach, daß der rechtschaffene Mensch berechtigt ist sich selbst zu schätzen und nach der Achtung und Liebe derer, auf welche sein Betragen Einfluß hat, zu streben. Der Mensch, der andern die Achtung, die er für sich selbst hat, auf eine sie beleidigende Art, empfinden läßt, sie erniedrigt, und sie kränkt, ist ein ungeschickter Wohlthäter. Er verliert dadurch selbst die würklichen Rechte, die er auf sie haben konnte. Hochmuth, Stolz, Anmaßungen sind Würkungen einer Thorheit, weshalb wir nicht sehen können, daß man sich andern unangenehm macht, wenn man sie ihre Niedrigkeit fühlen läßt. Eitelkeit ist die Achtung seiner selbst, oder die Vorstellung seines Vorzugs, der auf unnütze oder auf solche Vortheile gegründet ist, die wir in der That nicht besitzen. Eitel seyn, heißt sich selbst schätzen, oder närrischer und eingebildeter Vorzüge wegen, die statt Achtung zu erwerben oft nur Verachtung bringen, auf die Schätzung und Hochachtung anderer Anspruch machen. Aber die auf Tugend, nützliche Talente, wahre Wohlthaten gegründete Selbstschätzung, ist eine rechtmäßige Belohnung, die sich der Mensch selbst schuldig ist. Die Tugend ist leider mehr als zu selten auf Erden; und sie würde es noch mehr seyn, wenn sie nur im Himmel sollte belohnt werden. Diejenigen, welche den Lohn ihrer Handlungen nur in einer andern Welt erwarten, oder die bloß Gott gefallen wollen, bekümmern sich gemeiniglich sehr wenig um den Beyfall der Menschen. Sie thun nichts diesen Beyfall zu verdienen und haben gewöhnlich von der gesunden Moral und von wahren Tugenden, sehr falsche, sehr dunkele und sehr übele Begriffe.

Welches auch unser Schicksal in der Zukunft seyn mag, wird uns in der würklichen Welt, in der wir uns befinden, die wahre Moral immer auffordern uns selbst zu lieben, die Achtung anderer und unserer selbst zu suchen, und sie durch nützliche und würklich lobenswürdige Handlungen zu verdienen. Das sowohl bey sich als bey andern schätzen, was würklich gut und lobenswürdig ist, heißt vernünftig urtheilen, sich Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sich des Guten wegen, das man gethan hat, verachten, würde die Ungerechtigkeit mit der Ungereimtheit verbinden heißen.

Laßt uns also die Menschen auffordern sich in den Stand zu setzen, Achtung, Ehrfurcht und Liebe gegen sich selbst mit Recht hegen zu können. Wer sich selbst verachtet, oder sich um die Achtung anderer nicht bekümmert, kann nur ein schlechter und sehr böser Mensch werden. Dies ist die Gemüthsbeschaffenheit, woraus Niederträchtigkeit, Schmeicheley, sträfliche Gefälligkeit, und eine Menge abscheulicher Handlungen entstehen. Die Verachtung seiner selbst ist fast die Quelle aller Verbrechen, der Hofleute und des Pöbels. Was wird aus der Tugend eines Weibes, wenn es aufhört für sich selbst Achtung zu haben, oder wenn es sich über das vernünftige Urtheil der Welt wegsetzt. Jeder Mensch, der sich selbst verachtet, säumet nicht sich auch in den Augen anderer verächtlich zu machen.

Das gute Gewissen besteht in der Empfindung der Achtung unserer selbst, die auf das Zeugniß beruhet, das wir uns innerlich darüber geben, daß unsere Handlungen so beschaffen sind, daß sie uns auf die Achtung anderer ein Recht geben. Ob

wir

wir gleich natürlich für uns eingenommen sind; so wird es uns doch, wenn wir Vernunft und Erfahrung befragen, immer leicht seyn, ein billiges Urtheil zu fällen: denn die Betrachtung der Würkungen, die unser Betragen auf unsern Nebenmenschen hat, ist dazu hinreichend. Wir setzen uns alsdenn in ihre Stelle und beurtheilen uns so, als sie uns würden beurtheilen können. Das Gewissen ist mithin die Kenntniß der Würkungen, welche unsere Handlungen auf andere Menschen haben werden. Das gute Gewissen besteht in der Gewißheit, daß unsere Handlungen, von denen, auf welche sie Einfluß haben, gebilligt und geschätzt zu werden verdienen. Das böse Gewissen ist die Gewißheit oder Furcht ihren Haß oder ihre Verachtung durch unser Betragen verdient zu haben. Man sieht hieraus, daß das Gewissen keine Würkung eines Instinkts oder einer angebohrnen Empfindung ist, sondern daß es eine Würkung der Erfahrung und des Nachdenkens ist *).

Der

*) La buona conscienza e --- il premio della riflessione. S. Dissertazione sulla felicita. Hutcheson behauptet, daß eine tugendhafte Handlung ihren ganzen Werth verliere, wenn sie nur in der Absicht den Beyfall seines eigenen Gewissens zu erlangen, verübt ist. S. Inquiry concerning virtue, Sect. II. Art. 4. Vernünftigere Sittenlehrer, lassen das höchste Gut in dem Beyfalle bestehen, den der rechtschaffene Mensch sich selbst giebt, wenn er sich bewußt ist seine Pflicht erfüllt zu haben. S. Harris Tréé Treatises et cet.

Der Abergläubige hält die Kenntnisse, die er von den Würkungen seiner Handlungen auf die Gottheit zu haben glaubt, für sein Gewissen. So wie er aber von seinem Gotte bloß falsche und empörende Vorstellungen hat, die ihm von Menschen eingeflößt sind, deren Interesse es erfordert, Gott unter den Zügen eines ungerechten, eigensinnigen und grausamen Herrn, der oft der Natur, der Moral, der Vernunft widersprechende Dinge fordert, Dinge, die das Gewissen eines jeden vernünftigen Menschen in Schrecken setzen müssen, — darzustellen, so ist auch das Gewissen des Andächtigen irrig. Es erlaubt ihm oft, ohne Skrupel sich machen zu dürfen, Böses zu thun, und sich über eine Handlung zu freuen, die der Gesellschaft unnütz und oft sogar gefährlich ist. Dem fanatischen Andächtigen macht sein Gewissen, wegen seiner Intoleranz, seines Eifers, seiner Verfolgungen, Grausamkeiten, und seines aufrührischen und ungeselligen Betragens, keine Vorwürfe, weil er glaubt, daß der Himmel sein in den Augen der Vernunft, die der Andächtige niemals befragt, höchst tadelnswürdiges Betragen genehmige und hochschätze.

Wer über sich selbst ein richtiges Urtheil fällen will, der muß die Vernunft und nicht die Einbildungskraft oder die Schwärmerey zu Rathe ziehen. Wenn wir diese Vernunft zur Richtschnur nehmen, so lernen wir die Würkungen unserer Handlungen kennen; diese Kenntniß setzt uns in den Stand, uns entweder loßzusprechen oder zu verurtheilen, und uns nach Beschaffenheit der günstigen oder ungünstigen Gesinnungen, die wir bey andern erregt zu haben wissen, zu schätzen oder zu verachten. Mit

einem

einem Worte; wir sind entweder mit uns zufrieden, oder wir erfahren Furcht, Schaam und Gewissensbisse, — Empfindungen, die uns zwingen uns zu hassen, und die uns beständig von unserem unruhigen Geiste und unserer aufgebrachten Einbildungskraft von neuem ins Gedächtniß gebracht werden, das für uns ein einheimischer Feind geworden ist, von dem wir uns nicht loß machen können. „Wo „fliehen wir hin," sagt Antonin, „wenn wir „mit uns selbst unzufrieden sind!"

Die Religion scheint größentheils erdacht zu seyn den Menschen Aussöhnungen an die Hand zu geben, oder ihnen abgeschmackte und übernatürliche Mittel darzureichen, sich mit sich selbst wieder zu vertragen. In der That wendet jeder Mensch, der Böses gethan hat, unglaubliche Kräfte an, sich gegen sich selbst zu rechtfertigen. Es giebt keine Sophisterey und keine Ausflucht, die er nicht zu Hülfe nimmt, sich mit sich selbst wieder zu vertragen. Wer in Gesellschaft lebt und um sich her sieht, kann sich nicht entbrechen, sich selbst alle Augenblicke mit den nämlichen Augen zu betrachten, mit welchen er andere ansieht. Er kennt einen Richterstuhl, der trotz aller seiner Bemühungen und Anstrengungen, sich in ihm selbst aufrichtet. Indessen sind seine Urtheilssprüche gemeiniglich mehr nach der öffentlich angenommenen Meynung und den Vorurtheilen, als nach der Vernunft gemacht. Das Gewissen wirft uns gemeinhin nur solche Dinge vor, die wir von denen, die uns umgeben, gemißbilligt sehen. Einem von Schmeichlern umgebenen Fürsten, der sich eifrig bemühet, allen seinen Einfällen und Launen zu huldigen, macht sein Gewissen seiner Ausschweifungen

sungen wegen, gar keine Vorwürfe. Das Gewissen eines Hofmannes macht nicht, daß er über seine Niederträchtigkeiten, Intriguen, Treulosigkeiten, die das Beyspiel seiner Kameraden rechtfertiget, erröthet. Das Gewissen eines Schwärmers verdammt ihn nicht, daß er sich den Anfällen eines heiligen Eifers überlassen hat, den er von seinen geistlichen Führern genehmigt sieht. Sein Gewissen ist der schwärzesten Verbrechen wegen in Ruhe, sobald ihn sein Priester versichert, daß sie ihm von der Gottheit vergeben sind.

Ueber Dinge, welche die Menschen durch Gewohnheit, Beyspiel und Zustimmung anderer autorisirt sehen, erröthen sie fast niemals. Wir verspüren nur Schaam, Gewissensbisse, Traurigkeit oder Furcht über Handlungen, von denen wir glauben, daß sie mißfallen, oder die unsern Mitmenschen lächerlich, verächtlich oder strafbar scheinen. Eine Schande, die viele gemein haben, oder die über viele Köpfe vertheilt ist, wird für einen jeden von ihnen eine leicht zu ertragende Last. Ist die öffentliche Meynung verdorben; so machen wir uns am Ende aus Laster und Ehrlosigkeit einen Ruhm. Welcher Mensch erröthet wohl in einer verderbten Nation über Ausschweifung, Ehebruch und Modelaster? Sieht man nicht unter einer tyrannischen Regierung, den ungerechten Menschen, den Blutigel, den öffentlichen Räuber über ihre Verbrechen frohlocken, und ihren Raub unter den Augen eines mehr eifersüchtigen als über solche Boßheiten aufgebrachten Volks, unverschämt verprassen?

Alle diejenigen, die Gewalt in Händen haben, setzen sich gemeiniglich über Schaam und Gewissens-

vorwürfe sehr leicht hinweg; sie beunruhigen sich nur über den fehlgeschlagenen Ausgang ihrer Unternehmungen. Macht ihnen ja das Gewissen einige leichte Vorwürfe, so werden solche bald durch die Stimme der Schmeichler, die immer bereit sind ihre schreyendsten Ausschweifungen gut zu heißen und zu loben, erstickt. Außerdem erlauben ihnen rauschende Vergnügungen, Tumult ihrer Geschäfte und Zerstreuungen nicht, ernstlich nachzudenken. Die Fürsten und Großen besitzen gewöhnlich das Geheimniß ihr Gewissen zu beruhigen, indem sie allen denen, deren Murren sie in ihrer Ruhe stöhren könnte, Stillschweigen auferlegen oder sie bestrafen. In einem despotischen Staate ist die Polizey nur gemacht die Bürger zu verhindern, ihr überlästiges Geschrey, welches das Gewissen ihrer Unterdrücker in Unruhe setzen könnte, hören zu lassen.

Man rühmt unaufhörlich die wundervollen Würkungen, welche die Religion auf die Gewissen hervorbringt; man behauptet, daß die Vorstellung von einem fürchterlichen Richter, der alles sieht und an allen Orten unsichtbar gegenwärtig ist, und dessen Augen die allergeheimsten Handlungen nicht entwischen können, ein sehr mächtiger Bewegungsgrund ist, die Sterblichen von Lastern, Verbrechen und Unordnungen abzuhalten. Indessen beweiset uns alles, daß die Menschen weit mehr die Augen der Menschen als der Gottheit fürchten. Die Gegenwart des niedrigsten Zeugen hält uns viel sicherer von Uebelthaten ab, als die Gegenwart eines fürchterlichen Gottes, den wir niemals sehen. Ein Schwelger und Hurer, der die Gegenwart seines Gottes keinesweges bezweifelt, begeht der nicht

immer-

immerwährend schändliche Handlungen, die er vor den Augen des geringsten Menschen zu begehen, erröthen würde?

Wenn die öffentliche Meynung durch zahlreiche Beyspiele, unvernünftige Gewohnheiten, eine ungerechte Regierung, schlechte Erziehung, und durch die ansteckende Krankheit des Luxus verkehrt ist, alsdenn verliert das Laster und selbst das Verbrechen seine hasliche Gestalt. Vernunft, Tugend und Moral sind gezwungen gegen die öffentliche Meynung die Hand auf den Mund zu legen, oder sie reden mit Menschen, die sie sehr lächerlich und ungereimt finden. Die öffentliche Meynung ist es, welche die Weisheit bearbeiten muß; diese Meynung ist es, welche von der Vernunft berichtigt werden muß um die Menschen zur Tugend zurückzuführen. Unter einer schlechten Regierung und bey einer lasterhaften Nation findet man keine Tugend, außer bey einer kleinen Anzahl abgesonderter Menschen, die, mit dem Beyfall weniger Menschen zufrieden, dem allgemeinen Strom widerstehn, oder für sich die häuslichen Tugenden genießen, deren Anmuth sie schmecken gelernt haben.

Die Ehre besteht in dem Rechte, das wir auf die Achtung anderer haben oder zu haben glauben. Sie ist eine der stärksten Triebfedern der menschlichen Natur. Jeder Mensch will geehrt seyn; Verachtung ist für ihn die grausamste Strafe; sie setzt ihn in seinen eigenen Augen herunter. Nichts beleidigt ihn mehr als die Vorstellung, in den Augen seiner Mitmenschen als ein unnützes oder verworfenes Ding zu erscheinen. Die Ehre kann, wie die Tugend, nur auf Nützlichkeit gegründet werden.

Sie ist ein eiteles Hirngespinst, wenn sie keinen andern, als Vorurtheil, närrische Gewohnheit und modischen Eigensinn zu Stützen hat. Für die Gesellschaft ist mithin nichts wichtiger und nützlicher, als die Verbreitung wahrer und vernünftiger Begriffe von der Ehre, die, so zu sagen, sich in einer jeden Weltgegend verändert. Tugend und dauerhafte Nützlichkeit geben uns allein unbestreitbare Rechte auf die öffentliche Achtung. Der Mann von Ehre kann von dem rechtschaffenen, von dem nützlichen und von dem Manne, der die Wohlfarth seiner Mitbürger befördert, nicht getrennt werden.

Für die allermeisten Menschen ist das Wort Ehre ein schwankender Ausdruck, und oft eine bloße Chimäre. Man hat in der Moral, wie schon bemerkt worden, die Worte, die man am meisten gebraucht, am seltensten erklärt. Ueberhaupt kann man sagen, daß Ehre ein relatifer Ausdruck ist, wodurch man den Begriff, den man mit gewissen Handlungen oder Eigenschaften in der Gesellschaft verbindet, bezeichnet. Es giebt Handlungen, die in einem Lande ehrenvoll und in einem andern schimpflich sind. Die Ehre richtet sich also nach den Meynungen und nach den wahren und falschen Begriffen der Völker. Nur die aus der Tugend entspringende Ehre ist die wahre Ehre, die von den Launen und dem Eigensinne der Menschen gar nicht abhängt.

Bey dem Ursprunge der Gesellschaften, da Wilde beständig beschäftigt waren, sich entweder zu vertheidigen oder ihre Nachbarn anzugreifen, verband man die Vorstellung von Ehre mit der Tapferkeit, weil ihnen diese Eigenschaft damals die wich-

tigste und nützlichste zu seyn schien. Diese Vorstellung hat sich offenbar bis auf unsere Zeiten erhalten; man findet sie bey den civilisirtesten Völkern. In Gefolge dieser Vorstellung sehen wir Fürsten, wenn sie nur einige Spannkraft und Thätigkeit besitzen, Kriege anfangen, und ihren Ruhm und ihre Ehre in der Stöhrung der Ruhe anderer auf Kosten der Glückseligkeit ihrer eigenen Unterthanen setzen. Nach diesem so traurigen Vorurtheile besteht die größte Ehre eines Monarchen in Ungerechtigkeit, Unmenschlichkeit und Rachsucht, und sein größter Ruhm unter dem geringsten Vorwande Menschenblut zu vergießen und die Geisel der Völker zu werden.

Zur Unterstützung ihres Vorhabens theilten die Fürsten und Eroberer denjenigen ihrer Unterthanen, die sie am geschicktesten fanden, ihren Leidenschaften zu fröhnen, diese Vorurtheile mit, daher fast alle Völker mit diesen falschen Vorstellungen von Ehre angesteckt sind. Das Soldatenhandwerk ward für das ehrenvolleste gehalten; ein Mensch, der Muth besaß, glaubte auch Ehre zu haben. Er sah nicht, daß er sich zu einem verächtlichen Werkzeuge und zum Schlachtopfer der Leidenschaften eines ungerechten Herrn machte, der ohne Grund sein Blut verschwendete.

In Gefolge eben dieser Vorurtheile, hält sich ein jeder Mensch von Ehre für verpflichtet, unmenschlich, rachsüchtig und unversöhnlich zu seyn, so oft er seine Ehre angegriffen zu seyn glaubt. Unterstützt in seiner Wildheit durch die Meynung des Publikums, hält er sich für verbunden, die geringsten Sachen, die seine Eitelkeit verletzen, in

dem Blute seines Mitbürgers abzuwaschen. Die gegen das Vorurtheil zum Schweigen gebrachte Vernunft kann ihm die Ungerechtigkeit und die Härte eine leichte Schmähung oder Beschimpfung mit dem Tode zu bestrafen, die ein wahrer großer Geist hätte verachten müssen, nicht fühlbar machen. Daher ist es gekommen, daß die falschen Ideen von Ehre die heiligsten Pflichten der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Freundschaft schändlich mit Füßen treten und zu sehen verhindern, daß das Vorgeben eines angethanenen Unrechts weit mehr Adel und Tapferkeit voraussetze, als eine grausame und niedrige Rache. Ist es nicht weit ehrenvoller, ruhmwürdiger und lobenswerther einen Bürger zu erhalten, als ihn einer vorübergehenden Wuth der verletzten Eitelkeit aufzuopfern?

Man sehe hieraus, daß die Menschen einer himmlischen Offenbarung nicht bedürfen, um zu fühlen, daß das Verzeihen eines Unrechts eine edele, große und eines Mannes von Ehre würdige Gesinnung ist. Mit welchem Rechte will eine Religion, die einen Gott lehrt, dessen Rache unversöhnlich und ohne Grenzen ist, die Menschen verbinden, das Unrecht zu verzeihen? Wie kann sie Anbetern eines Gottes, der klein und grausam genug ist, sich wegen vorübergehender Vergehungen seiner schwachen Geschöpfe, ewig und ohne Maaß und Ziel rächen zu wollen, Hoheit und Größe der Seele einflößen? Rache sowohl als Grausamkeit verrathen eine schändliche, feige und wilde Gemüthsart; sie verunehren sowohl die Götter als die Menschen, und sind eines großen, menschlichen und schätzbaren Herzens unwürdig. Der, welcher Gutes für Böses giebt, erhält

hält dadurch selbst eine anerkannte Erhabenheit über den, der ihm Unrecht gethan hat, und der Beleidiger wird oft durch die Schaam, die ihm der verursacht, der ihm verzeihet, genug bestraft. Muß man denn ein Christ seyn, um das innere Vergnügen zu empfinden, das uns die Größe der Seele und die Vorstellung von der Herrschaft, die wir über uns selbst haben, verschafft? Cleomenes sagte, daß ein guter König seinen Freunden Gutes und seinen Feinden Böses thun sollte, worüber Ariston ausrief: Was! würde es nicht viel größer seyn, seinen Feinden Gutes zu thun, und aus seinen Feinden selbst Freunde zu machen *).

Man muß den Menschen Begierde nach öffentlicher Achtung, Leidenschaft für wahren Ruhm, und edelmüthige Empfindungen der Ehre einflößen, aber man muß sie auch lehren, worin diese Ehre besteht, und welches die Mittel sind, sie zu erlangen. Die Vernunft wird ihnen immer beweisen, daß sie weder in dem, was der Gesellschaft schädlich ist, noch in einer offenbaren Verletzung der heiligsten Pflichten der Sittenlehre, noch in dem schändlichen Vergessen der geselligen Tugenden, bestehen könne. Nur durch Tugend können wir auf Ehre Anspruch machen, das heißt, auf die Achtung des Publikums unbestreitbare Rechte erwerben. Ein Mann von Ehre ist der gerechte und menschliche Mann, welcher die der Achtung der Gesellschaft wahrhaft würdige Eigenschaften besitzt. Von welcher Beschaffenheit auch die

*) Erasmi Apothegm. p. 40.

Vorurtheile der Menschen seyn mögen; so sind sie doch immer gezwungen, diejenigen zu schätzen, zu ehren und zu lieben, bey denen sie würkliche nützliche Neigungen wahrnehmen. Am Ende triumphirt das würkliche Interesse immer über Vorurtheile, die nur Nachtheil bringen können.

Wenn die Menschen es ihrer nicht würdig finden mit der Vernunft zu Rathe zu gehen; so sind ihre Meynungen so sonderbar, abgeschmackt und ungereimt, daß man alle Ursache hat sich ihrer zu schämen. Bey einigen Völkern, die für sehr civilisirt geachtet werden, ist der Ehemann entehrt oder gezwungen zu erröthen, wenn ihm seine Gattin ungetreu ist, während der, dem es gelungen ist, sie zu verführen, stolz daher geht, und über seinen ehrlosen Sieg frohlockt. Ein Mann, der sich eine Spielschuld zu bezahlen weigert, ist verunehrt, denn Spielschulden werden vorzugsweiße vor allen andern Ehrenschulden genannt; allein er kann, ohne Furcht verunehrt zu werden, einem Kaufmann, einem Künstler u. s. w. die schuldige Zahlung verweigern, die seine Nachläßigkeit oder böser Wille oft an den Bettelstab bringen. Auf dergleichen Wegen geschieht es, daß bey lasterhaften Völkern verdorbene Menschen, alle Begriffe umkehren, die Meynung des Publikums lenken, und Schande und Ehrlosigkeit selbst in Ehre verwandeln. Das Laster würde nicht so allgemein seyn, wenn es nicht, statt die Menschen in der Meynung des Publikums zu verunehren, dazu diente, ihnen Achtung und Ehre zu verschaffen.

Der in der Gesellschaft lebende Mensch wir nicht nur sich selbst lieben, sondern auch von andern geliebt wer-

werden, daher er sich verbunden fühlt in ihnen die Gesinnungen zu erregen, die er von sich selbst hat. Er ist zufrieden wenn er sich schmeichelt, ihre Stimmen mit der Vorstellung, die er von seinen eigenen Eigenschaften hat, verbinden zu können. Wir sind mit uns nur zufrieden, wenn wir glauben, daß andere es auch sind. Oft machen wir freylich uns und andern ein Blendwerk; aber alles Blendwerk ist nicht auf die Dauer. Heucheley entlarvt sich über kurz oder lang selbst. Es kostet weit weniger Mühe ein ehrlicher Mann würklich zu seyn als zu scheinen. Die sicherste Politik ist die wahre Politik. Viele Menschen sind deshalb so unruhig und so zärtlich mit ihrer Ehre, weil sie innerlich wohl wissen, daß ihre Rechte falsch sind und nur in der Einbildung bestehn. Das wahre Verdienst ist ruhig. Die Eitelkeit ist immer nnruhig, argwöhnisch und verlegen.

Es hält schwer sich selbst eine lange Zeit zu betrügen; und nichts ist mühsamer als immer andere zu betrügen. Ueber kurz oder lang verschwindet die Verblendung. Der Mensch kann sich nicht lange irren, wenn er sich aufrichtig selbst fragt, ob die Menschen, mit welchen er in Verhältnissen steht, in einer jeden Lage, worein ihn das Schicksal gesetzt hat, würklich Ursache haben, mit ihm und seinen Betragen zufrieden zu seyn; oder ob er, wenn er sich an ihre Stelle setzte, mit denen zufrieden seyn würde, die eben so handelten wie er. Diese Prüfung giebt uns das wahre Mittel uns in einem jeden Zustande, worein uns das Schicksal wirft, billig zu beurtheilen. Nicht alle Menschen können auf Hoheit, Macht, Ansehn und Reichthum Anspruch machen,

aber alle können verlangen geliebt zu werden, und um dazu zu gelangen, dürfen sie nur gerecht seyn, und in dem Kreise, in welchen sie die Natur gesetzt hat, Gutes thun.

Wenn man sich nur ein wenig gewöhnt sich mit sich selbst zu unterhalten; so ist es sehr leicht über sich selbst aufrichtig zu urtheilen, und gewahr zu werden, ob man der Gesinnungen würdig ist, die man bey andern zu erregen wünscht. Die gerechte und verdiente Schätzung seiner selbst, die durch die Achtung andrer bestätigt wird, erzeugt innern Frieden, ruhiges Gewissen, zur Gewohnheit gewordene Gleichmüthigkeit, ohne welche keine dauerhafte Glückseligkeit bestehen kann. Die Menschen besitzen die Thorheit ihre Glückseligkeit immer außer sich selbst zu suchen. Man muß sie in seinem Herzen aufrichten, um mit Vergnügen bey sich selbst einzukehren. Man ist aber nur mit sich selbst gut daran, wenn man mit andern gut steht, und um mit andern gut zu stehen, muß man tugendhaft seyn. Hieraus hat man ein Recht zu folgern, daß die Tugend allein ein gutes Gewissen, eine dauerhafte Zufriedenheit, ein unbestreitbares Recht auf die Achtung seiner selbst und anderer, eine wahre Ehre, kurz, die Glückseligkeit verschaffe, die den Gegenstand der beständigen Wünsche aller Wesen unserer Art, in sich schließt.

Vierzehntes Hauptstück.

Von der Glückseligkeit. Von den Leidenschaften und ihrem Einflusse auf die menschliche Glückseligkeit.

Glückseligkeit ist der immerwährende Gegenstand, der Leidenschaften, der Begierden und aller Anstrengungen der Menschen. Die Glückseligkeit, besteht, wie wir gesagt haben, in der Fortdauer des Vergnügens, oder in dem fortgesetzten Genusse der Gegenstände unserer Begierden, oder in der Uebereinstimmung unserer Kräfte und Vermögen mit unsern Bedürfnissen und Begierden. Wir empfinden Vergnügen, so oft wir das erhalten, was unser Herz wünscht, wir sind alsdenn mit unserm Zustande zufrieden und wünschen dessen Dauer. Eine Reihe Vergnügungen bringt die Glückseligkeit hervor, deren Grundstoff sie sind.

Man hat gesehn, daß Leidenschaften und Begierden dem Menschen wesentlich und zu seiner Erhaltung und Glückseligkeit nothwendig sind. Weil man diese Wahrheit verkannte; so gaben uns viele Moralisten bloß unfruchtbare Regeln und unausführbare Vorschriften. In der Meynung, daß die Leidenschaften den Menschen immer nachtheilig wären, und sich unaufhörlich ihrer Glückseligkeit widersetzten, wollten sie solche gänzlich ausrotten. Sie geben den Menschen ganz kalt den Rath, nichts zu

begehren. Sie sehen nicht, daß die Leidenschaften aus Bedürfnissen entspringen, — daß ohne Begierden der Mensch nicht angereizet würde sich zu erhalten, und daß er in Schwachheit und Traurigkeit, die sowohl ihm selbst, als der Gesellschaft, in welche ihn das Schicksal gesetzt hat, schädlich wäre, fallen würde.

Vielleicht sagt man, daß, so lange der Mensch etwas begehrt, an seiner Glückseligkeit etwas mangele. Aber würde er glücklicher seyn, wenn er keine Begierden hätte? Der Mensch ist so beschaffen, daß er immer begehren muß, und daß, wenn er sich den Gegenstand seiner Begierden verschafft hat, er einen neuen Gegenstand zu begehren suchen muß. Ohne diese Begierden würde sein Geist in eine Mattigkeit und Unempfindlichkeit fallen, welches für ihn der traurigste Zustand seyn würde.

Ein Beyspiel kann dienen dieses Principium deutlich zu machen. Der Hunger ist ein der Natur des Menschen anklebendes Bedürfniß, mithin muß er begehren ihm zu genügen, und so oft er sich Nahrungsmittel verschaffen kann, die seinem Gaumen zuträglich sind, das heißt, die ihm schmecken, so oft empfindet er ein Vergnügen oder eine vorübergehende Glückseligkeit. Seine Glückseligkeit geht fort, wenn die Nahrungsmittel, die er zu sich genommen, seinem Magen nicht lästig sind und beschwerlich fallen. Kurze Zeit nachher, daß dieses Bedürfniß gestillt ist, stellt es sich von neuem ein, und die Begierde erneuert sich; — darf man nun wohl sagen, daß der Mensch unglücklich sey, da er dem Hunger unterworfen ist, weil er in ihm Begierden erzeuget, die sich so lange wie er lebt, sehr oft erneuern?

Nicht

Nicht allein das Bedürfniß sich zu ernähren erneuert sich sehr oft, sondern der Mensch muß auch nach seiner Natur Verschiedenheit in seinen Nahrungsmitteln begehren. Die ihm zu einer Zeit gefielen, mißfallen ihm zu einer andern Zeit. Die erst für ihn schmackhaftesten Gerichte, werden ihm am Ende ekelhaft, und es bedarf Verschiedenheit, oder Gewürze, um seinen stumpfen Organen wieder Thätigkeit zu geben. Der Arme, bey dem die Arbeit den Hunger erzeugt, begnügt sich mit trockenem Brodte; aber der Reiche, dessen Gaum verwöhnt ist, der nicht arbeitet und selten die Anreizungen des Hungers erfährt, bedarf einer großen Verschiedenheit in seinen Speisen.

Obgleich der Hunger, so wie die Begierde ihn zu stillen, ein natürliches Bedürfniß ist; so lehrt doch die Erfahrung den Menschen, daß es für ihn gefährlich seyn würde, wenn er sich ohne Zurückhaltung allen Antrieben einer blinden Eßlust überlassen wollte, daß er einen mäßigen Gebrauch von den Nahrungsmitteln machen müsse, daß er besonders auf diejenigen Achtung gebe, die ihm am meisten gefallen, damit nicht auf ein sehr bald vorübergehendes Vergnügen, ein lang anhaltendes Uebel folgen möge. Wenn er dies thut, so braucht der Mensch seine Vernunft und handelt mit Klugheit. Er opfert ein augenblickliches Vergnügen der dauerhaften Glückseligkeit gesund zu seyn, auf.

Dies Beyspiel ist hinreichend die Begriffe, die wir uns von den Bedürfnissen, Leidenschaften, Begierden und der Glückseligkeit des Menschen machen müssen, zu bestimmen. Alle diese Dinge sind ihm wesentlich, kleben seiner Natur an und können ohne

Thor-

Thorheit weder vernichtet noch bestritten werden. Die Moral kann es nicht unternehmen, den Menschen, weder ihre Bedürfnisse, noch ihre Leidenschaften, noch ihre Begierden zu nehmen. Sie muß sich bloß vorsetzen sie zu regieren und so zu leiten, daß sie zu ihrer dauerhaften Glückseligkeit beytragen. Sie sagt ihnen bloß, daß sie sich mäßigen, und Erfahrung und Vernunft befragen sollen, welche sie lehren mit Mäßigkeit zu essen, und ihre Nahrungsmittel zu prüfen, damit sie sich nicht Krankheiten und Schwächlichkeiten zuziehen, die ihnen mehr Mißvergnügen, als die bald vorübergehende Befriedigung einer unordentlichen Eßlust ihnen Vergnügen verursachen würde. Die Moral verbietet ihnen überhaupt nicht Mannichfaltigkeit in ihren Gerüchten zu begehren; denn man weiß, daß Organe sich natürlich abstumpfen, und daß Verschiedenheit der Empfindungen einem thätigen Dinge, dessen Maschine natürlich beständigen Veränderungen ausgesetzt ist, nothwendig ist.

Die Bedürfnisse der Menschen verändern und vervielfältigen sich. Einige Sittenlehrer haben daraus ein Verbrechen gemacht, und diese nothwendigen Fortschritte der Bedürfnisse, die man sowohl bey einzelnen Personen als in ganzen Gesellschaften gewahr wird, getadelt. „Die natürlichen Bedürfnisse," sagen sie, „sind eingeschränkt; diejenigen aber, welche die Einbildungskraft erzeugt, haben keine Schranken. Den ersten kann man nach ihrer Meynung leicht ein Genüge thun, dahingegen die andern nur dazu dienen, uns unglücklich zu machen." Wenn sie aber nur die Dinge ein wenig aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet hätten;

so würden sie gesehen haben, daß sich die Bedürfnisse einzelner Menschen und Völker in dem nämlichen Verhältnisse und nach den nämlichen Fortschritten vermehren, als sie ihren natürlichen und einfachen Bedürfnissen Genüge leisten. Ein Volk civilisirt sich kraft der Erfahrung: durch Fleiß entdeckt es von Tage zu Tage neue Mittel seinen Bedürfnissen mit mehr Leichtigkeit abzuhelfen, und in der Folge erdenkt es sich neue Bedürfnisse in der Absicht, den Umkreiß seiner Glückseligkeit zu erweitern.

Die wilden aller Geschicklichkeit und Hülfsmittel beraubten Völker, machen mit der Jagd den Anfang. Ohne Wohnstätte sind sie gezwungen herumzuirren und ihre Nahrung mühsam zu suchen; in der Folge geselliger und ruhiger geworden, entwickelt sich ihre Thätigkeit und ihre Einbildungskraft. Sie legen sich auf Ackerbau, sie erfinden Künste, sie treiben Handlung, sie verschaffen sich Ueberfluß und wollen mit mehrerer Gemächlichkeit leben. Der Sorge, seine Nahrung zu suchen überhoben, bemüht sich der civilisirte Mensch sie zu vervielfachen, oder sie zu würzen, um sie angenehmer zu machen, und endlich geht er gar so weit, daß er sich von dem äußersten Ende der Erde seltene Nahrungsmittel, neue sinnliche Ergötzlichkeiten verschafft, welche die Gewohnheit bald in Bedürfnisse verwandelt, deren Beraubung ein Uebel für ihn ist. In einer Nation, wo Handlung und Fleiß den Luxus eingeführt haben, sinnt der reiche Mensch, der seinen Hunger mit Bequemlichkeit stillt, täglich auf neue Speisen. Der Arbeit entübrigt, beschäftigt sich seine Einbildungskraft neue Bedürfnisse auszubrüten; und diejenigen,

deren

deren Unterhalt von dem Reichen abhängt, bemühen sich, sie auf neue Art und Weise zu vergnügen. Der Wilde, der sich nach angewandter vieler Mühe auf der Jagd oder beym Fischfange nichts verschafft hat, hält sich für sehr unglücklich, aber im Grunde ist er es nicht mehr als der reiche Europäer, der sich des Kaffee's oder Tobaks beraubt sieht, den ihm die Gewohnheit nothwendig gemacht hat.

Ist den Bedürfnissen des Körpers einmal ein Genüge geschehen; so kommt die Reihe an die Bedürfnisse der Einbildungskraft, die sich gewöhnlich auf Meynungen, Gewohnheiten, Beyspiele und den falschen oder wahren Begriffen gründen, die wir in der Gesellschaft verbreitet sehen. Ein jeder will diesen Bedürfnissen eine Genüge thun, und hält sich für unglücklich, wenn er seinen Zweck nicht erreichen kann, weil er voraus setzt, daß seine Glückseligkeit davon abhängt. Dies ist die Ursache, warum bey einer civilisirten Nation, jeder Bürger, nachdem er so viel erworben hat, seine ersten Bedürfnisse befriedigen zu können, nach Macht, Ehre, Würden, Titel und Reichthümer, die immer größer seyn sollen, als die er besitzt, strebt, weil er sie für Mittel hält, seine Vergnügungen mannichfaltiger, abwechselnder und größer zu machen. Diese Bedürfnisse und Begierden, die den Armen, der Mühe hat sich seinen nothdürftigen Unterhalt zu erwerben, unbekannt sind, werden sehr starke Leidenschaften oder sehr dringende Bedürfnisse bey dem reichen Menschen, der sich für sehr unglücklich hält, wenn er seines Zwecks verfehlt. Betrogener Ehrgeiz, verfehlte Gelegenheit sich zu bereichern, Beraubung eines Theils seines Vermögens, Verminderung des

Auf-

Aufwandes und der Zehrung sind in einer policirten Nation für einige Bürger eben so traurige und schmerzliche Begegnisse, als die Beraubung der ganzen Nahrung für einen hungrigen Wilden.

Wir sehen demnach, daß der Mensch selbst nach seiner Natur, Leidenschaften und Begierden erfahren muß, und daß seine einmal gestillte Begierden durch neue Begierden ersetzt werden müssen. Ein Mensch, der nichts zu wünschen oder zu begehren hätte, oder der alles plötzlich mit einemmale erhielte, was er nur begehren könnte, würde bald sehr unglücklich seyn. Nichts würde für ihn grausamer seyn, als das Unvermögen zu hoffen, daß seiner Glückseligkeit noch etwas beygefügt werde. Das Vergnügen verlangt, daß auf dasselbe noch ein lebhafteres Vergnügen folge; wenn das nicht ist, so hört es auf Vergnügen zu seyn, und erzeugt nach Vergleichung mit dem vorhergegangenen Vergnügen Mißmuth und Ekel. Haben die Vergnügungen ihre Würkungen bey uns erschöpft; so suchen wir neue. Mangeln sie uns; so glauben wir unglücklich zu seyn; wir sind mit der ganzen Natur unzufrieden, die wir für grausam halten, weil wir mit den Mitteln, die sie uns dargereicht hatte unsere Glückseligkeit zu befördern, nicht weise und klug hausgehalten haben. Da haben wir die wahre Quelle, der Langenweile, dieses Tyrannen der Fürsten, der Großen, der Reichen, die durch die Mattigkeit und Erschlaffung, welche der Ekel in ihrer Seele zurückläßt, der nothwendig aus dem Mißbranch der Ergötzlichkeiten und Vergnügungen entstehen muß, — oft sehr unglücklich sind. Ein Vergnügen, das wir täglich genießen, verliert bald seine Reize. Ekel, Mattigkeit,

Er-

Erschlaffung, Verdrießlichkeit und Langeweile sind die Strafen, womit die Natur diejenigen belegt, welche die von ihr verschafften Vergnügungen mißbrauchen. Die Sittenlehre, deren Zweck es ist, die Menschen glücklich zu machen, soll ihnen nicht sagen, daß sie das Vergnügen hassen oder fliehen sollen, welches etwas Gutes ist; allein sie muß sie erinnern, den Mißbrauch zu vermeiden und zu fürchten, welcher, indem er überflüßige Sättigung, Ekel und Laster erzeuget, ein sehr wahres Uebel wird.

Die Leidenschaften sind, wie wir gesehn haben, Begierden, die den Menschen bewegen, die Gegenstände in welchen er seine Glückseligkeit findet, oder doch zu finden glaubt, zu suchen. Diese Leidenschaften stehen mit der Stärke seines Temperaments und mit der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft im Verhältnisse. Wir begehren die Dinge als Mittel zu unserer Glückseligkeit. Wir machen uns nur unglücklich, weil wir uns oft in dem Gebrauche der Gegenstände, die wir begehren, irren. Wir machen andere nur unglücklich, weil wir zur Erlangung dieser Gegenstände Mittel gebrauchen, die ihnen schädlich und nachtheilig sind *). Der Ehrgeiz oder die Begierde nach Gewalt, ist bey dem eine natürliche Leidenschaft, der auf die Menschen Einfluß zu haben wünscht, in der Absicht sie zu vermögen zu seiner eigenen Glückseligkeit beyzutragen. Die Gewalt ist würklich im Stande diesen Vortheil

zu

*) Affectibus bene vti, virtus: Male vti vitium est.

zu verschaffen, und ist also etwas Gutes. Der Mißbrauch der Gewalt aber ist ein Uebel, weil sie denjenigen schädlich ist, welche eine rechtmäßige Gewalt vermögen könnte, unsere Absichten zu befördern. Es ist eine angenehme Sache für einen guten König, wenn er ein Volk beherrscht, dessen Willen er mit dem seinigen zu vereinigen weiß, und der die Gewalt hat, es für seine eigene Glückseligkeit zu interessiren; hingegen der Mißbrauch, den ein Tyrann von seiner Gewalt macht, verursacht ihm selbst, durch den Haß, den er in den Herzen seiner unterdrückten Unterthanen erregt, Unruhe, Furcht und Sorgen.

Reichthümer sind ein Gut, weil sie den Besitzer in den Stand setzen auf den Willen seiner Mitmenschen zu würken und sich selbst die gewünschten Vortheile zu verschaffen. Begierde nach Reichthum ist also die Begierde seine Glückseligkeit zu vermehren. Hieraus folgt, daß die Vernunft es nicht verbietet nach Reichthum zu trachten. Aber Reichthümer sind nichts werth, wenn sie nicht zu unserer wahren Glückseligkeit beytragen; sie sind ein Uebel, wenn sie uns nur vorüberrauschende Vergnügungen verschaffen, die Mißmuth, Ekel und Traurigkeit zur immerwährenden Folge haben; sie sind ungerecht und tadelnswürdig, wenn wir sie nur durch Mittel und Wege erwerben, die denen schädlich und nachtheilig sind, deren Zuneigung und Hülfe wir uns verschaffen sollten.

Der Ruhm oder der Ruf ist ein Gut und eine der mächtigsten Triebfedern menschlicher Handlungen. Sich bemühen, sich in den Augen seiner Mitbürger achtungswerth zu machen, ist eine lobens-

würdige, nützliche und tugendhafte Handlung. Wir wollen uns also nicht an jene trübsinnige Philosophen kehren, die Ruhm und Ehre für Rauch und Wind erklären. Nach Ruhm streben, heißt durch seine Dienste, Talente und gute Eigenschaften die Achtung seiner Mitmenschen zu erlangen suchen. Seinen Ruhm verlieren, heißt einen Theil seiner Glückseligkeit verlieren. Den Ruhm und den guten Namen verachten, heißt dasjenige verachten, was uns bey uns selbst und bey andern lieb und werth macht.

Eben so verhält es sich mit allen Gegenständen der Begierden und der Leidenschaften der Menschen. Vernunft und Tugend genehmigen sie, weil sie, wenn sie immer der Natur gemäß sind, die Mittel nicht tadeln können, die geschickt sind uns glücklich zu machen. Nur den Mißbrauch der Dinge und die schädlichen Mittel, die wir gebrauchen, sie zu erlangen, verdammen sie. Sie sagen uns, daß wir unsern Leidenschaften widerstehen, und unsere Begierden mäßigen sollen, das heißt, daß wir ruhig die Vortheile und Nachtheile überrechnen, die daraus für uns entstehen können, und die Mittel in Betrachtung ziehen, wodurch wir uns die Gegenstände verschaffen wollen. Sie empfehlen uns eine kluge Wahl und einen vernünftigen Gebrauch unserer Vergnügungen, das heißt, sie rathen uns, daß wir das Unglück fliehen sollen, das gemeiniglich auf ihren Mißbrauch folgt. Endlich erlauben sie uns nur Gegenstände zu begehren, die wir durch unsere Kräfte erhalten können, ohne unserer wahren Glückseligkeit Abbruch zu thun, welche immer mit der

Wohl-

Wohlfarth unserer Mitmenschen innigst verbunden ist.

Die Vernunft besteht in der Wahl der Gegenstände, die unsere Glückseligkeit ausmachen, und der Mittel, die uns dahin führen. Die Tugend besteht in der Uebereinstimmung mit der Natur eines geselligen Wesens, das dazu gemacht ist, an seiner eigenen Glückseligkeit und an der Glückseligkeit anderer zu arbeiten, ohne welche es sich selbst nicht glücklich machen kann. Die Tugend besteht also nicht in Verachtung des Reichthums, der Größe, der Macht, auch nicht in dem Fliehen vor Vergnügungen, oder Abneigung gegen sich selbst und Meidung der Gesellschaft, — sondern darin, daß wir unser wahres dauerhaftes Glück suchen, indem wir uns denen, welche im Stande sind unsere Absichten zu befördern, nützlich, angenehm und werth machen. Die Moral wird uns beweisen, daß wir nur auf dem Wege der Tugend wahres Vergnügen, dauerhafte Glückseligkeit, und das höchste Gut, wornach der Mensch in dieser Welt trachten kann, verlangen können.

Funfzehntes Hauptstück.

Untersuchung der Begriffe alter und neuer Moralisten über Glückseligkeit und höchstes Gut.

Nichts ist schwankender, trauriger und weniger ausführbar, als die Anweisung, die uns die meisten Moralisten gegeben haben, zur Glückseligkeit zu gelangen. Eine traurige Philosophie scheint oft ihre Feder in Galle getaucht zu haben, um uns die Unglückseligkeiten des menschlichen Lebens zu schildern. Weil sie den Menschen nicht so sahen wie er würklich beschaffen ist, und nicht die wahren Ursachen seines Verderbens und seines Elendes ausforschten; so hielten sie ihn nach seinem Zustande für unglücklich und unfähig, jemals sein Schicksal angenehmer zu machen. Die Natur zeigt sich diesen traurigen Philosophen nur als eine Rabenmutter, die ihre Kinder zur Welt bringt, um sie dem Unglück zu überliefern und sie zu einem Spiele und Schlachtopfer des eigensinnigen Schicksals zu machen. Wenn man ihnen glauben wollte; so wäre das Leben selbst ein trauriges Geschenk, das des Annehmens nicht werth wäre, wenn man seinen wahren Werth kennte. Nach der Mythologie befeuchtete Prometheus den Leim, woraus er den Menschen machte, mit seinen Thränen. Die Religion zeigt uns den Menschen als sich dem Bösen überlassend, der kaum aus

der

der Hand seines Schöpfers gekommen, sich und seiner ganzen Nachkommenschaft der Glückseligkeit beraubt, wozu ihn Gott bestimmt hatte. Nach einer unglücklichen Folge dieses ersten Verbrechens ist das Herz des Menschen verdorben und seine Vernunft verfinstert. Letztere ist für ihn eine ungetreue Führerin geworden, die, statt ihn von seinen Leiden zu heilen, solche nur durch die Verirrungen, worein sie ihn stürzt, verdoppelt.

Nach den Ideen, die uns diese traurigen Hypotheſen darbieten, ist der Augenblick unseres Eintritts in die Welt, der Anfang unsers Elendes. Die schwache und hülflose Kindheit ist für den Menschen viel peinlicher, als für alle andere Thiere, denen er sich jedoch weit vorzieht. Diese Kindheit geht in Sklaverey über; man zwingt sie, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihr mißfallen, unter dem Vorwande sie zu erziehen und zu unterrichten. Sie ist dem Eigensinne und den Launen der Eltern und Lehrmeister unterworfen, die sich oft daran vergnügen sie in Thränen sich baden zu sehen. Das Jünglingsalter wird unaufhörlich von heftigen Leidenschaften hin und her geworfen, deren Unruhe ihn verhindern an das künftige zu denken, und die ihm oft auf sein ganzes Leben Traurigkeit und Bekümmerniß zubereiten.

Das männliche Alter beschäftigt sich mit ehrgeizigen Aussichten, mit der Sorge Ehre, Macht und Reichthümer zu erwerben. Der Mensch jaget der Glückseligkeit beständig nach, ohne sie jemals zu erreichen. Er sagt niemals zu sich selbst ich bin glücklich, sondern er hoft es immer zu werden. Er schmeichelt sich dereinst eines ruhigen Genusses, und

er genießet niemals. Er erreichet bloß das Alter, das gewöhnlich mit Ekel, Schwachheit, Traurigkeit, ohnmächtigen Wünschen und Furcht vor dem Tode angefüllt ist. Hiemit verbinde man nun noch die häuslichen Unglücksfälle eines jeden Menschen, — Unannehmlichkeiten, die ihm alle Augenblicke die Gesellschaft verursacht, — die Ungerechtigkeiten, die ihn die Regierung zu erdulden zwingt, — die Bedrückungen der Obern, der Tumult, derer, die ihn umgeben, der würkliche und der in der Einbildung bestehende Anlaß zum Mißvergnügen, — und man wird sehen, sagt man, daß für Erdbewohner die Glückseligkeit nicht gemacht sey, sondern daß sie alle von dem ersten Eintritte in die Welt bis zu dem Augenblick, da sie gezwungen werden sie zu verlassen, unglücklich zu seyn verdammt sind, eine Verfassung, deren bloße Vorstellung hinreichend ist, das glücklichste Leben zu vergiften.

Wenn der Mensch würklich so elend wäre, als ihn uns diese düstere und melancholische Philosophen zu schildern sich bemühen; so wäre nichts geschickter uns in Traurigkeit zu versenken, uns zu reizen das Leben zu verfluchen und in Verzweifelung zu stürzen. Aber eine weniger traurige und mehr wahre Philosophie zeigt uns sein Schicksal von einer tröstlichern Seite. Ist denn die Kindheit würklich ein so beweinenswerther Zustand? Ein kleines Spiel, ein geringes Vergnügen, machen die nicht, daß das Kind in einem Augenblicke seine schmerzlichsten Bekümmernisse vergißt? Sehen wir nicht alle Tage ein Kind mit dem einen Auge weinen und mit dem andern lächeln? Wie viel Vergnügen findet es nicht in einem Haufen neuer und vervielfachter Empfin-

dun-

dungen, worauf es mit jedem Schritte stößt? Ist es nicht offenbar der Fehler ihrer Erzieher und Lehrmeister, wenn ihnen der Unterricht unangenehm und verdrießlich ist? Laßt uns die Natur befragen und niemals bestreiten, die beugsamen und zärtlichen Herzen gegen das Gute richten, den Saamen des Lasters und der Thorheit nicht aussäen, der Moral der Vernunft und der Tugend den rauhen Ton der Tyranney abnehmen, und unsere Kinder werden sich durch Sanftmuth und Gütigkeit gewonnen, nach unsern Absichten bequemen. Im Jünglingsalter werden sie schon wissen ihre heftigen Leidenschaften im Zaume zu halten, die sie sehr oft ins Verderben bringen. Wenn der junge Mensch gewöhnlich unbedachtsam ist; so rührt das daher, daß man in seinen frühern Jahren seine Leidenschaften nicht gebändigt, ihm verkehrte Meynungen beygebracht und die glücklichsten Anlagen vernichtet hat. Die Jugend ist nicht klug und vorsichtig, sondern einfältig, offenherzig und aufrichtig. Sie argwöhnt nicht, daß es treulose, falsche Freunde und Bösewichte auf Erden giebt. Nur erst wenn er betrogen worden ist, lernt der junge Mensch mißtrauisch seyn, und da er selbst betrogen worden ist, so hält er sich seiner Seits gleichfalls für berechtigt andere zu betrügen. Beyspiel, öffentliche Meynung und das Verderbniß der Gesellschaft lehren ihn Böses thun und verhindern ihn darüber zu erröthen.

Die Laster und Verkehrtheit, womit der Mensch in der Jugend angesteckt ist, trägt er in das reifere Alter über. Erfahrung hat ihn nur gelehrt sich zu verstellen, nicht aber seine verkehrte Neigungen

zu verbessern. Abgemessener in seinen Schritten und behutsamer in seinem Benehmen, bemüht er sich die Gegenstände seiner Leidenschaften durch Mittel zu verschaffen, die ihm Gewohnheit, Erfahrung und Umgang mit der Welt als die sichersten gezeigt haben.

Im Alter endlich ist der Mensch, gegen den sich alles verbunden hat um ihn zu verderben, und den seine Begierden in seinen traurigen Neigungen bestärkt haben, ein verächtlicher Sklave dieser Laster, die ihn von der Jugend an bis in das Grab begleiten. Zitternd erwartet er das Ende seines Lebens und seiner Schwächlichkeit, weil ein grausamer Aberglaube es ihm als einen fürchterlichen Augenblick darstellt, der ihn ohne alle Vertheidigung der ewigen Wuth einer unversöhnlichen Gottheit überliefert, die bereit ist ihre Rache an ihren schwachen Geschöpfen bis in Ewigkeit zu üben.

Der rechtschaffene Mann indessen, genießet, selbst in dem Schooße der verdorbensten Völker, eine Glückseligkeit, wovon diese verdorbenen Menschen keinen Begrif haben. Er ist mit sich selbst zufrieden; sein Herz ist von Unruhe befreyet, und in den reifern Jahren schmeckt er die häuslichen Vergnügungen, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, die Reize des Studierens und die Anmuth der Freundschaft. Rechtschaffene Seelen vereinigen sich mit Rechtschaffenen und trösten sich untereinander über die Schläge des Schicksals und über die Ungerechtigkeit der Menschen. Die verdiente Achtung seiner selbst und anderer; die Zärtlichkeit und Dankbarkeit gefühlvoller Herzen; die Achtung, welche ihm die Tugend nothwendig erwirbt — sind das nicht Vor-

theile genug, den Weisen für die Unbequemlichkeiten zu entschädigen, die ihm die Unvernunft der Gesellschaft verursacht? Genießt er nicht in seinem Alter der eifrigsten Sorgfalt, der Achtung und der Hülfe derer, die er sich durch seine Wohlthaten, seine Einsichten, seine Klugheit, seine Rathschläge und seine Tugenden verbindlich gemacht hat?

Was aber auch eine traurige Theologie und melancholische Philosophie sagen mögen; so kann jeder Mensch, der zu genießen weiß, wenn er in dieser Welt keine vollkommene Glückseligkeit antrift, wenigstens darin einen Haufen mannichfaltiger Vergnügungen finden, die geschickt sind ihm seine Existenz wünschenswerth oder doch auf einige Augenblicke seinen Bekümmernissen eine angenehme Veränderung zu machen. Die Gesellschaft, so verdorben sie auch seyn mag, verschafft uns Annehmlichkeiten, die wir zu unserer Glückseligkeit nutzen müssen. Die Menschen würden noch mehrere empfinden, wenn sie wüßten, worin die wahre Glückseligkeit bestünde, und wenn ihre Unterweisungen und Regierungen sie anreizten und zwängen sich wechselseitig glücklich zu machen.

Es giebt indessen einen von der Vernunft genehmigten Genuß und Vergnügungen, die rechtschaffenen Menschen nichts in der Welt rauben kann. Wenn die von unnützen Leidenschaften verblendete oder in kindischen Vergnügungen ersoffene Menschen, nichts genießen; so bieten sich doch dem denkenden Menschen unzählige Güter dar. Die Existenz ist ein Gut. Wo giebt es ein so trauriges Wesen, das nicht gestehn sollte, daß ihm die Uebung seiner Sinne alle Augenblicke einen Haufen Annehmlichkeiten

verschaffe? Welcher Mensch ist so sehr Misantrop oder Menschenfeind, daß er keine Annehmlichkeiten in der Gesellschaft der Menschen, in den Verbindungen der Freundschaft, in aufgeräumten Gesellschaften, in den Lustbarkeiten der Städte und in dem beständigen Tausche der Dienste, welche sich seine Mitbürger unter einander erzeigen, finden sollte? Wo ist wohl ein so fühlloses Wesen, das nicht von den mannichfaltigen Schauspielen, welche uns die Natur darstellt, und von ihren Schönheiten gerührt werden sollte? Genießen wir nicht an einem heitern Tage den lachenden Anblick grüner Wiesen, die angenehme Kühle eines einsamen Schattens, den lieblichen und harmonischen Gesang der Vögel, das majestätische Rauschen der Flüsse und Bäche, die unschuldigen Vergnügungen des Landlebens, worüber wir so oft die Unannehmlichkeiten, welche uns die Ungerechtigkeiten der Höfe und die Thorheiten der Städte verursachen, vergessen? Ich muß es wiederholen; es giebt in dieser Welt viele und mannichfaltige Vergnügungen für den Menschen. Er würde noch glücklicher seyn, wenn er vernünftiger wäre, und er würde vernünftiger seyn, wenn man sich die Mühe gäbe seine Vernunft aufzuklären.

Nicht die Natur, sondern unsere Unwissenheit, unsere Vorurtheile, unsere betrügerische Meynungen und unsere ungerechte und unvernünftige Einrichtungen sind es, die wir wegen einer großen Anzahl Uebel, unter deren Last wir zu seufzen genöthigt sind, anklagen müssen. Insonderheit müssen wir in den zügellosen Leidenschaften derer, welche die Völker regieren, oder in den falschen Begriffen, die sie sich von Macht, Ruhm, Größe und Glückseelig-

seligkeit machen, die Quellen des allgemeinen Elends, worin die Nationen schmachten, und der unzähligen Laster, womit die Bürger angesteckt sind, suchen. Erziehung, böse Beyspiele, thörichte Gewohnheiten vereinigen sich in aller Herzen einen epidemischen Wahnsinn zu erzeugen, welcher verhindert jemals das Ziel oder die Glückseligkeit zu erreichen, dem ein jeder unaufhörlich zueilen will. Zufrieden, die Mittel dazu zu erhalten, weiß man nicht, wie man sie zu seinem Glücke gebrauchen soll. Als Schlachtopfer der Gewohnheit und Trägheit, gehen die Menschen traurig den Weg einher, den ihnen die Unvernunft vorgezeichnet hat. Sie halten sich verpflichtet elend zu seyn und zu leiden, weil ihre Väter unglücklich gewesen sind.

So werden und sind also die Sterblichen selbst Schmiede ihres Unglücks, und Miturheber ihres Elendes, wozu sie die Natur keinesweges bestimmt hatte. Unwissenheit der Rechte des Menschen, Trägheit der Völker, lügenhafte Vorstellungen, die sie sich von der höchsten Gewalt machen, haben den Despotismus erzeugt, diesen verhaßten Mißbrauch der Gewalt, der offenbar das allgemeine Verderben, die Zerstöhrung und den Umsturz der Reiche zur Folge hat. Wie können unter einer unglücklichen Regierung, die nur in dem Kriege eines einzigen Menschen wider alle besteht, die Völker glücklich seyn, unter einer Regierung glücklich seyn, deren beständige Grundregel ist die Bürger zu theilen um sie zu beherrschen, deren Politik darin besteht bloß Sklaven zu haben, die elend genug sind um sich nimmermehr die Frage zu erlauben, ob man gegen sie denn gar keine Pflichten habe? Wir haben ver-

nünftige Wesen, die ihre Glückseligkeit begehren, ihre Einwilligung geben können, sich einer Gewalt zu unterwerfen, die wider Natur und Vernunft ist, und die augenscheinlich alle Glückseligkeit und alle Tugend vernichtet?

Nach einer ganz richtigen Folge ihrer Unwissenheit, sind die Völker leichtgläubig. Unfähig die wahren Quellen ihres Elendes aufzusuchen, richten sie ihre schmerzliche und traurige Blicke auf die Götter, die man ihnen immer als aufgebracht und vor Zorn und Wuth rasend vorstellt. Die geistlichen Charlatane, genau mit den Tyrannen verbunden und einstimmig mit diesen die menschliche Vernunft zu ersticken und wo möglich auszurotten, wenden die in Thränen schwimmende Augen ihrer unglücklichen Anhänger nach dem Himmel, um sie zu hindern, sie nicht auf die Erde zu richten, wo sie die offenbaren Ursachen ihres Jammers und Elendes sehen würden. Vergeblich rufen die Völker die Gnade und die Hülfe der unsichtbaren Mächte des Himmels an. Diese werden immer taub und ungerecht gegen sie seyn, so lange sie schlecht regiert werden.

Der Aberglaube hat den Menschen so verblendet, daß er sogar so weit gekommen ist, sich aus dem Wunsche, in dieser Welt glücklich zu seyn, ein Verbrechen zu machen, sich die Mittel, es zu erhalten, zu untersagen, und sich zu überreden, daß ein gerechter und vollkommen gütiger Gott verlange, daß seine Geschöpfe hienieden unaufhörlich seufzen, in der Hofnung einer eingebildeten Glückseligkeit, die sie nach dem Tode erwartet. Haben nicht die religiösen Vorurtheile, die uns viele Menschen als nützlich und köstlich anrühmen, den Völkern eine Pflicht

und

und Schuldigkeit daraus gemacht, alle Uebel mit Geduld zu ertragen, die sie von denjenigen erfahren, die schuldig sind über ihre Glückseligkeit zu wachen, sie gegen Unfälle zu vertheidigen und gegen Ungerechtigkeiten zu sichern? So strengen sich also diese Vorurtheile an, in dem Herzen des Menschen so gar die Hofnung sich auf Erden glücklich zu machen auszulöschen!!

Demohnerachtet ist und bleibt es die Erde, auf welcher sich die Menschen glücklich machen sollen. Ihr Ursprung und ihr künftiges Schicksal mögen seyn welche sie wollen; so werden sie doch von der Vernunft und der Natur immer dazu angetrieben. Die immer mit der Natur übereinstimmende Tugend, reicht ihnen die wahren Mittel dazu dar. Wenn man voraussetzt, daß der Mensch das Werk eines guten und höchst billigen Gottes ist, wie kann man denn, ohne diesen Gott auf das häßlichste zu beschimpfen, behaupten, daß die Vernunft, die er ihm gegeben hat, ein ungetreuer Führer sey, daß die Natur, die ihn treibt, seine Glückseligkeit zu suchen, eine treulose Stiefmutter ist, die man nicht hören muß? Wie kann man ohne Gotteslästerung sagen, daß ein gerechter Gott, Ungerechtigkeiten genehmige, und daß er diejenigen strafen werde, die sich unterstehen einer ungerechten Gewalt Grenzen zu setzen, die nur Uebel ohne Zahl und unbeschreibliches Elend anrichtet? Wie kann man verlangen, daß sich die Menschen zum Guten neigen, da so viele verkehrte Regierungen, unsinnige Gewohnheiten, unbillige Gesetze und blinde Vorurtheile sie zwingen sich zu verderben, sich untereinander unglück-

glücklich zu machen, und immerwährend mit ihrem Schicksale unzufrieden und mißvergnügt zu leben.

Was auch ein trauriger Aberglaube und eine verzweifelte Philosophie sagen mögen; so sind die Menschen doch nicht gemacht um auf Erden unglücklich zu seyn. Ihre Uebel sind nicht unheilbar. Man öfne ihnen über ihren wahren Vortheil die Augen; man bestreite die Vorurtheile; man zeige ihnen, worin ihre wahre Glückseligkeit bestehe, und die Wahrheit wird nach und nach die Summen ihrer Uebel vermindern, wenn es ihr auch nicht gelingt sie gänzlich zu vertilgen. Die Menschen leiden weit mehr moralisches Uebel als physikalisches. Vorurtheile, schlechte Einrichtungen, Tyranney verursachen ein Elend, dessen Würkungen sich auf viele Jahrhunderte erstrecken, dahingegen die Uebel, die die Natur den Sterblichen zufügt, nur von kurzer Dauer sind. Wenn Unfruchtbarkeit, Pest, Ueberschwemmung, Erdbeben grausame Würkungen hervorbringen; so sind sie doch nur vorübergehend und die Thätigkeit der Völker kann sie bald wieder ausbessern und ersetzen. Aber so verhält es sich nicht mit dem Elende, das sie von den Leidenschaften, dem Eigensinne, den falschen Begriffen, den Unterdrückungen, den Ungerechtigkeiten, den beständigen Kriegen ihrer Beherrscher erfahren müssen, die ihnen fast niemals Zeit lassen zu Athem zu kommen.

So mächtig auch die moralischen Ursachen sind, die sich wider die Glückseligkeit der Bewohner dieser Welt verschworen zu haben scheinen; so findet man doch Glückliche. Wenn es einige von der Natur verwahrloſete oder stiefmütterlich behandelte

Men-

Menschen giebt, die eine schwache Leibeskonstitution oder andere Gebrechen ungesund und kränklich machen; so ist dagegen diese Natur gegen die größte Anzahl seiner Kinder weit günstiger. Die Gesundheit ist ein Gut; auf unsere innerliche Zufriedenheit hat sie einen sehr merklichen Einfluß, vielleicht ist sie es allein, welche sie erzeugt. Es giebt glückliche Temperamente, die mitten in den schrecklichsten und fürchterlichsten Ereignissen ihre Ruhe und Zufriedenheit behalten. Wir finden so gutbeschaffene Sterbliche, die weder Krankheit, noch Schmerz, noch Dürftigkeit, noch Unterdrückung traurig machen oder niederschlagen können. Oft ertragen Unglückliche die Last ihres Elendes mit mehr Fröhlichkeit, als die Großen oder Reichen die Verdrüßlichkeiten der Größe und den Ekel gegen müde gewordene Vergnügungen. Der friedsame Hirte, der Arme, der die Hand ausstreckt, der Künstler welcher arbeitet, zeigen uns oft eine viel heitere Stirn und ein vergnügteres Herz, als der Reiche, der sie hochmüthig verachtet, als der Minister, der sie aussaugt, und als der unruhige Tyrann, der sie ins Elend stürzt.

Es giebt für alle Stände eine Glückseligkeit. Das unglücklichste Leben hat seine glücklichen Augenblicke; der Kranke, welcher leidet, hat ruhige Zwischenräume; der Gefangene lacht in seinen Ketten und verschließt oft seine Augen gegen den ihn drohenden Tod. Der dürftige Soldat ist gemeiniglich fröhlicher als sein General. Der Sklave der Tyranney vergnügt sich bisweilen an seinen Ketten. Sorglosigkeit, Unwissenheit, Mangel der Voraussehung sind für viele Menschen Glückseligkeit, die

die Vernunft nicht gelehrt hat, die wahre Glückseligkeit zu erkennen ja auch wohl nicht einmal zu begehren. Gewöhnlich ist es nur das höchste Elend oder die größte Verzweifelung, die über eine ganze Nation diese finstere Traurigkeit verbreiten, welche die Vorläufer unglücklicher Revolutionen zu seyn pflegen.

Eine unveränderliche Glückseligkeit, die durch nichts gestöhrt werden kann, ist ein wahres Hirngespinst. Eine vollkommene Glückseligkeit ist mit der Natur eines Wesens, dessen schwache Maschine Unfällen unterworfen ist und dessen glühende Einbildungskraft sich nicht immer von der Vernunft leiten lassen kann, unverträglich. Bald genießen bald leiden, das ist das Loos des Menschen; öfter genießen als leiden, das ist es, was die Glückseligkeit ausmacht.

Wir kennen den Werth der Gesundheit nicht anders, als wenn wir ihrer beraubt sind. Die täglichen Vergnügungen, die aus der Befriedigung unserer Bedürfnisse entstehn, sind bald vergessen und oft für nichts gerechnet. Wir genießen in dem ganzen Laufe unsers Lebens eine sehr große Menge kleiner Vergnügungen, auf welche wir aus Gewohnheit keine Achtsamkeit haben. Wir sind, ohne daß wir es wissen, glücklich. Spüren wir einigen Mangel oder einigen Widerstand gegen unsere Begierden, sogleich nennen wir uns unglücklich. Wir erbittern uns gegen das Schicksal, wir finden es ungerecht und betrachten den Tag, da wir leiden, als einen unglücklichen Tag, den wir aus unserem Leben herausreißen möchten.

So beklagt also der Mensch, den seine Natur immer zwingt das zu lieben, was ihm nützlich ist, und zu verabscheuen was ihm schädlich ist, wenn seine natürliche Neigungen nicht geleitet und von der Vernunft verbessert sind, sich oft mit Unrecht über sein Schicksal. Das geringste Uebel vergiftet für ihn eine große Summe des Guten. Ueber ein bald vorübergehendes Hinderniß, ein augenblickliches Mißvergnügen, vergißt er die Glückseligkeit ganzer Jahre. Wenn der Mensch von seiner Vernunft Gebrauch machte; so würde er einsehen, daß er die Uebel, die er nicht abwenden kann, mit Geduld ertragen müsse. Er würde fühlen, daß der Schmerz nothwendig ist, um uns zu lehren, ihn zu meiden; er würde einsehen, daß das Uebel dazu beytrage, das Gute, das sich mit uns vermischt und das wir der Gewohnheit wegen nicht mehr empfinden würden, lebhafter zu fühlen. Wer niemals etwas Uebels empfinden wollte, der würde einem Menschen gleichen, der seine Glückseligkeit darein setzte beständig zu schlafen. Eine anhaltende Glückseligkeit würde die Seele in Mattigkeit, Trägheit und Dummheit stürzen.

Das Unglück, sagt man, ist der große Lehrmeister des Menschen. Es reicht ihm Beyspiele dar, und fordert ihn auf, sich aus seinem Elende zu reißen. Durch Elend, als Würkung ihrer Laster, ihrer Vorurtheile, ihrer schlechten Regierungen, ihrer Gesetze und ihrer unsinnigen Gewohnheiten, werden die Völker von ihrem Taumel aufgeweckt und gezwungen, die Mißbräuche zu verbessern. Die Thorheiten derer, von denen sie regiert werden, lehren sie weise werden und ihr wahres Interesse

beherzigen. Es wird gewiß der Tag kommen, da sie es einsehen, daß das, was von allen Zeiten her die Unterthanen unglücklich und elend gemacht hat, niemals zur Wohlfarth der Fürsten etwas beytragen kann.

So lehrt uns die Vernunft selbst, daß Elend und Unglück dereinst zu unserer Wohlfarth dienen müssen. Diesem zufolge ermahnt sie uns das Uebel zu ertragen, welches wir, ohne uns größere Uebel auf den Hals zu laden, nicht fortschaffen können. Es lehrt uns eine Heilung nicht zu übereilen, die Zeit und Geduld allein bewürken können. Es flößt uns Muth ein, und versichert uns, daß wir für uns und für die Nationen ein glücklicheres Schicksal zu hoffen haben, welches nur eine Würkung der Aufklärung und der Tugend seyn kann. Wenn Unwissenheit, Unerfahrenheit und Irrthum die wahren Ursachen des menschlichen Elendes sind, — wenn ungerechte Regierungen und Vorurtheile allerley Art der unglückliche Paradiesapfel oder die Büchse der Pandora gewesen sind; so bleibt uns doch immer die Hofnung übrig. Diese muß uns trösten, indem sie uns von ferne ein angenehmes Schicksal zeigt. Sie läßt uns durch düstere Wolken einen Blick in die Zukunft thun, wodurch wir uns versichern, daß die Menschen mit Hülfe der Wahrheit, wenn sie nicht völlig glücklich seyn können, doch wenigstens weniger unglücklich seyn werden.

Eine Quelle der Unzufriedenheit der Menschen ist die, daß sie höchst ungerecht, ein sehr genaues Verzeichniß ihrer Uebel und ein ungetreues Register von den Gütern halten, die ihnen das Leben täglich darreicht. Im Grunde jedoch, so unglücklich sie

auch seyn mögen, halten sie ihr Daseyn immer für ein Gut, und nur wenige unter ihnen verlassen freywillig ein Leben, worüber sie sich unaufhörlich beklagen. Niemand ist mit seinem Zustande zufrieden, und ein jeder glaubt, daß das Schicksal der andern viel beneidenswürdiger sey. So scheint der Zustand der Fürsten, der Großen und der Reichen, allen denen, die sie nur von ferne betrachten, die höchste Stufe der Glückseligkeit zu seyn. Sie brauchten aber diese Menschen nur in der Nähe zu sehen, welche die ganze Welt einstimmig für glücklich hält, um sich in Ansehung ihrer Glückseligkeit, die man ihnen so leicht beylegt, aus dem Irrthume zu helfen. Der Arme, der sie beneidet, würde sehen, daß sie unaufhörlich von Bekümmernissen, Verdrüßlichkeiten, Unruhe und Langerweile zernaget werden, und fröhlich und zufrieden in seine niedrige Strohhütte einkehren.

Obgleich wenige Menschen in der Welt mit dem Zustande, in welchen sie das Schicksal gesetzt hat, zufrieden sind, ob sich gleich ein jeder in die Stelle eines andern gesetzt zu werden wünscht; so giebt es doch vielleicht keinen Menschen auf Erden, der ohne allen Vorbehalt seine ihm zur Gewohnheit gewordene Art zu handeln und zu leben mit der Lebensart und den Handlungen derer Personen, welche er für die glücklichsten schätzt, vertauschen würde. Seine Existenz für die Existenz eines andern verwechseln, hieße dieser andere werden, hieße sich selbst verleugnen; ein Opfer, welches schwerlich ein Sterblicher, aus Furcht dabey zu verlieren, eingehen würde. Wenn wir uns wünschen in der Stelle eines andern zu seyn; so behalten wir uns immer etwas bevor;

wir wollen seine Gewalt, seine Reichthümer, seine Talente, seine Fähigkeiten besitzen, um desto besser unsern Leidenschaften eine Genüge zu thun, oder unsere Wünsche in Erfüllung bringen zu können, weil wir sie zu unserer Glückseligkeit für nothwendig halten. Wir wünschen, daß unser Geist oder unsere Art zu denken und zu handeln, so zu sagen, in den Körper desjenigen übergehe, den wir beneiden; allein wir wollen nicht, daß er den seinigen auch zurücklassen solle. Unsere Meynungen, Leidenschaften und Vorstellungen sind diejenigen, von denen wir immer das meiste halten; wir halten sie für erhabener, als der andern ihre, und wenn wir ihr Looß begehren, so geschieht es nur, damit wir im Stande seyn mögen, die unsrigen mit desto mehrerer Freyheit üben zu können. Die gut oder schlecht gegründete Achtung gegen uns selbst dient also den Neid zu mäßigen, den wir gegen diejenigen hegen, die wir glücklicher als uns zu seyn glauben. Wünschen, Fürst oder König zu seyn, heißt die Gewalt eines Königs begehren, um seinen Willen ausführen zu können.

Laßt uns ja nicht glauben, daß Fürsten und Große der Erde eine reinere Glückseligkeit genießen, als die übrigen Menschen. Sie lassen uns nicht sehen, was hinter dem Vorhange passirt *). Bey wenigem Nachdenken läßt es sich aber leicht errathen, und es ist offenbar, daß sie aus Mangel einer Seele, die zu ihrem Stande groß genug wäre, oft sehr elend sind. Wir sehen in der That, daß sie von

*) Vitae post scenia celant. Lucret.

von Glückseligkeit, Gewalt und Ruhm gewöhnlich höchst falsche Vorstellungen haben, daß sie die Wahrheit fast niemals erleuchte, daß, indem sie unaufhörlich beschäftigt sind Unglückliche zu machen, sie selbst nicht glücklicher sind; daß, da sie alles in Händen haben, was zu ihrer eigenen Glückseligkeit beytragen könnte, sie keinen Gebrauch davon zu machen wissen, daß sie endlich oft gezwungen sind das niedrige Glück derer zu beneiden, die das Schicksal in dem allerniedrigsten Stande hat gebohren werden lassen.

Wenn ich König wäre (gesetzt, daß die Krone die Neigungen meines Herzens nicht veränderte); so glaube ich, daß ich mich glücklich machen würde. Voll inbrünstiger Liebe gegen mein Volk glaube ich, daß ich geliebt seyn würde. Wenig geschmeichelt über verworfene und muthlose Seelen zu regieren, würde ich sie die Freyheit genießen lassen, wozu ihnen ihre Natur die gegründetesten Rechte giebt. Hiedurch würde ich mich von thätigen, arbeitsamen, erfinderischen Bürgern umgeben sehen, welchen das Vaterland lieb wäre, und die ihren Beherrscher, in welchem sie die Quelle ihrer Glückseligkeit wahrnehmen, seegnen und preißen würden. Mit einem gerechten Mißtrauen wider mich selbst und diejenigen bewafnet, die um mich wären, würde ich das Gesetz allein regieren lassen, welches das Werkzeug der Gerechtigkeit und nicht der Leidenschaft oder des Eigensinns seyn sollte. Mein Interesse würde von dem Interesse meines Volks nicht verschieden seyn, weil ich fühlen würde, daß meine Grösse, meine Glückseligkeit und meine persönliche Sicherheit, von dem Ueberfluß, der Macht und der Tugend meines

Volks abhienge. Das Vertrauen meiner Unterthanen würde mich in den Stand setzen, ihre Herzen weit unumschränkter und dauerhafter zu beherrschen als durch alle Miethsoldaten geschehen kann. Ich würde es nicht wagen, durch Eroberungen meinen wahren Ruhm und die Glückseligkeit meines Volks auf das Spiel zu setzen, um die ungerechte Befugniß zu erhalten, unglückliche und elende Menschen zu beherrschen. Ich würde mich in meinen Staaten glücklich zu seyn begnügen, indem ich Glückliche machte. Da jeder Augenblick meiner Regierung durch Vorsorge und Gütigkeit bemerkt wäre; so würde ich mit mir selbst zufrieden leben. Niemals würde sich Langeweile meiner Person bemächtigen. Da ich das Recht auf die Achtung eines ganzen Volks erworben hätte; so würde ich mich mit Recht selbst schätzen können. Nützliche Talente, gute Sitten, Rechtschaffenheit würde ich belohnen; ich würde keine Feinde haben, als die Feinde der Tugend, und wenn diese Feinde zu zahlreich und zu mächtig werden sollten; so würde ich von dem Throne herabsteigen und mit Vergnügen mich unter die Bürger mischen, wo mir nichts den Ruhm rauben würde, wenigstens alle Mühe und Kräfte angewandt zu haben, meine Mitmenschen glücklich zu machen.

Man darf aber weder König noch Großer seyn um glücklich zu leben. Einem jeden Menschen ist es gegeben in seinem Umkreise glücklich zu seyn. Die Natur hat alles für uns gethan, wenn sie uns einen gesunden Körper, empfindliche Organe und mäßige Leidenschaften gegeben hat. Nichts fehlt unserer Glückseligkeit, wenn uns unsere Umstände

Mittel an die Hand gegeben haben, den aus ihren Händen empfangenen Boden nützlich zu bebauen. Diese Natur giebt uns ein glückliches Temperament; Uebung macht aus uns vernünftige Wesen, und Vernunft lehrt uns, daß ein geselliges Wesen nicht glücklich seyn kann, wenn es nicht über die, von denen es umgeben wird, Glückseligkeit verbreitet.

Eine Nation ist glücklich, wenn sie die größte Anzahl der Menschen, woraus sie besteht, in den Stand setzt, die Güter zu genießen, wegen welcher die Gesellschaft vortheilhaft ist. Die beste Regierung ist die, welche das Gute unter allen Mitgliedern der Gesellschaft sogleich austheilt, als nur immer möglich ist. Der Bürger genießt alles was zu begehren er ein Recht hat, wenn er billigen Gesetzen unterworfen ist, die seine Person, sein Eigenthum und seine Freyheit in Sicherheit setzen. Er hat nicht Ursache sich zu beklagen, wenn er gezwungen selbst gerecht zu seyn, sieht, daß niemand in Ansehung seiner ungerecht seyn dürfe. Er ist alsdenn verbunden den Staat zu lieben, ihn zu unterstützen und ihn zu vertheidigen, weil seine Glückseligkeit mit der Wohlfarth desselben verbunden ist. Die Freyheit, die er besitzt und die man ihm nicht rauben kann, läßt ihm alle seine Thätigkeit, und öffnet seinem Fleiße ein großes Feld. Des Rechts zu schaden beraubt, kann ihm niemand schaden. Besitzt er andern Menschen nützliche Talente; so kann er auf ihre Achtung Anspruch machen, und sich mit dem Ruhme, ein, seinen Mitgenossen lieber und werther Bürger zu seyn, begnügen.

Ein jeder Mensch ist im Stande sich in seinem Hause, in seiner Familie, in den Gesellschaften, die

er besucht, Glückseligkeit zu verschaffen. Will er, daß seine Gattin, seine Kinder, seine Verwandten, seine Freunde, seine Knechte ihn glücklich machen, und die von ihm begehrten Gesinnungen zeigen sollen; so muß er fühlen, daß die Gerechtigkeit verlange, daß er sie durch sein eigenes Betragen anreize, seine Wünsche zu befriedigen. Alles beweiset ihm, daß Liebe, Gegenliebe zur Folge habe, daß Gütigkeit, Ehrlichkeit, Treue, Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Rechte auf die Herzen der Menschen geben, und daß die Glückseligkeit, die er über sie verbreitet, auf ihn selbst zurückfällt. Hieraus folgt, daß jeder Mensch, der die häußliche Glückseligkeit genießen will, ein wachsamer Vater, ein zärtlicher und treuer Gatte, ein gelehriges und gehorsames Kind, ein aufrichtiger Freund, ein billiger und nachsichtsvoller Herr, — gegen jedermann gerecht, und wenn es ihm seine Umstände erlauben, wohlthätig seyn muß. Kurz es vereinigt sich alles uns fühlen zu lassen, daß es ohne Tugend keine Glückseligkeit giebt, und daß sie es ist, welche sowohl die gemeine als besondere Glückseligkeit ausmacht.

Diese Bemerkungen können dazu dienen, unsre Begriffe von dem höchsten Gute oder von den verschiedenen Meinungen, welche sich einige Moralisten von der Glückseligkeit gemacht haben, festzusetzen. In den Gemälden, die sie davon gemacht haben und in den Mitteln solche zu erlangen, hat ein jeder von ihnen seinem eigenen Temperament, seinem besondern Charakter, seiner Einbildungskraft und seinen Vorurtheilen gefolgt. Einige haben vermeint sie in dem Vergnügen und in der Wollust zu finden, andere in dem Fliehen vor Vergnügungen

und

und in einer völligen Verleugnung alles dessen, was uns in dieser Welt das Leben angenehm machen könnte. Einige haben uns gerathen keine Leidenschaften zu haben, keine Begierden zu nähren, uns vollkommen unempfindlich zu machen, und uns an nichts zu hängen. Andere haben die Annehmlichkeiten, die ein gefühlvolles Herz selbst mit der Beschwerlichkeit wozu es uns empfänglich macht, empfindet, vorgezogen. Einige durch das beständige Gemurre, das ihnen mit ihrem Zustande unzufriedene Menschen hören ließen, niedergeschlagene Männer, haben den traurigen Ausspruch gethan, daß für die Bewohner der Erde keine Glückseligkeit zu finden, und daß sie sich dergleichen zu genießen nur in einem künftigen Leben schmeicheln könnten. Andere haben gesehen, daß für den Menschen eine Glückseligkeit gemacht ist, die er unaufhörlich suchen muß, — daß, wenn es ihm nicht verstattet ist, immerwährend und dauerhaft glücklich zu seyn, ihm sein Leben doch gewöhnlich wenigstens mehr Vergnügen als Leiden gewähre; daß das Uebel selbst für ihn von einigem Nutzen sey, daß es ihn mächtig antreibe, sich ihm zu entziehen, und sein Schicksal zu verbessern. Einige Menschenfeinde haben bey Betrachtung der Unordnungen, Unbequemlichkeiten ohne Zahl und der uneinigen Leidenschaften, die das gesellige Leben oft so unbehaglich machen, geglaubt, daß der Mensch, wenn er glücklich seyn wolle, die Gesellschaft fliehen müsse; sie haben sogar behauptet, daß er um die höchste Glückseligkeit zu erlangen, gut thun würde, wenn er sich in die Wälder begäbe und wieder wild würde. Erschrocken über die Laster, Verbrechen, Treulosigkeiten, Undankbarkeiten und Ungerechtigkeiten der Menschen, ha-

ben sie geglaubt, daß man ganz und gar mit ihnen brechen und sie ihrem bösen Schicksale überlassen müsse.

Allein die Gesellschaft ist dem Menschen zu seiner Glückseligkeit nothwendig. Ein einsames und wildes Leben würde ihm eine Menge Vergnügungen und Mittel rauben, auf welche er, ohne sich nicht vollkommen unglücklich zu machen, nicht Verzicht thun kann. Der Menschenhaß, die Frucht eines traurigen Temperaments, ist nichts weniger als eine wünschenswerthe Beschaffenheit. Die Vernunft will, daß wir die Menschen so nehmen wie sie sind. Ihre Leidenschaften sind nothwendig. Alle haben Glückseligkeit zum Gegenstand; ein jeder sucht sie nach seiner eigenen Art, aber aus Mangel der Aufklärung betrügt man sich oft sowohl in den Dingen worin man die Glückseligkeit setzt, als auch in den Mitteln durch welche man sie sich verschaffen will. Bey jedem Schritte vergißt man, daß man Gesellschafter oder Mitarbeiter habe, die bestimmt sind zu seiner Glückseligkeit beyzutragen, die sich aber nur unter der Bedingung dazu verstehen und geneigt finden lassen, wenn man sich auch mit ihrer Glückseligkeit beschäftigt. Man thut und handelt immer so, als wenn man sich selbst genug wäre, oder sich selbst allein glücklich machen könnte.

Der Mensch ist der Erfahrung und der Vernunft empfänglich. Wenn er sich irrt, so müssen wir daraus schließen, daß seine Vernunft nicht genugsam geübt ist. Wenn die Sittenlehre zu seiner Glückseligkeit beyträgt, so geschieht es dadurch, daß sie ihm die Verhältnisse mit seinen Mitgenossen vorhält; — daß sie ihm klar und deutlich beweiset, daß

er

er nicht anders glücklich seyn kann, als wenn er sich den aus diesen Verhältnissen entspringenden Pflichten gemäß beträgt; — daß sie ihm zeigt, daß es unmöglich sey den Zweck, den er sich vorgesetzt hat, zu erreichen, wenn er nicht die nach der Natur der Sache dazu dienlichen Mittel ergreift; — endlich, daß sie ihn fühlbar macht, daß unter allen Entwürfen, die der Mensch machen kann, der, der aller unausführbarste ist, wenn der Mensch ohne Beystand seiner Mitgenossen sich seine Glückseligkeit allein verschaffen will.

Der Gegenstand der Moral soll demnach nicht seyn, die Menschen von einander zu trennen, ihnen die Gesellschaft ekelhaft und sie zu Wilden zu machen; sondern ihr Interesse mit einander zu vereinigen, ihre Irrthümer aufzudecken, ihre Leidenschaften auf das allgemeine Beste und auf das Beste ihrer Mitgenossen zu lenken, und alle zu verbinden ihre Kräfte zu vereinigen, um gemeinschaftlich an der allgemeinen Glückseligkeit zu arbeiten. Aus dem vorhergehenden erhellt, daß die Moral diesen Zweck oft verkannt hat. Aberglaube und eine Philosophie die eben so traurig wie jener ist, scheinen sich nur vorgesetzt zu haben allen Muth niederzuschlagen, Thätigkeit zu vermeiden, den Menschen zu betrüben, ihn für seine Mitmenschen unnütz zu machen, kurz ihn auf Abwege zu leiten und ihn anzutreiben sich eine in der Einbildung bestehende Glückseligkeit, die er niemals erreichen kann, zu verschaffen. Eine ungerechte und falsche Politik scheint gleichfalls sehr kräftig mitgewirkt zu haben, die Menschen des Interesses wegen von einander zu trennen, einen immerwährenden bürgerlichen Krieg unter ihnen anzuzetteln und eine traurige Eifersucht zu erregen, die sie in beständiger Zwietracht

tracht erhielten und sie denen, welche sie unterjochen wollten, ohne Vertheidigung überlieferten.

So haben also Religion und Regierung diese beyde so mächtige Ursachen ihre Macht vereinigt, um dem Zweck der menschlichen Verbindung in Gesellschaften einen Querstrich zu machen, und der Wohlfarth der Völker Hinderniße in den Weg zu legen. Die eine hat aus dem Menschen einen freyen, muthlosen, erschlafften Sklaven gemacht, den man dahin brachte, daß er sich vor seiner Glückseligkeit fürchten mußte, ja dem man es sogar verbot an seine Glückseligkeit zu denken. Die andere wollte daraus einen Sklaven machen, der sein Interesse von dem Interesse seiner Mitsklaven sorgfältig trennte, damit ihre sich widerstrebende Leidenschaften sie verhinderten, sich gegen diejenigen zu vereinigen, die das unsinnige Vorhaben gefaßt hatten, durch das Unglück aller sich selbst glücklich zu machen.

Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn die Menschen durch die so beträchtliche Stärke der unordentlichen Leidenschaften betaumelt, fast gar keine wahre Begriffe von Glückseligkeit hatten. Wie hätte die Stimme der Vernunft bey Wesen Eingang finden können, die die Leichtgläubigkeit wahnsinnig gemacht hatte, und die von eitelen Chimären, worin man sie gelehrt hatte ihre Glückseligkeit zu setzen, ganz berauscht waren? Die Vorurtheile, die man ihnen von der ersten Kindheit an einprägte, die traurigen Beyspiele, die sie immer vor Augen hatten, die falschen Begriffe, die ihnen von allen Seiten her zugeschoben wurden, — waren die Ursachen warum sie Kleinigkeiten und Nichtswürdigkeiten nachliefen, welchen sie ihre Glückseligkeit, ihre Ruhe, ihre

Frey-

Freyheit und Sicherheit aufzuopfern, sich schuldig zu seyn glaubten. Statt, daß die Gesellschaft sie hätte glücklich machen sollen, brachte sie Feinde näher zusammen, die geneigt waren sich zu schaden, sich immerwährend Schlingen zu legen und sich untereinander ihre Wünsche und ihre Glückseligkeit zu vereiteln. Die Gesellschaft, die dazu gemacht ist zu ihrer Zufriedenheit beyzutragen, ist der Tummelplatz ihrer unordentlichen Leidenschaften und ihrer Zänkereyen und Schlägereyen geworden. Ihre Verfassungen und ihre Vorurtheile fachten das Feuer ihrer Leidenschaften für die nehmlichen Lumpereyen an. Sie schlugen sich für Reichthum, Ehre, Würden und Ehrenstellen wovon sie niemals einen wahren Nutzen für sich zu ziehen, lernten. Der Neid war ihre beständige Folter; sie wurden falsch, treulos, lügenhaft, weil sie sich verpflichtet sahen, ihren Mitbuhlern ihre Absichten zu verbergen und krumme Wege einzuschlagen, um die, welche die nehmlichen Absichten hatten, zu hintergehen. Die Kunst in der Gesellschaft zu leben, bestand nur in der Kunst seine Mitgenossen zu betrügen um sich ihrer zu seinen eigenen Absichten zu bedienen. Das Privatinteresse war mit dem allgemeinen Interesse im beständigen Kriege. Der Bürger ward ein offenbarer oder heimlicher Feind seiner Mitbürger. Er hielt sich verbunden ihnen Fallen zu legen, wenn er der Schwächere war. Er unterstand sich nicht seine Projekte zu gestehen, aus Furcht sie sonst vereitelt zu sehen. Seine Wünsche giengen auf Gegenstände, die alle gleich stark begehrten, und die ein jeder mit Ausschliessung anderer besitzen wollte. Auf diese Art ward die Gesellschaft so unbequem, daß muthlose

Grübler geglaubt haben, daß das gesellschaftliche Leben der Natur des Menschen entgegen wäre, und daß das Klügste seyn würde, sie so bald als möglich ganz und gar zu verlassen.

Sechzehntes Hauptstück.

Vom gesellschaftlichen Leben. Vom Stande der Natur. Von dem Leben in der Wildheit.

Die Gesellschaft ist zur Glückseligkeit des Menschen nützlich und nothwendig. Er für sich allein kann sich nicht glücklich machen. Ein schwaches und vielen Bedürfnissen unterworfenes Wesen, fordert alle Augenblicke Hülfe und Beystand, die es sich allein nicht geben kann. Nur mit Hülfe seiner Mitmenschen setzt sich der Mensch in den Stand den Schlägen des Schicksals zu widerstehen und die physischen Uebel zu verbessern, denen er gezwungen ist sich zu unterwerfen. Angefeuert, aufgemuntert und von andern unterstützt, entwickelt sich seine Geschicklichkeit, klärt sich seine Vernunft auf, und gelingt es ihm, das moralische Uebel, das nur eine Frucht seiner Unwissenheit und seiner Vorurtheile ist, zu bekämpfen. Mit einem Worte; der Mensch ist,

wie

wie gesagt, in der Natur das dem Menschen nützlichste Ding.

Laßt uns also nicht eine verzagte Philosophie hören, die uns auffordert, die Gesellschaft zu fliehen, dem Umgang mit Menschen zu entsagen, und uns in die Wälder zu begeben, worin unsere Vorfahren lebten, um daselbst wie sie, mit den wilden Thieren um unsern Unterhalt zu streiten. Gesetzt, die Sache wäre ausführbar; gesetzt, es gelänge uns, civilisirte Menschen, imgleichen die Begriffe, die Meynungen, die Gewohnheiten, das Angenehme und die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens zu vergessen; gesetzt, man brächte die Menschen wieder in den Zustand der wilden Thiere zurück, von welchen sie bey ihrem Ursprunge wenig verschieden waren; gesetzt, sage ich, man brächte dieses sonderbare System würklich zur Ausübung, ohne den Menschen umzuschaffen, ohne seine Kräfte zu vernichten, ohne ihm seine Begierden zu rauben, seine Thätigkeit zu nehmen, seinem natürlichen Hang, sein Schicksal zu vervollkommnen, zu rauben, ohne seiner Neugierde und seiner Unbeständigkeit Abbruch zu thun — und der Mensch würde nach und nach wieder die nämlichen Zustände durchgehen; er würde bloß die von seinen Vorfahren durchlaufene Bahn von neuem zurücklegen, und am Ende einiger Jahrhunderte würden wir ihn wiederum auf dem nämlichen Felde stehen finden, auf dem wir ihn jetzt sehen.

Der Mensch fängt mit Eicheln essen, mit Streit um seine Nahrung mit den wilden Thieren an, und endigt mit Ausmessung des Himmels. Nachdem er den Ackerbau gelernt hat, erfindet er die Geometrie.

Um

Um sich gegen Kälte zu schützen, bedeckt er sich anfänglich mit der Haut der von ihm überwundenen Thiere, und nach einigen Jahrhunderten sieht man ihn Gold und Seide mit einander verbinden. Eine Höhle, ein Baum sind seine ersten Wohnungen und zuletzt wird er Baumeister und führt Palläste auf. Seine vervielfältigten Bedürfnisse vermehren seinen Kunstfleiß. Er ist gezwungen seinem Kopfe Arbeit zu geben, und durch die Kette, welche die menschliche Kenntnisse an einander bindet, entdecket er nach und nach alle Künste und Wissenschaften. Was zu seinen Bedürfnissen nicht nützlich ist, dient wenigstens seiner Neugierde, ein immerwährend wachsendes Bedürfniß, das niemals vollkommen befriedigt werden kann, ein Vergnügen zu machen. Nachdem er erst sein Feld gemessen hat, mißt er die Ebenen des Firmaments und will er die Bewegungen der Himmelskörper, die seine Augen kaum entdecken können, gewissen Regeln unterwerfen. Der Baum verwandelt sich unter seinen Händen in Colonaden, die Höle in einen Pallast, der grüne Rasen in Pflaumfedern, die stinkende und grobe Haut in prächtige Kleidung. Bey allen diesen verschiedenen und sehr weit von einander entfernten Fortschritten, wird er durch seine Natur geleitet, die ihn unaufhörlich antreibt sein Schicksal vollkommener und angenehmer zu machen. Lange der Ueberlegung und des Nachdenkens beraubt, fängt er an zu denken; lange gelitten von den Wirkungen seines Wahnsinns, übt er seine Vernunft; lange in der Finsterniß herumgeirrt, sucht er die Wahrheit, — er entdeckt sie mit Mühe und er findet endlich in ihr ein Mittel wider seine Uebel.

Man behauptet, der Wilde sey ein glücklicheres Ding als der policirte Mensch. Aber worin besteht seine Glückseligkeit und was ist der Wilde? Er ist ein starkes Kind, das der Erfahrung, der Vernunft und der Geschicklichkeit beraubt ist, das immer Hunger und Elend leidet, das sich alle Augenblicke gezwungen sieht mit wilden Thieren zu kämpfen, das außerdem kein anderes Gesetz kennt, als seinen Eigensinn, keine andere Regel, als seine Leidenschaften, kein anderes Recht, als Stärke, keine andere Tugend, als Verwegenheit. Es ist ein heftiges, wüthendes, unbedachtsames, grausames, rachgieriges, ungerechtes Wesen, das keinen Zügel leiden will, das nicht an den morgenden Tag denkt, das alle Augenblicke der Gefahr ausgesetzt ist, entweder ein Schlachtopfer seiner eigenen Thorheit, oder der Wildheit der Dummen zu werden, die ihm gleich sind.

Das Leben in der Wildniß, oder der Stand der Natur, zu welchen milzsüchtige Grübler die Menschen haben zurückführen wollen, das von den Dichtern so hoch gepriesene und oft besungene goldene Alter, ist in Wahrheit ein Stand des Elends, der Schwachheit und der Unvernunft. Uns auffordern, uns in denselben zurück zu begeben, heißt uns sagen, daß wir wieder in die Kindheit zurücktreten, alle unsere Kenntnisse vergessen, und alle unsere Wissenschaften, die unser Geist sich hat erwerben können, aufgeben sollen, während daß zu unserm Unglück unsere Vernunft, selbst bey den civilisirtesten Völkern, erst höchst wenig entwickelt worden ist.

Das männliche Alter ist der Natur des Menschen eben so gemäß, als das Alter der Kindheit und Schwachheit. Nach einem natürlichen Hange wünscht der Mensch in Gesellschaft zu leben. Indem ihm die Natur Bedürfnisse giebt, macht sie ihn gesellig, und verbietet ihm wild und roh zu seyn.

Die meisten von denen, welche von einem Stande der Natur sprechen, scheinen sich davon keinen Begrif gemacht zu haben. Verstehen sie denn darunter einen von allen Verbindungen, Verhältnissen und Pflichten völlig freyen Zustand? Ein solcher Zustand ist schlechterdings eine bloße Chimäre. Jeder Mensch ist von einem Vater und einer Mutter gebohren, mithin die Frucht einer Gesellschaft, die ihm wenigstens in seiner Kindheit zu seiner Erhaltung und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig waren, und deren Unterstützung er auch noch in der Folge, es sey aus Gewohnheit, um sich das, was er begehrt, zu verschaffen, oder um seine Arbeit zu erleichtern, oder sich gegen die Thiere zu vertheidigen, bedarf. Der Mensch war also selbst in dem Zustande, den man den Stand der Natur nennt, gewissen Pflichten unterworfen und verbunden, sie gegen diejenigen zu erfüllen, die er zu seiner eigenen Glückseligkeit unentbehrlich fand.

Die menschliche Vernunft erfordert zu ihrer Bildung und Uebung wiederholte und vervielfältigte Erfahrungen und Betrachtungen, und kann mithin nur die Würkung eines gesellschaftlichen Lebens seyn. Mit Menschen zusammen lebend sind wir im Stande unsern Kopf und unser Herz zu kultiviren, das Wahre vom Falschen, das Nützliche vom Schädlichen, die Ordnung von der Unordnung unterschei-

den

den zu lernen. Der für sich allein lebende Mensch erlangt sehr wenige Begriffe, und er ist alle Augenblicke tausend Gefahren ausgesetzt, gegen die er sich nicht vertheidigen kann, und denen er sich nicht zu entziehen weiß. Der Mensch in der Gesellschaft hat eine besondere Kraft; seine Thätigkeit entwickelt sich; sein Kopf füllt sich mit einer Menge von Begriffen an; sein Herz lernt empfinden; Umgang bereichert seine Vorstellungen und entdeckt ihm die Gesinnungen anderer. Kommt es darauf an, eine Gefahr zurückzutreiben, oder ein Unternehmen auszuführen; so sieht er sich durch die Erfahrung, Geschicklichkeit und Hülfe seiner Mitgenossen verstärkt. Je zahlreicher eine Gesellschaft ist, je mehr hat sie Thätigkeit, Einsicht, Geschicklichkeit, Laster und Tugenden, und je mehr findet auch der Mensch darin Unterstützung. Der Wilde ist ein Wesen ohne Begriffe, ohne Verstand, ohne Tugend, ohne Hülfsmittel, dessen Glückseligkeit nur in einer gänzlichen Unwissenheit alles dessen bestehen kann, was ihm das Leben angenehm und bequem machen könnte.

Die Nationen, welche für die policirtesten gehalten werden, haben zum Unglück noch mehr als zu viele Spuren der Wildheit, Roheit und ursprünglichen Unvernunft an sich behalten. Leben nicht ihre Anführer wie wahre Wilde unter einander beständig in einem Zustande der Anarchie, den sie den Stand der Natur nennen, obgleich der Natur verständiger und vernünftiger Wesen nichts mehr zuwider ist? Legen nicht ihre immerwährende Kriege, ihre oft so ungerechte und kindische Zänkereyen, die unüberlegten Anmaßungen, Begierden

und Launen, welchen diese Souveräne mit so vieler Gleichgültigkeit ihre eigene Glückseligkeit und die Wohlfarth ihrer Unterthanen aufopfern, deutlich an den Tage, daß sie größtentheils noch Caraiben oder wahre Cannibalen sind? Beweisen nicht die angeblichen Rechte, die sie sich mit Gewalt und durch Eroberungen machen, daß die civilisirten Caciquen oft nicht bessere Begriffe von Billigkeit haben, als die amerikanischen? Der einzige Unterschied ist, daß diese nur unordentliche und wenig disciplinirte Horden anführen, dahingegen den ersten Armeen von Sklaven zu Befehl stehen, welche die Kunst zu verheeren und die Völker zu erwürgen methodisch gelernt haben.

Der Aberglauben, die Regierungen, die Gesetze, die Vorurtheile der policirtesten Völker schmecken gar sehr nach den Stand der Natur, und tragen noch immer den Stempel des heftigen, viehischen und unvorsichtigen Karakters der Wilden an der Stirne. Sind nicht Herzhaftigkeit und Stärke bey uns noch eben so geachtet, als sie es unter unsern barbarischen Vorfahren waren? Haben die strengsten Gesetze und die schrecklichsten Drohungen der Religion wohl bis jetzt die alte Wildheit vertilgen können, welche den Zweykampf aufrecht erhält? Jauchzet nicht die gemeine immer verdorbene Meynung diesen Thaten der Barbarey und der Rache, wider welche die Menschheit und Billigkeit sich so laut hören lassen, ihren Beyfall zu? Unsere wilden Meynungen und grausamen Gewohnheiten widerstehen gleich gut dem Ansehn der Götter und der Autorität der Könige. Wie viele Wilde sieht man

nicht

nicht sich in den civilisirtesten Gesellschaften mit aller Ehre produciren! —

Wenn es ehemals Gesetzgebern und Eroberern geglückt ist, von dummen und einfältigen Menschen für Gesandte des Himmels, für Ausleger oder selbst für Söhne der Götter gehalten zu werden, sehen wir nicht, daß selbst aufgeklärte Völker noch an eben dieser Krankheit darnieder liegen, und Schlachtopfer ähnlicher Betrügereyen sind? Werden die Priester nicht noch jetzt für Werkzeuge der Gottheit gehalten? Haben sie nicht das Recht die Leidenschaften der Unterthanen wider ihre Souveräne aufzubringen und die Souveräne wider ihre Unterthanen, die sich gegen die himmlischen Lehren empören? Wenn die Yncas die Peruaner überredet haben, daß sie Söhne des Gottes des Tages wären, — maßen sich nicht noch Fürsten göttliche Rechte an, gegen welche den Nationen keine Appellation zusteht? Endlich, bilden sich nicht diese herabgewürdigten und von ihren Fürsten, die sie sich selbst gegeben haben, unter die Füße getretenen Völker ein, daß in ihren Adern ein reineres Blut rolle, und daß selbst diejenigen, die sich ihnen nahen dürfen, aus einem anderen Zeuge gemacht sind, als die übrigen Menschen?

Ob gleich die Menschen in vieler Absicht die Dummheit der ersten Gesellschaften verlassen haben, wodurch sie viel glücklicher geworden sind; so hören sie doch nicht auf immer noch viel auf ihre ersten Verfassungen und Einrichtungen zu halten. Worauf gründet sich denn diese hartnäckige Anhänglichkeit an das Alterthum? Auf Gewohnheit, die niemals vernünftig untersucht, und auf das Mißver-

vergnügen über die gegenwärtige Verfassung. Wir fühlen die Unbequemlichkeiten der Laster unserer Zeit, aber wir wissen nicht das Elend, das unsere Vorfahren in vergangenen Jahrhunderten gedrückt hat. Das ist ohne Zweifel die Ursache warum die mit der gegenwärtigen Lage der Dinge gewöhnlich unzufriedene und über die Gebrechen und Laster ihrer Zeit mißmuthige Menschen, Lobredner der vergangenen Zeit sind, uns das Alterthum rühmen und einen hohen Begrif von der Weisheit und Glückseligkeit ihrer Vorfahren haben. Sollten denn unsere Vorfahren wohl in der That weiser, vernünftiger und glücklicher gewesen seyn als wir? Zur Auflösung dieses Problems, darf man nur die Geschichte aufschlagen. Da finden wir, daß die Völker bey ihrer Entstehung oder in der Wiege überall viel unwissender, viel abergläubischer, viel unruhiger und viel roher und wilder gewesen sind, als jetzt. Sollen wir von ihrer Verschlagenheit, Klugheit, Billigkeit nach ihren Einrichtungen, Gewohnheiten und Gesetzen urtheilen, welche diese weise Völker uns hinterlassen haben? Ach! was finden wir da! nichts als Unvorsichtigkeit, Dunkelheit, ungerechte Gewohnheiten und Vorurtheile ohne Zahl unter deren Gewichte wir noch unterdrückt sind. Kurz; in den Jahrbüchern aller Länder finden wir nur eben so grausame als ekelhafte Kriege, nur ehrgeizige und unvernünftige Fürsten, die mit ihren rebellischen und unruhigen Unterthanen im ewigen Streite liegen; wir lesen darin die Schandthaten der Schwärmer, die beschäftigt waren sich wegen Lehren und Glaubensartikel zu erwürgen, die sie niemals verstanden. Für die Politik finden wir

darin

darin gar nichts bestimmtes; die Rechte der Fürsten und der Völker wurden bloß durch die Gewalt bestimmt. Kein einziges Land kann klare und deutliche Grundgesetze aufweisen, welche die Gewalt der Fürsten auf eine weise Art einschränken, oder welche die Freyheit der Unterthanen auf einen guten und dauerhaften Grund setzen.

Die Menschen sind nicht ausgeartet. Ihre Vernunft ist noch nicht hinlänglich genug entwickelt. Ihre Natur hat sich nicht verschlimmert, sie ist aber noch nicht gehörig angebauet.

Wenn man nur ein wenig über das Leben unserer Vorfahren nachdenkt; so finden wir, daß nach ihrer Zeit die Völker aufgeklärter geworden sind, und im Ganzen genommen, ein sanfteres und besseres Loos als jene genießen. Wenn bey uns mehr Luxus, mehr eingebildete Bedürfnisse, mehr Laster im Schwange gehen; so begehen wir auch weniger Missethaten. Unser Verderbniß ist weniger schädlich, als ihre Wildheit, ihre immerwährende Empörungen, ihre unnütze und zwecklose kühne Unternehmungen. Dieser Verkehrtheit, worüber wir ohne Zweifel viel leiden, ungeachtet, beweiset uns doch alles, daß sich unsere Sitten von Tage zu Tage mildern, die Köpfe sich aufklären, die Vernunft Land gewinnt, und die Fürsten selbst bisweilen gezwungen sind, die gemeine Meinung in Ehren zu halten, welche sie oft zurückhält. Ueberhaupt sind die Menschen viel geselliger geworden. Viel weichlicher als unsere Väter, sind wir auch viel empfindsamer, viel menschlicher und weniger unbedächtig und weniger schwärmerisch. Der Luxus so gefährlich er auch ist, kann

er wohl die Hälfte des Elends anrichten das ehemals Unwissenheit, Eifer und Wildheit über die Erde verbreitete? Eine vernünftige Regierung und gute Gesetze würden weichliche, furchtsame und durch den Luxus verdorbene Schwächlinge leicht im Zaum halten können; aber aufgebrachte und wüthende Wilde, welche aller Furcht trotzen, würde nichts in Ordnung halten können.

Obgleich Fürsten und Völker der Thorheit Kriege zu führen noch nicht entsagt haben; so findet man doch in den Kriegen selbst jetzt weniger Wildheit als ehemals. Das Interesse aller Völker hat sie nach und nach der Menschlichkeit näher gebracht. Bey den Wilden besitzt der Krieger eine Grausamkeit, welche die Vernunft empört. Sein Herz, das dem Mitleiden fremd ist, überläßt sich gänzlich der Wuth. Nicht zufrieden überwunden zu haben, quält, verbrennt und zerreißt er den ihm in die Hände gefallenen Feind. Bey Griechen und Römern erkaufte der überwundne Feind sein Leben mit dem Verlust seiner Freyheit. Zum Sklaven erniedrigt, hörte er in den Augen seines Ueberwinders auf ein Mensch zu seyn. Dieser hielt sich berechtigt ihn als ein Stück Vieh zu behandeln, ihn zu verkaufen und zu tödten. Bey den jetzigen Völkern verhindert das Getöse der Waffen doch nicht, daß man nicht die Stimme der Natur, der Gerechtigkeit und des Mitleidens hören sollte. Das Interesse aller Krieger macht es ihnen fühlbar, daß ihre überwundene Feinde Menschen sind, und daß sie selbige so behandeln müssen, als wie sie wünschten von ihnen behandelt zu werden, wenn sie der Stärke der andern unterliegen sollten. So verbannt also der aufgeklärte

Ei-

Eigennutz die Wildheit der Krieger und zeigt dem, der heute den Sieg davon trägt, daß das unbeständige Glück ihn morgen der Gewalt seiner Feinde überliefern kann, die er zu seinen Füßen geworfen sieht. Das Völkerrecht ist nur die Wirkung stillschweigender Verträge, deren Nothwendigkeit die Vernunft mehr aufgeklärten Völkern fühlbar gemacht hat.

Die Anhänger der Wildheit oder des Lebens in Wäldern und auf Bergen machen ein großes Aufheben von der Freyheit, die dem Menschen dieser Zustand gewährt, dahingegen die meisten civilisirten Völker in Fesseln liegen. Aber können wohl diese Wilden eine wahre Freyheit genießen? Der Erfahrung und Vernunft beraubte Wesen, die keine Gründe kennen ihre Leidenschaften zu zügeln, die keinen Zweck haben, können die für wirklich freye Menschen geachtet werden? Der Wilde übt nur eine abscheuliche Ausgelassenheit, die für ihn eben so traurig als grausam für die Unglücklichen ist, die in seine Hände fallen. Freyheit in den Händen eines Dinges, das ohne alle Kultur und Tugend dahin lebt, ist ein zweyschneidiges Schwerd in den Händen eines Kindes.

Je mehr sich die Völker von dem wilden Leben, oder demjenigen was man ihren Zustand der Natur nennt entfernen, je mehr werden sie die Rechte der Vernunft und den Werth der wahren Freyheit kennen lernen; und je mehr sie sich fürchten, ihre Freyheit zu mißbrauchen, desto mehr werden sie sie von Empörung, Anarchie und Ausgelassenheit unterscheiden. Gesunde Begriffe von Moral und Politik sind nichts weniger als gemein bekannt; sie

sind nur in den Köpfen einer kleinen Anzahl Menschen vorhanden, die gewohnt sind nachzudenken, und welche die Vernunft mehr oder weniger von den barbarischen Vorurtheilen geheilt hat, womit man die Völker angesteckt hat.

Die wahre Philosophie muß die Liebe der Menschen, das Verlangen sie glücklich zu sehen und Leidenschaft für den Ruhm, der eine Frucht der ihr mitgetheilten Unterweisung und Glückseligkeit ist, zum ersten Grundsatz haben. Es ist mithin Menschenliebe, Philantropie und nicht Menschenhaß Misantropie, welche jeden Menschen beleben muß, der sich für einen Freund der Weisheit ausgiebt. Wer Menschen kennen will, muß sie sehen und sie besuchen. Wer sich für ihre Mühe und Elend interessiren will, muß ein fühlbares Herz haben, und wer sie aufklären will, muß sich ihnen nahen, nicht aber sie fliehen.

Der höchste Grad der Politur dessen Völker und Fürsten fähig sind, die zu wünschende Verbesserung ihrer Regierungen, Sitten und Mißbräuche, können nur das Werk von Jahrhunderten und eine Frucht der immerwährenden Anstrengung des menschlichen Geistes und oft wiederholter Erfahrungen der Gesellschaft seyn. Mit Hülfe des Nachdenkens werden die Menschen die Ursachen ihrer Bekümmerniße ergründen, und schickliche Mittel wider sie gebrauchen. Die Uebel und das Elend des menschlichen Geschlechts nehmen nur denjenigen allen Muth, welche die wahren Ursachen nicht wissen und welche die in die Augen fallende Fortschritte, die verschiedene Nationen zu ihrer Glückseligkeit gethan haben, verkennen.

Wir wollen uns demnach hüten unser Ohr dem Rath eines Aberglaubens zu leihen, der uns ermahnt die Welt zu fliehen, und für uns allein als unnütze Einsiedler zu leben, die man uns als Muster vorhält. Eben so wenig wollen wir uns von einer rauhen Philosophie verführen lassen, die uns gerne mit sehr günstigen Zügen einen Stand der Natur, der der Natur zuwider ist, ein wildes rohes Leben, das so traurig als der Tod selbst ist, darstellen möchte. Laßt uns die mit der noch nicht zur Vollkommenheit gebrachten Gesellschaft verbundene Unbequemlichkeiten mit Geduld ertragen. Laßt uns bedenken, daß die Vernunft der Völker nur ein Werk der Zeit seyn könne. Laßt uns unterdessen die Pflicht des Bürgers erfüllen, laßt uns bestreben unsern Mitgenossen nützlich zu seyn, ihnen zu dienen, sie zu trösten, sie aufzumuntern. Laßt uns ihnen eine aufrichtige Zuneigung, eine zärtliche Nachsicht und eine mitleidige Freundschaft zeigen. Statt sie zu erniedrigen, sie aufzumuntern in der Gemeinschaft der Thiere zu leben, ihnen ihre Uebel als ewig und unveränderlich vorzustellen, — laßt uns ihnen sagen, daß sie alles von den Fortschritten ihrer Vernunft zu hoffen haben und sie auffordern, sie unaufhörlich zu cultiviren um aus der unempfindlichen Trägheit und Dummheit, worin man sie so gern zu erhalten wünscht, aufzuwachen.

Wenig von den Menschen fordern und ihnen so viel Gutes thun als man kann, ist wahre Weisheit, wahre Moral und die große Kunst in Gesellschaft zu leben. Der Menschenfeind, der sich unaufhörlich wider das menschliche Geschlecht erboßt, ist sich selbst eben so lästig, als er seinen Mitgenossen unnütz ist.

Der Antheil, den wir an der Wohlfarth unserer Mitmenschen nehmen, vermehrt in dem er unsere Empfindsamkeit übet, unsere eigene Glückseligkeit, und erlaubt uns auf ihre Dankbarkeit Anspruch zu machen. Nachsicht ist eine Pflicht für einen jeden, der mit Menschen lebt. Größtentheils befinden sie sich in einem Stande der Kindheit, der ihnen ein Recht auf das Mitleiden aller derer giebt, deren Vernunft mehr cultivirt ist. Alle menschliche Einrichtungen, gemeinhin das Werk der Unvorsichtigkeit und des Irrthums, machen den Hang zum Bösen so sanft und leicht und den Weg zur Tugend so mühsam und verborgen, daß man sich billig wundern muß auf Erden noch Tugenden zu finden. Sich über das mit dem geselligen Leben verknüpfte Ungemach beklagen oder erzürnen, heißt sich wider die Nothwendigkeit der Dinge auflehnen. Das Verderbniß der Völker ist die nothwendige Wirkung mächtiger Ursachen, die sich vereinigen sie zu verblenden und in ewiger Kindheit zu erhalten. Sich über die in der Gesellschaft im Schwange gehende Laster wundern und solche für sich unbehaglich finden, heißt sich darüber wundern, daß man in einer volkreichen Straße nicht so bequem gehen kann, als wenn man auf dem Felde spatzieren geht. Je zahlreicher eine Gesellschaft ist, desto mehr erzeugen darin die übereinstimmende und vervielfältigten Leidenschaften, Gährungen. Wenn die größten Städte die allerverderbtesten sind; so sind sie auch diejenigen, in welchen man die meisten Talente, Hülfsmittel und Tugenden antrift. Je zusammengesetzter eine Maschine ist, desto leichter können ihre Bewegungen in Unordnung gerathen. Das vielfache Reiben macht

ihr Spiel mühsamer als das in einer einfachen Maschine. So stark man auch ist, so hält es doch schwer nicht mit fortgerissen oder gestoßen zu werden, wenn man sich unter den großen Haufen mengt.

Wollte man sich an das Gerede einiger wider das menschliche Geschlecht aufgebrachter milzsüchtiger Grübler kehren; so würde man in Versuchung gerathen die Menschen für Ungeheuer zu halten und zu glauben, daß sich der Weise nicht enthalten könne sie zu verabscheuen und zu fliehen. Wenn sie indessen so böse wären als man uns gerne überreden will; so würde keine Gesellschaft bestehen können. Jeder Mensch würde der Feind seines Mitmenschen seyn. Vertrauen und Zuneigung würden von der Erde verbannt seyn. Wenn wir aber die böse Laune verscheuchen und die Dinge nach ihrem wahren Werthe betrachten; so finden wir, daß die Menschen ein Gemengsel von Tugenden und Lastern sind, jedoch so, daß gewöhnlich ihre gute Seite die böse überwieget. Vollkommenheit von Wesen unserer Art fordern wollen, ist wahre Thorheit. Wir nennen diejenigen gute in welchen wir mehr Gutes als Böses gewahr werden, und diejenigen böse in welchen wir schädliche Leidenschaften herrschen sehen. Es ist nichts seltener als ein nach einem Systeme und mit Ueberlegung handelnder Bösewicht. Ein Mensch dessen ganzes Leben bloß ein Gewebe von Bosheiten und Verbrechen wäre, würde eine noch größere Erscheinung seyn, als ein ganz fehlerfreyer Mensch. Bey den schlechtesten und verderbtesten Menschen werden wir gute Eigenschaften gewahr. Wie verkehrt sie auch seyn mögen; so findet sich doch ihr Interesse mit denen, von welchen sie umgeben sind, sehr oft

über-

übereinstimmend. Vielleicht würden wir in dem Lebenslaufe des verkehrtesten Menschen viel mehr gute als schlechte Handlungen antreffen. Giebt es wohl ein schädlicheres Wesen als einen Eroberer, einen Ehrgeizigen, die ohne Umstände und ohne Gewissensbisse ganze Nationen ihren aufgebrachten Leidenschaften aufopfern? Indessen stoßen wir doch bisweilen bey einem Menschen von diesem Schlage auf gute Eigenschaften. Wir finden an ihm bisweilen einen zärtlichen Vater, einen aufrichtigen Freund, einen großmüthigen Feind, eine edele und große Seele, gesellschaftliche Tugenden und liebenswürdige Eigenschaften. Räuber und Meuchelmörder, welche die Gesellschaft durchstreifen und sie beunruhigen, sind gewöhnlich unter sich gerecht und in ihren Verbindungen getreu. Kein Mensch kann sich von ganzem Herzen bey allen Vorfallenheiten abscheulich machen. Bey seinen strafbaren Neigungen ist er gezwungen zu fühlen, daß sein eigener Vortheil es alle Augenblicke erfordere, sich denen angenehm zu machen, mit welchen er im Verhältnisse steht. Um Hofschranzen zu gefallen willigt ein Tyrann ein sein Volk zu plündern, und um wohlthätig, großmüthig und freygebig zu seyn, ist er oft ungerecht.

Der sich widerstrebenden Leidenschaften der Menschen ohngeachtet, bestehen die Gesellschaften, und ihren verschiedenen Begierden ohngeachtet, unterlassen sie nicht ihren Mitgliedern Annehmlichkeiten, Lieblichkeiten und Hülfe anzubieten. Die unangenehmen Leidenschaften werden durch nützliche Leidenschaften ersetzt, welche die Dinge in einer Art von Gleichgewicht erhalten. Das Unglück und Elend, das die Nationen leiden, verdanken sie mehr den Leidenschaften,

der Unvorsichtigkeit und der Thorheit einer kleinen Anzahl verkehrter Menschen, als der großen Anzahl der Bürger. Ein einziger Mensch ist bisweilen hinreichend viele Völker in Jammer und Elend zu stürzen, oder die Herzen einer großen Menge Menschen zu verderben. Die Tyrannen sind die wahren Verderber der Völker. Mit Grunde sagt ein berühmter Schriftsteller: „Der Mensch ist nicht böse gebohren. Warum sind denn aber so viele von dieser Pest der Bosheit angesteckt? Weil die, welche an ihrer Spitze stehen, zuerst von dieser Krankheit ergriffen, sie dem übrigen Theile der Menschen mittheilen. — — — Der erste Ehrgeizige hat die Welt verdorben" *).

Der rechtschaffene Mann verlasse mithin die Gesellschaft nicht. Er bedenke, daß die Menschen gewöhnlich mehr schwach als boßhaft, mehr unwissend als verkehrt, mehr des Mitleides als des Hasses würdig sind. Wir irren uns oft in unsern Urtheilen, die wir über sie fällen, weil wir sie nach einzelnen Thatsachen beurtheilen, wornach wir über sie absprechen und sie entweder für gut oder für böse halten. Wenn man uns sagt, daß ein Mensch eine schlechte Handlung verübt hat; so ist er bey uns verloren, und wir vermuthen, daß sein Betragen niemals gut seyn könne. Eben so geht es, wenn wir für jemanden eingenommen sind, weil er eine gute That verübt hat. Laßt uns die Menschen einzeln beurtheilen; laßt sie uns loben, wenn sie Gutes, und tadeln, wenn sie Böses thun, und

*) S. Dictionnaire philosophique, p. 26.

und nur diejenigen lieben, die wir öfter Gutes als Böses thun sehen. Kein Mensch ist immer gut und kein Mensch immer böse. Das Betragen der Menschen ändert sich, weil sich die Umstände und ihr Interesse verändern. Es ist immer die Glückseligkeit oder ihr Bild, das sie suchen. Sie sind nur in Ansehung der Gegenstände, worein sie ihre Glückseligkeit setzen, und der Mittel sie zu erlangen, zweifelhaft. Der böse Mensch ist der, welcher oft blinden Leidenschaften, und der gute Mensch, der, welcher öfter der Vernunft als seinen Leidenschaften folgt. Bald der einen, bald den andern folgen, ist das, was den gewöhnlichen Menschen ausmacht.

Man würde also zu strenge und ungerecht seyn, wenn man die Menschen nach ihren plötzlichen Einfällen, jäher Hitze und den geschwinden Antreibungen beurtheilen wollte, welche sie von ihren Leidenschaften erhalten. Nur nach allen ihrer Handlungen müssen wir sie richten. Die Mängel, die wir bey ihnen antreffen, wollen wir ihnen ihrer guten Eigenschaften wegen, verzeihen. Wir wollen die Nachsicht gegen sie haben, deren wir selbst bedürfen, bedenken, daß sie selbst ihrer Gebrechen wegen leiden, und daß sie gewöhnlich das Böse aus Mangel der Ueberlegung thun. Laßt uns also die Menschen, die ihre fehlerhafte Einrichtungen, ihre Vorurtheile, ihre vernachläßigte Erziehung, weit mehr als ihre Natur unvernünftig machen, beklagen. Laßt uns den Bösewicht bedauern, den eine unglückliche Organisation oder falsche Begriffe von Glückseligkeit zum Feind seiner selbst und des menschlichen Geschlechts gemacht haben.

haben. Laßt uns ihn als ein giftiges Thier meiden, dessen Natur es mit sich bringt zu schaden, und allen, welchen es begegnet, ein Schrecken einzujagen.

Die Nachsicht muß eine nothwendige Folge unsers Nachdenkens über die Natur des Menschen und über die Ursachen, die ihn modifiziren, seyn. Untersuchen wir die Gründe unserer heftigen Gemüthsbewegungen und unserer bösen Laune gegen unsere Mitmenschen; so werden wir fast immer finden, daß wir sie nur verachten oder hassen, weil sie unglücklich sind, weshalb wir sie aber vielmehr bedauern sollten. Der Mensch hat bey allen Handlungen seine Glückseligkeit zum Zweck. Wenn er Böses begeht; so irrt er sich und zerstört seine eigene Glückseligkeit.

Unser Jahrhundert ist gemeinhin der Gegenstand unserer Klagen, weil wir die Ungemächlichkeiten desselben empfinden. Um sich aber mit ihm zu versöhnen, braucht man sich nur in Gedanken in die verflossene Jahrhunderte zu versetzen. Die Mängel der Personen, die uns am nächsten sind, scheinen uns am wenigsten zu behagen; aber wollen wir denn glauben, daß die, mit welchen wir nicht umgehen, viel vollkommener oder vernünftiger sind? Es geht mit den Menschen wie mit den schönsten und am geschicktesten bearbeiteten Gegenständen, die, zu genau betrachtet, uns viele Mängel zeigen. Die Haut des schönsten Frauenzimmers, wird, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, ein unangenehmer ekelhafter Gegenstand. Die Mitglieder einer Familie sind gewöhnlich wenig einig, weil der tägliche Umgang sie nöthigt, ihre gegenseitigen

Mängel zu dulden. Nachsicht ist das schicklichste Mittel böse Laune und Ungeduld, die das menschliche Leben ohne Nutzen quälen, zu überwinden. Der Mensch ohne Nachsicht, ist nicht für die Gesellschaft gemacht; er ist unglücklich und sich selbst eben so sehr als seinen Mitmenschen zur Last.

Es geht mit den Völkern wie mit einzelnen Personen; mit den politischen Gesellschaften, wie mit Privatgesellschaften, sie haben Vortheile und Unbequemlichkeiten, welche der Bürger erdulden muß. Die besten sind die, in welchen das Gute das Böse überwiegt. Wenn die Gewalt der Gesellschaft über ihre Mitglieder nur auf die Vortheile gegründet ist, die sie ihnen verschafft; so verliert sie alle ihre Rechte über sie, wenn sie ihnen nichts Gutes gewährt. Der Weise entfernt sich alsdenn. Als Solon Athen verließ, worin sich Pisistratus zum Tyrannen aufgeworfen hatte, rief er aus: „O mein Vaterland! Solon ist bereit dir mit Rath und That zu Hülfe zu kommen; aber man hält mich für unsinnig. Ich bin also gezwungen dich zu verlassen, ob ich gleich alle meine Mitbürger liebe, den Pisistratus ausgenommen *)."

In der Folge werden wir sehen, daß selbst in dem Schooße der verdorbensten Gesellschaften, der Mensch das größte Interesse habe, tugendhaft zu seyn, — daß die häuslichen Tugenden geschaffen sind den Weisen des allgemeinen Elendes wegen zu trösten. In Verbreitung der Glückseligkeit über diejenigen, die ihn umgeben, wird ein jeder in einer

recht,

*) S. Diog. Solert. in Vit. Solon.

rechtschaffenen Familie und in den Herzen seiner tugendhaften Freunde, etwas finden, wodurch er sich wegen der Schläge des Schicksals, der Härte der Tyranney und der Würkungen der allgemeinen Krankheit, wogegen er sich zu verwahren gewußt hat, entschädigen kann. Was noch mehr ist; der rechtschaffene Mann wird von jedem, selbst von den bösesten Menschen verehrt; denn die Tugend weiß sich auch bey denen Achtung zu verschaffen, die das Herz, sie auszuüben, nicht haben.

Siebzehntes Hauptstück.

Von der Gesellschaft. Vom Gesellschaftsvertrage. Von den Gesetzen. Von der Oberherrschaft. Von der Regierungsform.

Unwissenheit, Irrthum, Vorurtheil, Mangel der Erfahrung, des Nachdenkens und der Vorsicht sind die wahren Quellen des moralischen Uebels. Die Menschen schaden sich selbst und beleidigen ihre Mitgenossen, weil sie keine richtige Begriffe von ihrem wahren Vortheile oder Interesse haben. Sie leben bloß in der Gesellschaft, weil sie in selbiger gebohren sind, und hängen ihr nach einer maschinenmäßigen Gewohnheit an; sehr wenige haben sich

gefragt, wozu sie ihnen nützlich ist; sie genießen die Vortheile derselben, ohne daß sie es wissen, und sie erdulden ihre Unbequemlichkeiten, ohne sich mit Untersuchung der Ursachen derselben zu befassen. Sehr selten stößt man auf Leute, die sich die Mühe geben, über die Natur, den Zweck und die Würkungen der Gesellschaften, über die Rechte, die sie auf sie hat, und die sie wiederum auf selbige haben, nachzudenken. Der Gesellschaftsvertrag, welcher die einzelnen Mitglieder mit einander verbindet und sie insgesamt zu einem Zwecke verpflichtet, ist denen gänzlich unbekannt, die dazu da sind, ihn zu halten. Wenn einige Denker auch einige schwankende und verworrene Vorstellungen davon haben; so halten ihn doch viele andere für eine bloße Chimäre. Mit einem Worte; der Gegenstand, der für sie der allerinteressanteste seyn sollte, ist gemeiniglich derjenige, der von den Bürgern am wenigsten gekannt ist.

Sehr viele Ursachen haben dazu mitgewürkt, die Menschen in diesem Punkte in Unwissenheit zu lassen. Man möchte überhaupt sagen, daß das Nachdenken für sie eine beschwerliche Sache sey. Ihre Faulheit so wie ihre Beschäftigungen, Vergnügungen, Zerstreuungen und Liebe zu Ergötzlichkeiten, verhindern sie nachzudenken, oder bis auf die ersten Principien der Dinge zurückzugehen. Sie fühlen das Vergnügen nicht, das sie dazu reizen könnte; sie finden es viel kürzer sich durch Ansehn leiten zu lassen, welches, da es oft selbst blind ist, sie des Lichts beraubt und in die Irre führt.

Die Religion, die, wie man gesehn hat, beständig mit den unsichtbaren Wunderdingen einer andern Welt beschäftigt ist, richtet ihre Aufmerksamkeit

nicht

nicht auf das, was auf Erden geschiehet. Ihre Grundsätze zielen vielmehr, wie man bewiesen hat, darauf, die Gesellschaft zu trennen, als ihre Bande näher zu vereinigen. Sie betrachtet diese Welt als einen Weg, der nicht würdig ist, die Augen der Sterblichen auf sich zu ziehen, welche nach ihren Anweisungen nur auf die Welt gesetzt sind, um sich zu einem künftigen Leben vorzubereiten, welches sie ihnen viel wichtiger darstellt, als ihre würkliche Glückseligkeit. Vollkommene Christen kennen kein anderes Vaterland als den Himmel. Um dereinst das Verdienst zu erlangen Himmelsbürger zu werden, müssen sie sich von allen den Gegenständen loßreißen, welche sie von diesem Wege abbringen könnten. Sie müssen Vater, Mutter, Verwandte, Freunde, Mitbürger und die Gesellschaft verlassen, um den finstern Weg zu wandeln, welchen ihnen ihre Führer, die ihre Begleitung während ihrer Pilgrimschaft hienieden auf sich genommen haben, vorzeichnen.

Eine blinde und durch ein der Gesellschaft entgegengesetztes Interesse geleitete Politik, leidet nicht, daß sich die Menschen weder über ihre eigene Rechte, noch über ihre wahre Pflichten, noch über den Zweck der gesellschaftlichen Verbindung, welcher sie oft einen Querstrich macht, aufklären. Die Gesellschaft, die gemeinhin ein Spiel der Laune, des Eigensinns und der Leidenschaften derer geworden ist, die sie regieren, schließt nur getrennte Mitglieder in sich, die keine Kenntniß von den Bewegungsgründen haben, die dazu dienen, sie mit einander zu vereinigen und sie mit dem Ganzen zu verbinden. So wird also die Gesellschaft in den Händen ihrer Obern eine

Maschine, deren Bewegungen sich selbst zuwider laufen, und die keine andere Spannkraft hat, als die ihr die unnennbare Willensmeynung derer geben, die sich ihrer bemächtigt. Die meisten Gesellschaften sind Schiffen gleich, deren Ruder einem unerfahrnen Steuermann anvertraut ist, der sie, statt, in einen sichern Hafen zu bringen, auf Steinklippen führt, wo er selbst ein Opfer seiner Unerfahrenheit wird.

Wenn jeder Mensch nach Glückseligkeit strebt; so setzt sich eine jede Gesellschaft den nämlichen Zweck vor; und um glücklich zu seyn lebt der Mensch in Gesellschaft. Die Gesellschaft besteht aus einem Haufen Menschen, den Bedürfnisse vereinigen, und deren Zweck es ist, mit gemeinschaftlichen Kräften an ihrer Erhaltung und gemeinen Glückseligkeit zu arbeiten.

Die Gesellschaft hat, wie wir bemerkt haben, durch die Vortheile, die sie ihren Mitgliedern verschaft, auf selbige gegründete Rechte. Jeder Bürger macht mit ihr einen stillschweigenden Vertrag, welcher, obgleich nicht zu Papier gebracht oder förmlich verabredet, nicht weniger wirklich existirt. Um über ihre Mitglieder Rechte auszuüben, ist ihnen die Gesellschaft Gerechtigkeit, Schutz und Gesetze schuldig, die ihnen ihre Sicherheit, ihre Freyheit und ihr Vermözen sichern. Sie verbindet sich, sie gegen jede Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit zu schützen, sie gegen ihre wechselseitige Leidenschaften zu vertheidigen, — sie in den Stand zu setzen, daß ein jeder ohne Hinderniß an seiner Glückseligkeit, ohne Nachtheil der andern arbeiten kann, einen jeden unter den Schutz aller zu setzen, um in Frieden der

Güter

Güter zu genießen, die er besitzt, oder die er rechtmäßiger Weise durch seine Arbeit, seine Talente und seine Geschicklichkeit erworben hat.

Das sind die Bedingungen unter welchen sich jede vernünftige Gesellschaft gebildet hat, und diese sind es worauf sich die Gewalt der Gesellschaft auf eine rechtmäßige Weise gründen kann. Jeder Bürger verbindet sich, seiner eignen Glückseligkeit wegen, sich ihr zu unterwerfen und von denen abzuhängen, welche sie zu Inhabern ihrer Rechte und zu Dollmetschern ihres Willens gemacht hat.

Nach diesen Bedingungen erwirbt jeder Bürger Rechte auf die Gesellschaft, so wie ein jeder seiner eigenen Erhaltung wegen verpflichtet ist, seine Schuldigkeit getreu zu erfüllen. In Rücksicht jener Vortheile verpflichtet sich jeder Bürger von seiner Seite gerecht zu seyn, sein persönliches Interesse dem Interesse der Gesellschaft unterzuordnen, seinen Willen dem ihrigen zu unterwerfen, sie mit allen Kräften zu vertheidigen, ihr einen Theil seines Vermögens zu ihrer Erhaltung und zur Wohlfarth aller aufzuopfern, ihr mit seinen Talenten, Einsichten und Fähigkeiten zu dienen, seine Mitgenossen in dem Besitze ihres Vermögens nicht zu stöhren, sie mit aller Kraft zu beschützen, und nach seinem Vermögen bey der allgemeinen Glückseligkeit, von welcher die seinige abhängt, mitzuwirken. Erfüllt er diese Pflichten treu und redlich, so kann die Gesellschaft ohne ungerecht zu handeln, sich nicht entbrechen, dem Bürger alle die Vortheile zu verschaffen, die sie ihm zu gewähren sich anheischig gemacht hat.

Da die Gesellschaft aus einer großen Menge Menschen besteht, deren verschiedene Begierden, Lei-

denschaften, Intereſſe und eingeſchränkte Einſichten nur Verwirrung und Unordnung anzeigen, und ſie verhindern würden, einſtimmig zu handeln; ſo iſt ſie verbunden ihre Rechte einem, oder mehreren Bürgern nach der Vorſtellung, die ſie von ihrer Erfahrung, Klugheit, Talenten, Rechtſchaffenheit hat, anzuvertrauen, — in ihrem Namen zu reden, für ſie zu regieren, ihre Willensmeynungen bekannt zu machen, das Betragen ihrer Mitglieder zu reguliren, über ihre Glückſeligkeit, ihre Vertheidigung, die Sicherheit aller zu wachen und ſie zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Wenn die Geſellſchaft ihren getreuen Mitgliedern Gerechtigkeit, Freyheit und Glückſeligkeit ſchuldig iſt; ſo können diejenigen, in deren Hand ſie ihre Gewalt gegeben hat, nur Vollſtrecker ihrer Abſichten ſeyn und ſich von den Bedingungen, zu welchen ſie ſich ſelbſt verpflichtet hat, nicht losmachen. Hieraus folgt, daß eine Geſellſchaft ihren Befehlshabern oder Repräſentanten niemals die Befugniß ertheilen kann, ungerecht zu ſeyn, — die Geſellſchaft ihrem Eigenſinn zu unterwerfen und ihren Mitgliedern Eintrag zu thun, welchen ſie ſelbſt Gerechtigkeit, Billigkeit, Freyheit und Sicherheit ſchuldig iſt. Der Souverän iſt nur der Wächter und Innhaber des geſellſchaftlichen Vertrags, der Vollſtrecker deſſelben, der niemals das Recht erlangen kann, ihn zu verletzen oder gar zu vernichten.

Die Regierung iſt der Innbegriff oder die ganze Summe der Kräfte der Geſellſchaft, die ſie in die Hände derjenigen niedergelegt hat, die ſie beſonders für geſchickt gehalten, ſie zur Wohlfarth zu leiten. Hieraus folgt offenbar, daß der Souverän nicht

Herr

Herr, sondern Minister der Gesellschaft ist, der die Pflicht auf sich hat die Verbindlichkeiten der Gesellschaft zu erfüllen und der mit hinlänglicher Macht versehen ist, die Bürger von ihrer Seite gleichfalls zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen.

Der Wille der Gesellschaft wird durch Gesetze ausgedrückt. Das Gesetz ist ein Reichthum, welche die Gesellschaft den Bürgern in Absicht ihrer Erhaltung und der Wohlfarth aller vorschreibt. Die Gesetzgebung hat bloß die Pflicht, den in Gesellschaft zusammen getretenen Menschen anzuzeigen, was sie zur Erhaltung und zur Erlangung der Wohlfarth und Glückseligkeit des Ganzen sowohl, als auch ihrer eigenen Glückseligkeit nothwendig zu thun oder zu unterlassen haben. Gesetze sind Aussprüche, welche Erfahrung, allgemeines Beste und Interesse des Ganzen wider Privatinteresse oder blinde Leidenschaften der Mitglieder thun.

Wenn alle Menschen Erfahrung hätten und klug und vernünftig wären; so bedürfte es weder Gesetze, noch Gesetzgeber, noch Souveräne um in der Gesellschaft zu leben. Die Gewalt der Fürsten über ihre Unterthanen kann nur auf Vorzüglichkeit der Talente, der Einsichten und der Tugend gegründet seyn, welche sie bey denen voraussetzt, denen sie das Vertrauen in ihrem Namen zu reden, geschenkt hat. Ein jeder Gesetzgeber ist ein Werkzeug des allgemeinen Willens. Seine Gesetze sind gerecht und gut wenn sie der Natur des Menschen, dem Zwecke der Vereinigung, dem Interesse der Gesellschaft und den wirklichen Umständen angemessen sind; sie sind schlecht und ungerecht, wenn sie der Glückseligkeit des Menschen, der Wohlfarth der Gesellschaft

zuwider und bloß einem Privatintereſſe, das den Umſtänden, in welchen ſie ſich befindet, widerſtrebt, gemäß ſind.

Die natürlichen Geſetze, über welche man ſo viel geſchrieben und gezankt hat, ſind diejenigen, die unmittelbar aus der Natur des Menſchen, unabhängig von aller Geſellſchaft, hergeleitet, oder die auf das Weſen eines empfindſamen Dinges gegründet werden, welches das Gute ſuchet, das Böſe fliehet, das denkt, Schlüſſe macht und unaufhörlich nach Glückſeligkeit ſtrebt. Da der Zweck der Geſellſchaft dahin geht den Menſchen glücklicher zu machen als er für ſich allein ſeyn kann, und die Regierung nur da iſt ihre Verbindlichkeiten gegen ihre Mitglieder zu erfüllen; ſo folgt, daß die Geſetze der Natur im geſellſchaftlichen Zuſtande weder abgeſchaft noch ſuſpendirt werden können, weil ihm die Geſellſchaft ſonſt, ſtatt ihm ſeine Glückſeligkeit zu verſchaffen, ſolche rauben würde. Der Menſch verändert bey dem Eintritte in die Geſellſchaft ſeine Natur keinesweges; ſondern er ſucht nur die Bedürfniſſe ſeiner Natur leichter befriedigen zu können.

Die bürgerlichen Geſetze ſind mithin bloß die den Bedürfniſſen, Umſtänden und Abſichten einer beſondern Geſellſchaft oder eines Volks, angepaßte Naturgeſetze. Dieſe Geſetze können den natürlichen nicht widerſprechen, weil der Menſch in allen Landen immer der nämliche iſt, die nämlichen Begierden hat, und nur in den Mitteln ſie zu vergnügen, verſchieden iſt.

Was für einen Namen man ihnen auch geben mag; ſo können doch die Geſetze weder die natürlichen

Rechte

Rechte des Menschen noch die Pflichten der Moral vernichten. Sie sind gemacht die Rechte der Bürger zu sichern und sie zu nöthigen ihren Pflichten nachzukommen. Jedes Gesetz, das dem Menschen seine Freyheit, seine Sicherheit, sein Eigenthum raubte, würde ungerecht seyn; nur um desto sicherer diese Vortheile genießen zu können, lebt der Mensch in Gesellschaft und ihren Gesetzen unterworfen.

Peinliche Gesetze sind die, welche den Bürger bestrafen, wenn er das Gesetz verletzet. Indem er gerechten Gesetzen seinen Gehorsam verweigert, bricht er seinen mit der Gesellschaft eingegangenen Vertrag, und zählt sie folglich auch von ihren Verbindlichkeiten los. Er wird ein Feind seiner Mitgenossen, welche das Recht haben ihn zu strafen oder ihm eine Glückseligkeit zu nehmen, auf die er nur so lange als er dem Gesellschaftsvertrage getreu bleibt, ein gegründetes Recht hat.

Ein ungerechtes Gesetz kann niemals irgend ein Recht verleihen; nur gerechte und der Natur eines in Gesellschaft lebenden Menschen angemessene Gesetze, können wahre Rechte geben. Was das Gesetz zuläßt, heißt erlaubt; was es verbietet nennt man unerlaubt. Alles was erlaubt ist, ist nur gerecht, wenn das Gesetz gerecht ist. Die Gesetze sind allemal ungerecht und unvernünftig, wenn sie das, was der Gesellschaft schädlich ist, erlauben, und wenn sie das, was ihr nützlich ist, verbieten. „Nichts ist unvernünftiger", sagt Cicero", als alle die Dinge für gerecht zu halten, welche die Sanction der Gesetze oder die Stimme der Völker für sich haben. Wollte man die Rechte auf den Willen der Völker, auf die Edikte und Verordnun-

gen

gen der Fürsten, auf die Urtheile der Richter gründen; so würde es Recht seyn zu rauben, die Ehe zu brechen, falsche Testamente zu machen, so bald diese Handlungen von dem großen Haufen genehmigt würden *)." Ein jeder Gesetzgeber oder jedes Volk würde alsdenn in der That nach Belieben das Recht und das Unrecht schaffen können. Und wer würde nicht der Tyrann seyn, der sich nicht selbst Rechte machte, wenn es ihm nur ein Gesetz kostete, Rechte zu erlangen!

Fundamentalgesetze nennt man diejenigen, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Fürsten und der Unterthanen gegen einander festsetzen, und den Willen des Volks in Ansehung seiner Regierung enthalten. Nichts ist verwirrter als diese Gesetze. Es ist kein Land in der Welt wo man deutlich die wahren Grenzen der Gewalt der Souveräne, und die Rechte der Gesellschaft, die sie sich vorbehalten, sehen könnte. Die Feinde der Freyheit der Menschen haben sich diese Dunkelheit zu Nutzen gemacht und die Tyrannen haben sich daraus Rechtsgründe geholt ihre Völker zu unterdrücken. Alles ist in einer so wichtigen Materie schwankend, zweydeutig

*) Illud stultissimum existimare omnia justa esse quae scita sint in populorum institutis et legibus. Si populorum jussis, si Principum decretis, si sententiis judicum jura constituerentur, jus esset latrocinari, jus adulterare, jus testamenta falsa supponere si haec suffragiis aut scitis multitudinis probarentur.

Cicero de Legibus.

deutig und unbestimmt. Der geübteste Scharfsinn hat Mühe, Sophisterey von Wahrheit, unrechtmäßige Eingriffe von Recht, Gewaltthätigkeit von Billigkeit zu unterscheiden. Die geschicktesten Juristen haben sich oft von den gemeinsten Vorurtheilen hintergehen lassen; alle Augenblicke, haben sie Gewalt, Gewohnheit, Gebrauch und Besitz mit dem Rechte verwechselt. Sie haben unrechtmäßige Besitzungen, denen die schwachen Völker keinen Widerstand thun konnten, als Titel oder Rechtsgründe betrachtet und selten haben sie sich unterstanden bis auf die ersten Grundsätze alles Rechts und aller Gewalt zurückzugehen. Allein folgt daraus, daß ein Souverän die Gewalt hat ungestraft Böses thun zu können, daß er das Recht habe es zu thun? Muß man daraus, daß seine Vorfahren mehrere Jahrhunderte hindurch Tyranney ausgeübt haben, ohne daß sich jemand unterstanden hätte ihnen Einhalt zu thun und sie zu bestrafen, folgern, daß er das Recht habe, die Tyranney fortzusetzen?

Gewöhnlich nimmt man bey den Streitigkeiten, die sich bisweilen zwischen den Souveränen und ihren Unterthanen erheben, seine Zuflucht zur Geschichte, um in alten Gewohnheiten und Entscheidungen der Nationen Beyspiele oder Thatsachen zu suchen, nach welchen man das Urtheil abfaßt. Aber diese oft von Schmeicheley und Furcht diktirte, oder aus Mangel der Dokumente oberflächlich abgefaßte Schriften, verheelen die Wahrheit, verstellen die Umstände, oder stellen sie aus einem falschen Gesichtspunkte vor. Die Geschichtschreiber zeigen uns immerwährende Zwistigkeiten zwischen den nach Despotismus trachtenden Souveränen und denen auf

ihre Freyheit bestehenden Völkern. In diesem immerwährenden Kampfe trägt bald die eine, bald die andere Parthey den Sieg davon. Unter schwachen und furchtsamen Fürsten reißen bisweilen die Nationen Rechtsgründe für ihre gerechten Befugnisse an sich; unter thätigen und mächtigen Fürsten aber werden sie ihrer unstreitigsten Rechte beraubt.

Bey Streitigkeiten dieser Art muß man weder zur Geschichte noch zu Gebräuchen, noch Beyspielen, noch selbst zu Privilegien oder Urkunden seine Zuflucht nehmen. An den Ursprung der Gewalt, an die unveräußerlichen Rechte der Völker, an die Vernunft, an der Gerechtigkeit, an das Interesse der Nation, deren Glückseligkeit immer das höchste Gesetz ausmacht, muß man sich halten. Salus Reipublicae suprema lex est.

Die so häufigen Ungewißheiten, worein uns die Geschichte wirft, wenn es auf eine Untersuchung der Rechte der Fürsten über die Völker, und der Völker über die Fürsten ankommt, haben viele Leute in der Meynung bestärkt, daß die Fundamentalgesetze von denen man unaufhörlich spricht, aber nirgends festgesetzt antrift, bloße Chimären sind, so wie der Gesellschaftsvertrag, der Souveräne und Unterthanen wechselseitig verbindet. Indessen ist es ganz offenbar, daß dieser in der Natur gegründete Vertrag existirt, und daß er es ist, der die Gesellschaft mit ihren Gliedern verbindet. Man mag nun dergleichen Verträge der Völker mit ihren Fürsten in Dokumenten klar ausgedruckt und erhalten finden, oder man mag von dergleichen gar keine Spur entdecken; so ist und bleibt der Vertrag immer der nämliche.

Ein

Ein gesetzmäßiger Fürst regiert nur mit Einwilligung seines Volks. Es gehorcht ihm in der Hoffnung durch ihn glücklich zu seyn. Wenn er in dessen Namen befiehlt, so hat er kein Recht das geringste zu verordnen was dessen Absicht zuwider ist. Die in Gesellschaft vereinigte Menschen gehorchen einem von ihren Mitgliedern, nur in der Vorstellung, daß sie glücklicher seyn werden als sie ohne ihm seyn würden; und dieser Oberste, was für einen Titel man ihm auch giebt, kann niemals das Recht erlangen, sie unglücklich zu machen, selbst nicht einmal ihre Glückseligkeit zu vernachlässigen *).

Es ist also offenbar zwischen den Völkern und ihren Obern ein Vertrag vorhanden, der ohngefähr also lautet: „Verbindet euch uns gut zu regieren, das heißt über unsere Sicherheit zu wachen, unsere Wohlfarth zu befördern, und uns gegen alle Unterdrückung zu beschützen, und wir von unserer Seite verpflichten uns dagegen euch zu ehren und uns mit eurer Wohlfarth und Sicherheit zu beschäftigen. Wenn ihr uns nicht gutes erweiset; so werdet ihr uns gleichgültig seyn. Wenn ihr uns nur Böses thut; so werden unsere Verbindlichkeiten vernichtet, und ihr selbst seyd es, die ihr sie aufhebt. Füget ihr uns unerträgliche Uebel zu; so werden wir euch verabscheuen und als Feinde behandeln. Sind wir zu schwach euer Joch abzuschütteln; so werden wir es mit Seufzen und Abscheu tragen. An einem jeden eurer Sklaven werdet ihr einen Feind haben,

*) Poteſtas Regis eſt poteſtas Legis; poteſtas juris non injuriae. Blaſton de Legib. Angl.

haben, und alle Augenblicke werdet ihr gezwungen seyn auf dem Throne zu zittern, den ihr nur als Räuber besitzt."

Wenn sich in der Geschichte, die nur zu oft bloß ein Verzeichniß der Gewaltthätigkeiten und ungerechten Anmaßungen der Fürsten ist, zwischen der Nation und ihren Obern keine Verträge auffinden; so sind sie doch nicht weniger in den Herzen aller Menschen vorhanden, die nimmermehr der Ausübung einer Gewalt, die sie unglücklich macht und auf die Zerstörung der Gesellschaft abzweckt, ihre Zustimmung haben geben können. Wenn sich wilde Völker Anführer erwählt haben; so haben sie vorausgesetzt, daß diese, mehr erfahrne Obersten als sie selbst, ihnen Vortheile verschaffen würden. Wenn sie nicht daran gedacht haben, mit ihnen einen Vertrag zu machen; so rührt solches daher, weil sie nicht voraus sahen, daß eine Zeit kommen würde, wo ihre Anführer sie selbst oder ihre Nachkommenschaft unterdrücken würden. Völker, oder vielmehr bloße kriegerische Horden, konnten überdem der Gewalt ihrer Befehlshaber keine Grenzen setzen, weil die militärische Disciplin bey dem Befehlshaber eine Gewalt ohne Grenzen, und bey dem Gehorchenden einen Gehorsam ohne Schranken, erfordert. Was es aber auch für Gründe seyn mögen, welche die Völker verhindert haben ihr Interesse zu sichern; so ist doch die uneingeschränkte Gewalt eines Souveräns, wenn sie gerecht seyn soll, nur die Gewalt, die gemeine Wohlfarth auf die ihm am schicklichsten scheinende Weise zu befördern. Die Gesellschaft hat alsdann in vollem Vertrauen zu den Talenten und guten Eigenschaften des Fürsten, ihm völlige

Macht

Macht und Freyheit (carte blanche) gegeben, aber nimmermehr hat sie ihn wollen berechtigen Böses zu thun, und noch weniger hat sie seinen Nachfolgern das Recht verleihen wollen, das von ihr gezeigte Vertrauen zu mißbrauchen.

Das verflossene Jahrhundert liefert uns ein besonderes Beyspiel von einer ganzen Nation, die sich fast einstimmig der uneingeschränkten Gewalt ihres Monarchen unterwarf, und ihm in einem öffentlichen Dokumente eine vollkommene Gewalt übertrug *). Darf man daraus folgern, daß dieses Volk dadurch seine Einstimmung auch dazu gegeben habe, wenn sein Souverän Tyranney ausüben würde? Ohne Zweifel darf man das nicht: um sich der Tyranney eines unverschämten Adels zu entziehen geschah es, daß die Dänen ihrem Monarchen eine größere Gewalt verliehen, als er vorher gehabt hatte, damit er diese viele Tyrannen, deren Ungerechtigkeiten sie schon seit langer Zeit gefühlt hatten, in ihren Schranken halten könnte.

Die uneingeschränkte Gewalt, sagt Locke **), ist nach der Vernunft die Gewalt, die Wohlfarth des Staats ohne vorgeschriebene Gesetze und Statuten befördern zu dürfen. Er bemerkt noch, daß oft die besten Fürsten dadurch, daß sie sich durch ihre Tugenden das Vertrauen der Unterthanen erwerben, diesen wahres Unrecht zugefügt haben, indem selbige, verleitet durch ihre guten Eigenschaften, ihnen Vor-

*) Die Dänen im Jahre 1660.

**) Versuch über die Regierung.

Vorzüge und Rechte eingeräumt haben, die ihre nicht so gerechten und billigen Nachfolger auf die schändlichste Weise gemißbraucht haben. Diese letzten haben sich, um Böses zu thun, auf eine Gewalt gestützt, die ihren Vorgängern nur eingeräumt war, um desto freyer Gutes thun zu können. Die uneingeschränkte Gewalt, oder was man Despotismus nennt, würde, sagt man, in den Händen der Trojane, der Titus, der Markus Aurelius, eine vortrefliche Regierungsform seyn; aber eine von einem rechtschaffenen Manne ausgeübte Gewalt, die mit den Regeln der Vernunft und der Gerechtigkeit übereinstimmt, ist nicht Despotismus, und muß also auch nicht mit diesem entehrenden Namen bezeichnet werden.

Die Anhänger des Despotismus (denn zur Schande des menschlichen Geschlechts hat auch diese Räuberey ihre Gönner) werden nicht ermangeln zu behaupten, daß die Souveränen fast niemals durch die freye Wahl der Völker zum Throne gelangt sind, daß die Souveräne gewöhnlich die Völker mit Gewalt unterjocht, daß sie mithin nach dem Eroberungsrechte über unterjochte Menschen regierten, denen sie, da sie selbige ausrotten konnten, das Leben geschenkt haben, und die folglich, weit entfernt ihnen Gesetze vorzuschreiben, gezwungen waren, die ihnen von den Siegern aufgelegten Gesetze zu befolgen. Kurz; man setzt voraus, daß in Sklaverey gerathene Völker mit ihren stolzen Ueberwindern, keinen Vertrag machen können.

Man wird ohne Umstände zugeben, daß die meisten großen Reiche durch Eroberungen entstanden sind, welches aber bloß beweißt, daß die Stifter

dieser

dieser Reiche Räuber, Straßenräuber und Geiseln des menschlichen Geschlechts gewesen sind. Gewaltthätigkeit, Mord und Niedermetzelung waren niemals rechtmäßige Mittel etwas zu erwerben. Derjenige, dem nur Sklaven zu Befehle stehen, beherrscht Feinde, die das Recht haben der Ungerechtigkeit und der Stärke, Gerechtigkeit und Kraft entgegen zu setzen. „Die Gerechtigkeit," sagt ein Kirchenvater, „bricht die ungerechten Fesseln *)." Freylich haben unglückliche und durch Feuer und Schwerdt unterjochte Menschen mit ihren wilden Eroberern keinen Vertrag schließen; jedoch haben sie ihnen sagen können: „Wir sind die Schwächsten gewesen, wir sind der Gewalt gewichen; wenn wir aber jemals die Stärkeren werden sollten; so würden wir auch eine ungerechte Gewalt aus den Händen reißen, weil ihr euch derselben nur zu unserem Unglücke bedient. Nur dadurch, daß ihr uns Gutes erweiset, werdet ihr uns vermögen, die ehrlosen Gründe zu vergessen, weshalb ihr über uns herrscht. Unser Wille und unsere Einstimmung allein kann aus uns gehorsame Bürger und aus euch rechtmäßige Fürsten machen. Das Leben, das ihr uns gelassen habt, ist nur ein trauriges Geschenk, wenn es bloß dazu bestimmt ist, es in der Knechtschaft zu verhauchen."

Nur die freye und fortgesetzte Einstimmung der Völker kann die unrechtmäßige Gewalt eines Eroberers legitimiren. Allein die Völker können diese Einstimmung nur unter der Bedingung, wohl beherrscht

*) Injusta vincula rumpit justitia. August.

herrscht zu werden, geben. „Die Eroberung," sagt Locke, „ist eben so wenig der Ursprung und der Grund der Staaten, als die Niederreißung eines Hauses die wahre Ursache von der Aufbauung eines andern ist."

Nicht nur die Gewalt kann kein Recht, den Despotismus zu üben, verleihen, sondern auch selbst eine freye vorübergehende Einstimmung des Volks kann diesen Mißbrauch der Regierung nicht rechtmäßig machen. Vergebens sagt man, daß man dem, der einwilligt, nicht Unrecht thue *). Im allgemeinen genommen, würde diese Maxime sehr falsch seyn; sie würde die Eltern berechtigen ihre Kinder zu bestehlen, betrunkene, wahnsinnige, kranke Menschen zu tödten. Selbst, wenn man voraussetzen will, daß die Völker jemals einwilligen könnten, sie despotisch zu behandeln, — daß sie sich aus freyem Willen auf die feyerlichste Weise und durch die unbestrittenste Urkunde, den Launen und dem Eigensinne eines unumschränkten Herrn unterworfen haben; — so können doch alle diese Gründe, da sie immer nur Würkungen der List oder des Wahnsinns seyn können, die Nachkommenschaft nicht verpflichten. Ein guter Vater muß sein Vermögen seinen Kindern hinterlassen, und ohne Gerechtigkeit kann er sein Gut der Habsucht eines Tyrannen nicht in die Hände liefern. Wenn die Vorfahren so thöricht gewesen sind sich zu Sklaven zu machen; so haben sie doch nicht das Recht ihre Abkömmlinge auch zu Sklaven zu machen, die immer das Recht haben wer-

*) Volenti non fit injuria.

werden ihre Ketten zu zerreißen, sobald sie die gehörige Gewalt dazu haben.

Der Aberglaube, der beständige Feind der Freyheit und der Glückseligkeit der Bewohner dieser Welt, hat recht augenscheinlich daran gearbeitet, sie elend und unglücklich zu machen, indem er den Despoten und Tyrannen Gründe schmiedete, denen er in den Augen des abergläubischen Volks den Schein des Rechts zu geben wußte. Behaupten nicht die uneingeschränkten Souveräne, in der Absicht ihre widerrechtlich an sich gerissene Herrschaft auf einem den Sterblichen unzugänglichen Pfeiler zu gründen, daß sie ihre Gewalt niemals von ihren Völkern sondern von Gott selbst erhalten haben, und daß sie mithin auch nur ihm allein Rechenschaft zu geben schuldig sind? Heißt es nicht offenbar einen Gott, der, wenn er existirt, höchst vollkommen und die Gerechtigkeit und Gütigkeit selbst seyn muß, ins Angesicht beleidigen, wenn man behauptet, daß er der Urheber und Beschützer einer ungerechten Gewalt sey, die augenscheinlich das Elend und den Untergang der Staaten bewürkt? Heißt es nicht die ganze Sittenlehre mit Füßen treten, wenn man versichert, daß eine Gewalt, die alle Gesetze zerstört, alle Tugend und alle Billigkeit vernichtet, vom Himmel genehmigt werde? Zeigt nicht ein meineidiger Fürst durch sein Betragen, daß er der Götter eben so, wie der Menschen spottet, und nach diesen eben so wenig als nach jenen fragt?

Endlich sagen sie, daß die höchste Gewalt nach dem Muster der väterlichen, welche uneingeschränkt zu seyn scheint, gebildet sey. Kann aber wohl die väterliche Gewalt das Recht enthalten, die Kinder

zu tyranniſiren, zu martern, zu berauben und umzubringen? Soll dieſe Gewalt gerecht ſeyn; ſo muß ſie auf die Vortheile, Unterweiſungen und Bemühungen gegründet werden, welche die Kinder von ihnen gehabt haben. Ein tugendhafter Sohn muß die Tyranney eines Vaters, ſo lange als nicht ſein Leben und Geſundheit dabey in Gefahr kommt, ertragen; indeſſen wird dieſe Tyranney dadurch um nichts gerechter oder vernünftiger. Auſſerdem ſind die Könige nicht die Väter der Völker, ſondern die Völker Väter der Könige *), und letztere nur zu oft ſo ausgeartet, daß ſie die gegründeten Rechte derer, die ſie zu dem gemacht haben, was ſie ſind, die ſie ernähren, für ihre Wohlfarth arbeiten und ſich für ſie aufopfern, — ganz verkennen. Der ſtolzen Anmaßungen der Deſpoten und der Sophiſtereyen der Schmeichler, welche ihnen die Völker in Ketten zu Füßen legen wollen ohngeachtet, iſt es klar, daß es nicht die Könige ſind, welche die Völker machen, ſondern daß es der Wille der Völker iſt, welcher Könige ſchafft. Eine Nation kann ohne König ſehr gut regiert werden, aber ein König kann ohne Volk weder regieren noch exiſtiren **). Vorzug, Recht und Gewalt können ſich nur in Geſetz verwandeln, wenn ſie auf den Willen der Geſellſchaft, auf Billigkeit und das allgemeine Beſte gegründet werden. Eine Nation kann alſo niemals Eingriffe in die Rechte derer thun, von welchen ſie regiert wird, indem

*) Man ſehe die gründliche Abhandlung im neuen grauen Ungeheuer, 18 Heft. Altona 1795.

** Wie izt das neuſte Beyſpiel in Frankreich zeigt.

indem ihre Obersten keine andere Rechte besitzen, als die sie von dem allgemeinen Willen oder von der Zustimmung eines Volks erhalten haben, das weder seinen eignen Ansprüchen entsagen noch des unveräußerlichen Rechts beraubt werden kann, die Gewalt einzuschränken, oder das Betragen derer zu reguliren, die es sich als Führer und Leiter zu seiner Wohlfarth erwählt hat.

Diese, den stolzen Anmaßungen der Tyrannen wenig entsprechende Grundsätze sind nichts destoweniger der Natur des Menschen, den Rechten der Gesellschaft, den Gesetzen der Billigkeit, der Vernunft, dem gemeinen Interesse der Völker vollkommen gemäß, — welche sämtlich darin übereinkommen, daß der unveränderliche Zweck der Gesellschaft dahin gehe ihre Mitglieder glücklich zu machen, sich zu erhalten, unter billigen Gesetzen zu leben, Freyheit, Sicherheit und Eigenthum zu genießen. — Nur dadurch, daß der Gesellschaft diese Vortheile verschaft werden, kann die Regierung rechtmäßig werden, und nur hiedurch können die, welche regieren, in der That glücklich seyn, eine dauerhafte Gewalt ausüben und wahre Ehre genießen. Mit einem Worte; das Interesse der Souveräne kann sich nie ohne Gefahr von dem Interesse ihrer Unterthanen trennen.

Aus allen in diesem Hauptstücke aufgestellten Grundsätzen folgt offenbar, daß der Gesellschaftsvertrag, die Gesetzgebung, die Regierung, die Politik nach der Wahrheit keinen andern Gegenstand haben, als die in Gesellschaft lebende Menschen ihrer gemeinen Bedürfnisse wegen, zu vermögen, die Pflichten der Sittenlehre zu beobachten. Die ge-

sellschaftlichen Tugenden sind, wie wir gesehen haben, Eigenschaften, die ein jeder in Gesellschaft lebender Mensch besitzen muß. Um Gerechtigkeit, Hülfe, Schutz der Gesetze, Früchte seiner Arbeit, Ruhe und Sicherheit genießen zu können, lebt der Mensch im Staate. Diese ist ihm die Gesellschaft schuldig; so lange er sich getreu in seinen Verbindungen erweiset, sind Regierung und Gesetze dazu gemacht sie ihm zu versichern. Jedes ungerechte Regiment oder welches die Sitten vernachläßigt oder verdirbt, zerreißt offenbar die Bande, welche in Gesellschaft vereinigte Menschen zusammenhalten sollen, — vernichtet den Staatsvertrag und arbeitet an der Zerstörung seiner eigenen Gewalt.

Man sieht hieraus, daß die Moral ohne den größten Nachtheil sich von der Politik, welche in der Kunst besteht, die in Verbindung lebende Menschen zu regieren, nicht trennen kann. Sie muß, wie die Folge beweisen wird, bloß eine auf die Regierung der Staaten angewandte Moral seyn.

Regieren heißt eine Gesellschaft aufrecht erhalten, beschützen und zu ihrer Wohlfarth leiten. Dies kann aber nicht geschehen, wenn sie nicht alle Mitglieder auffordert an der allgemeinen Wohlfarth zu arbeiten, und die Leidenschaften im Zaum hält, welche der Glückseligkeit aller schädlich seyn können. Hiernach besteht also der Gegenstand der Regierung darin, daß sie die im Staate vereinigte Menschen nöthigt unter sich gesellschaftliche Tugenden auszuüben, oder die Regeln in Ausübung zu bringen, deren Nothwendigkeit sie ihres eigenen Bestens wegen empfinden.

Kurz; die Politik ist die Moral der Völker. Der Gegenstand der innern Politik ist, daß sowohl die natürlichen als positiven oder bürgerlichen Gesetze, die zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Gesellschaft nothwendig sind, beobachtet werden. Der Gegenstand der äußern Politik besteht in der Aufrechthaltung der Gesetze der Natur unter Völkern, durch Hülfe eines Gleichgewichts in der Gewalt, welches sie verhindert die Regeln der Billigkeit zu übertreten, in ihre gegenseitige Rechte Eingriffe zu thun und die Pflichten zu verletzen, die gleich gut für die Völker und für die Bürger eines und des nämlichen Staats bestimmt sind.

Achtzehntes Hauptstück.

Ursprung der Regierungen; ihre verschiedenen Gestalten; ihre Vortheile und Nachtheile; ihre Verbesserungen.

So wie jeder einzelne Mensch verschiedene Alter und Stände erlebt, eben so haben auch die Völker ihre Jahre und ihre verschiedene Stände. Ihr erster Stand ist eine Art von Kindheit. In Familien, Horden und kleine Gesellschaften zertheilt, sieht man sie ohne bestimmte Wohnungen und ohne Künste und

Wissenschaften herumstreifen, mühsam auf der Jagd oder durch Fischerey Nahrungsmittel suchen und mit den Thieren, die nicht viel unvernünftiger sind wie sie, in beständigem Kriege leben. Das ist der wilde Zustand oder der Stand der Natur, dessen Elend ich hinlänglich geschildert habe.

Das Ohngefähr führt unsern Wilden Fremdlinge von aufgeklärten Völkern zu. Diese neue Gäste bringen die Familien oder Horden, die von einander getrennt lebten, näher zusammen, lehren sie Ackerbau, nützliche Künste und Vorsorge für ihre Bedürfnisse. Sie schenken ihnen Götter, Religionen und Gesetze, welche diese dummen Menschen ohne Untersuchung annehmen. Aus Dankbarkeit gegen die ihnen erzeigten Wohlthaten überlassen sie sich gänzlich diesen erfahrnen und klügern Menschen, welche sie für fähig halten sie glücklicher zu machen und die ihnen überdem entweder Freunde der Götter oder doch über die menschliche Natur erhobene Wesen zu seyn scheinen. So werden diese ihre Gesetzgeber, ihre Orakel, ihre Priester, ihre Richter, ihre Könige und bisweilen selbst Gegenstände ihres Gottesdienstes.

Die Religion, die auf die Furcht unsichtbarer Mächte gegründet ist, welchen der Mensch unterworfen zu seyn wähnt, schreibt sich gemeiniglich aus den Zeiten her, da die Völker Barbaren waren und in der tiefsten Unwissenheit begraben lagen. Durch die Religion ist es den Gesetzgebern gelungen die Wilden zu bändigen, die sie zu Unterthanen machen wollten. Die religiösen Schreckniſse sind in der That sehr geschickt, einfältige, leichtgläubige, der Vernunft, der Vorsicht und des Nachdenkens fast

gänzlich beraubte Menschen, gelehrig und unterwürfig zu machen. Die Gesetzgeber, die den Wilden Religionen gaben, giengen nach eben der Methode zu Werke, die noch jetzt Mütter und Ammen befolgen, wenn sie zänkische, eigensinnige Kinder, die nicht zu schreyen aufhören wollen, mit Gespenstern oder andern Phantomen bedrohen. Aber diese Mittel, die erdacht sind, Wilde, welche große Kinder sind, im Zaume zu halten oder zu unterjochen, haben nicht mehr die nämliche Stärke auf denjenigen Menschen, den Vernunft und Erfahrung weniger leichtgläubig folglich auch weniger furchtsam gemacht haben. Leidenschaften, Geschäfte, Zerstreuungen und das Getümmel zahlreicher und policirter Gesellschaften schwächen nach und nach die religiösen Ideen und machen ihren Einfluß auf das Betragen der Menschen schwächer. Die außerdem von denjenigen, welche vernünftig denken, verachtete Religion, ist bey dem gemeinen Haufen, der niemals Vernunft gebraucht, ein Geschäfte der Gewohnheit, und nur bey einigen Menschen, welche die Leichtgläubigkeit und Einfalt ihrer wilden Vorfahren beybehalten, von einiger Wirkung.

Eine benachbarte Horde greift eine entstehende Gesellschaft an. Diese nimmt sich zu ihren Anführer, den unerschrockensten oder erfahrensten Menschen, der an der Spitze einiger Bürger den feindlichen Einfall zurücktreibt. Weil die Angriffe sehr häufig sind; so ist jede Gesellschaft bey ihrem Entstehen kriegerisch. Sie wird wie ein Feldlager regieret und ihre Regierungsform ist soldatisch. Ihr Oberster führt sie zu Eroberungen an, und unterjocht die um ihn liegenden Horden oder Völker, die er in Sklave-

rey bringt und deren Land und Sachen er unter seinen Kriegern vertheilt. So sind nach und nach große Reiche und weitläuftige Monarchien entstanden. Das ist der Ursprung des Despotismus, der uneingeschränkten Gewalt, der Tyranney, die sich nur durch Gewaltthätigkeiten stiften und erhalten konnten *).

Der Ausschweifungen der Tyrannen endlich müde, empörten sich einige Völker wider sie, und wenn es ihnen gelungen war sich die drückende Gewalt vom Halse zu schaffen; so theilten sie selbige unter mehrere sich durch Talente, Tugenden und Reichthum auszeichnende Bürger. Diese wurden dadurch die Repräsentanten des Volks, die Inhaber seiner Gewalt und zusammen genommen, sein Souverän. Dies ist der Ursprung der aristokratischen Regierungsform.

Da die Aristokraten ihre Gewalt oft mißbrauchten und sich zu Tyrannen aufwarfen; so bediente sich das Volk seines Rechts, und nahm die höchste Gewalt an sich. Es schmeichelte sich, sich selbst allein besser regieren zu können, als es durch seine treulose und verrätherische Obersten war regiert worden, deren Ungerechtigkeiten und Spaltungen es nur zu oft erfahren hatte. So hat sich das Volksregiment oder die demokratische Regierungsform gebildet.

Das

*) Das von den Griechen und Römern aufgenommene Tyrann ist ursprünglich ein Celtisches oder Scythisches Wort, welches so viel als einen Vertheiler der Anker bedeutet. Bey den Griechen bezeichnete es einen Bürger der die Souveränität einer Stadt oder eines freyen Volks an sich gerissen hatte.

Das Volk, das seine Vernunft wenig gebraucht, und keinen Unterschied zwischen Freyheit und Ausgelassenheit macht, sah sich sehr bald durch Faktionen und Partheyen zerrissen. Als ein unbeständiges, unvorsichtiges, dummes, in seinen Leidenschaften unhaltbares, und den Anfällen der Schwärmerey unterworfenes Wesen, ward es das Werkzeug des Ehrgeizes eines Volksredners oder eines Feldherrn, der sich zum Herrn und bald zum Tyrannen desselben machte.

Die Nationen sind von jeher, wie die Geschichte beweiset, in Ansehung ihrer Regierung das Spiel ihrer Unwissenheit, ihrer Unvorsichtigkeit, ihrer Leichtgläubigkeit, ihrer panischen Furcht und besonders der Leidenschaften derer, die sich ein Ansehn über die Menge zu geben wusten, gewesen. Kranken ähnlich, die sich unaufhörlich in ihrem Bette herumwälzen ohne eine bequeme Lage finden zu können, haben die Völker ihre Regierungsform oft verändert, aber niemals haben sie weder die erforderliche Gewalt noch Fähigkeit besessen, den Grund selbst zu verbessern und bis auf die ersten Quellen ihres Elendes zurückzugehen; sie sahen sich bloß immer von blinden Leidenschaften hin und her geworfen. Dieser unruhige Zustand kann sich nicht eher endigen, als bis aufgeklärtere Völker einsehen werden, daß der Mensch nicht gemacht ist, das Schicksal der Menschen zu ordnen; daß Misbrauch immer auf Seiten der Gewalt gewesen ist und auch bleiben wird; daß, Menschen gehorsam seyn, weiter nichts ist als Leidenschaften, Lasten, und Launen, die sich öfters verändern, gehorchen; — daß aber um gut regiert zu werden, die Völker nur der Gerechtigkeit gehorsam seyn müssen,

deren

deren Regeln unveränderlich sind, und daß diese allein die Grenzen der Gewalt derer, welche regieren, und die Rechte derer, welche regiert werden, bestimmt und deutlich festzusetzen im Stande ist.

Die Politiker haben lange darüber gegrübelt, welche Regierungsform für einen Staat wohl die beste und vortheilhafteste oder der gemeinen Wohlfarth am zuträglichsten seyn möchte. Sie haben nicht bedacht, daß alle Regierungsformen vollkommen gleichgültig sind, wenn vernünftige durch die Kraft und Gewalt der Gesellschaft unterstützte Gesetze, die Regenten sowohl als die Unterthanen im Zaum halten; wenn sie jene ihre Gewalt und diese ihre Freyheit zu mißbrauchen verhindern. Eine gute Regierung ist die, wo niemand die Gewalt hat ungerecht zu seyn, oder die Gesetze unbestraft verletzen zu dürfen. Eine jede Regierungsform ist vortheilhaft, wenn sie alle Gewalt dem Gesetze überläßt.

Viele Politiker glauben, daß die Monarchie, oder wenn die höchste Gewalt von einem einzigen Menschen ausgeübt wird, die den Bedürfnissen eines großen Staats angemessenste Regierungsform sey. Aber ist es wohl möglich, daß ein einziger Mensch alle die zur Regierung eines großen Volks nothwendigen Talente, Tugenden und Eigenschaften in sich vereinige? Ein guter Soldat ist selten ein geschickter Gesetzgeber, ein geschickter Großhändler, ein scharfsinniger Rechtsgelehrter, und der Fürst, der die Kunst des Friedens besitzt, wird schwerlich die zum Kriege erforderlichen Talente und Kenntnisse besitzen. Ein Souverän ohne Leidenschaften ist eine Chimäre. Da die Nationen zu viel von

ihren

ihren Beherrschern vermutheten, haben sie nichts erhalten; sie hielten sie für Götter, und sie wurden gar oft nur von Menschen regiert, welche ihre Gewalt gemeiniglich noch lasterhafter und unvollkommener machte, als alle übrige. Die Fürsten zu verderben, kommen so viele Dinge zusammen, daß man sich billig wundern muß, wenn man bey ihnen die gemeinsten Talente und Tugenden antrift.

Unter einer monarchischen Regierung hat man sich die Regierung eines Hausvaters, der die Familie regiert, zu sehen eingebildet. Aber die Erfahrung lehrt, daß die Väter der Völker nur zu oft dem Saturn in der Fabel ähnlich sind, der seine eigene Kinder zerriß *). Da die monarchische Regierung den Händen eines einzigen Menschen eine außerordentliche Gewalt anvertraut; so muß selbiger ganz natürlich in Versuchung gerathen, seine Gewalt zu mißbrauchen, sich über die Gesetze hinwegzusetzen und Despotismus und Tyranney auszuüben, welche die grausamsten Geiseln der Nationen sind. Von einer andern Seite betrachtet verwandeln sich nach der Natur der Sache selbst, oder weil es unmöglich ist, daß ein einziger Mensch das Steuerruder eines großen Reichs mit sicherer Hand allein regieren kann, die Monarchien in wahre Aristokratien. Die Minister und die Großen machen sich oft zu Herren sowohl des Schicksals der Unterthanen als des Fürsten selbst. Fast immer bildet sich an den Höfen der Könige wider das gemeine Beste eine Ligue, eine Verbindung, die den Völkern und ihren Fürsten gleich nachtheilig ist.

Bey

*) Homer nennt die Könige oft Völkerfresser.

Bey einigen Völkern wird die Krone durch die Wahl vergeben; die königliche Gewalt geht nicht auf die Abkömmlinge dessen, der sie besaß, über; allein die mit der Wahl der Könige verbundenen Faktionen, Unruhen und Kriege sind gewöhnlich für die Ruhe und Glückseligkeit der Völker sehr traurige Zeitpunkte. Der Ehrgeiz der Großen, die sich allein das Recht anmaßen, einen Souverän zu wählen, erlaubt selten, daß Gesetze gemacht und Maaßregeln genommen werden, ihre Ausschweifungen, die sie bey diesen Gelegenheiten verüben, im Zaum zu halten. Eine durch Sammlung der Wahlstimmen und durch Gesetze festgesetzte Wahl würde nie leicht den Unordnungen, womit die tumultuarischen Wahlen verbunden zu seyn pflegen, kräftig vorbeugen. Allein die einfachsten und leichtesten Verbesserungen finden in den Vorurtheilen der Menschen und in ihrer Anhänglichkeit an alten Gebräuchen, fast unüberwindliche Hindernisse.

Die meisten Monarchien sind erblich, mithin die Völker ein Eigenthum der Fürsten, die sie auf ihre Nachkommenschaft bringen. Diese so gewöhnliche Regierungsform scheint einigen politischen Republikanern höchst lächerlich zu seyn. Wenn die Völker, nach ihrer Meynung, sich durch dieses Mittel gegen Unruhen und Empörungen sichern, die mit der Wahl der Könige verbunden zu seyn pflegen, so findet man, daß sie sich gegen ein viel dauerhafteres viele Jahrhunderte währendes Elend, das aus der Unerfahrenheit, Nachlässigkeit, dem Ehrgeitze und der Gewaltthätigkeit einer Regimentsfolge aus einem einzigen Hause entsteht, — gar nicht verwahrt haben. Ein guter König ist ein so seltnes Produkt, daß die

Völker eben nicht Ursache haben sich zu schmeicheln, daß sie dergleichen oft haben werden. Hieraus folgert man, daß die Völker ohne Unvorsichtigkeit ihr Schicksal der Gewalt einer einzigen Familie, die mit dem Blute nicht die mühsame Kunst zu regieren überträgt, nicht haben anvertrauen können. Menschen, die um zu regieren, weiter nichts gebrauchen als gebohren zu seyn, können die wohl dringende Bewegunsgründe haben, sich durch mühsame Arbeit die zuuu Regieren nothwendigen Talente und Tugenden zu verschaffen? Die Erfahrung aller Zeiten beweiset es mit der That, daß ein tugendhafter Monarch alle Augenblicke durch ein Ungeheuer, oder einen unvernünftigen und dummen Menschen ersetzt werden kann, der alles Gute, was jener gestiftet hat, mit einemmale wieder über den Haufen stößt*). Die Jahrbücher aller Monarchien zeigen, daß man in einer langen Reihe von Königen kaum zwey oder drey findet, die sich die Mühe gegeben, selbst zu regieren, und auf die Wohlfarth ihrer Unterthanen gedacht haben. Die königliche Würde macht einen zu großen Abstand zwischen dem Souverän und den Unterthanen, als daß der Monarch sich erniedrigen könnte, sich mit ihrer Wohlfarth zu beschäftigen.

Diese der monarchischen Regierungsform wenig günstige Bemerkungen, haben einige Denker verleitet die den Völkern vortheilhafteste Regierungsform in der republikanischen finden zu wollen. Unter andern nehmen sie wahr, daß diese letzte Regierungsform

den

*) Man sehe hierüber die trefliche Bearbeitung des Sidney vom Prof. Jakob. S. 280. u. folg.

den Völkern, die oft den Schmerz haben sich unter dem Vorwande den Glanz des Thrones, das heißt die Eitelkeit der Höfe und den Staat der Könige zu erhalten, unterdrückt, verarmt und ruinirt sehen, — unendlich viel weniger kostet. Ein eifriger Vertheidiger der Freyheit sagte: „Daß der überflüssige Aufwand einer Monarchie mehr als zu hinreichend sey, den Bedürfnissen eines republikanischen Staats abzuhelfen" *).

Von einer andern Seite findet man keine Sicherheit und keine Beständigkeit für den Bürger eines Staats dessen glückliches oder unglückliches Schicksal, bloß von den Tugenden und den Lastern, von der Vernunft oder dem Wahnsinn, von der Stärke oder Schwäche eines einzigen Menschen abhängt, den alles, was ihn umgiebt, zu betrügen und zu verderben sich anstrengt.

Die Anhänger der monarchischen Regierung loben sie indessen ihrer Vestigkeit und Dauer wegen, dahingegen die Republiken beständigen Stößen und Unordnungen unterworfen sind. Allein nach Sidneys **) Meynung, sind Tumulte und bürgerliche Kriege nicht die größten Uebel, die einem Volke be-

*) S. Miltons politische Werke. Die Einkünfte die Philipp II. aus den sieben Provinzen zog, die heut zu Tage die Republik der vereinigten Niederlande ausmachen, stiegen nicht über 80,000 Thaler, dahingegen die Revenüen der einzigen Provinz Holland im Jahr 1700 sich auf 22, 241, 339 Gulden beliefen.

S. Idees Republicaines p. 29.

**) Man sehe die eben angeführte vom Prof. Jakob zu Halle besorgte Ausgabe. Erfurt 1795.

begegnen können. Die Ruhe und die Dauer der monarchischen Regierungsform beweisen keinesweges ihren Vorzug vor der republikanischen. Der Despotismus selbst scheint bisweilen ruhig über Völker zu regieren, die er in seinen Ketten hält. Die heftigen Erschütterungen der Republiken sind den Krankheiten ähnlich, welchen die stärksten und gesündesten Menschen ausgesetzt zu seyn pflegen. Die Ruhe der Monarchien und der despotischen Staaten ähnelt den langwierigen Krankheiten, die nach und nach den Körper zu Grunde richten und eine Schwäche verursachen, von der er sich niemals erholen kann. Locke vergleicht die Ruhe, welche der Despotismus verschaft, mit der Höle des Polyphemus worin Ulysses und seine Gefährten in der Stille nach der Reihe zerrissen werden, zu erwarten gezwungen waren.

Aber ist es denn auch wahr, daß der Despotismus einen ruhigen Staat bilde? Von dem Sultane an bis zu seinem niedrigsten Sklaven herunter, ist alles mit Furcht und Schrecken umgeben. Die traurige Stille, die in dem Reiche eines Tyrannen herrscht, verkündigt nichts weniger als Ruhe und Frieden. Man kann sie mit der treulosen Windstille bey einem sehr heißen Tage, worauf bald ein fürchterliches Ungewitter zu erfolgen pflegt, vergleichen. „Ich liebe mehr, „sagte ein Pole", eine von Gefahren umgebene Freyheit, als eine ruhige Sklaverey *)." In Staaten, die man in Wüsteneyen verwandelt,

*) Malo periculosam libertatem quam quietum servitium sagte der Vater des Königs Stanislaus Leczinsky.

kann man leicht in Frieden leben *). Die Geschichte beweiset aber, daß die Ruhe eines Despoten Empörungen ausgesetzt ist, die ihn nicht nur vom Throne stürzen, sondern die ihm auch das Leben kosten. Wenn die Tyranney von Dauer seyn kann; so währt es doch mit den Tyrannen, die sie üben, selten sehr lange.

Auf die plötzlich entstehende und oft grausame und lange dauernde Gährungen in den Republiken sieht man gewöhnlich Erschlaffung und eine tödtliche Erstarrung folgen, die den Despotismus erzeugen und in dessen Schooß sich die Völker von ihren Unfällen, die ihnen ihre Thorheiten verursacht haben, ausruhen wollen. In der Hoffnung sich zu erholen, unterwerfen sie sich einem Tyrannen, den sie, ohne sich darum zu bekümmern, in Ruhe und Frieden an ihren völligen Untergang arbeiten lassen.

Alle Regierungsformen haben ihre gute und ihre böse Seite. Die Monarchie vernichtet gemeinhin die gemeine Glückseligkeit, um den Ehrgeiz und die Gierigkeit eines Herrn zu befriedigen, der den Hof, der ihn umgiebt, niemals sättigen kann. Ein unruhiger Adel, dem der Frieden ein gewaltsamer Zustand ist, reizet unaufhörlich zum Kriege an. Zahlreiche Armeen verzehren sein Volk, das nach und nach in Dürftigkeit und Elend fällt. Der Monarch, den seine Bedürfnisse ungerecht und despotisch gemacht haben, beschliesset damit, daß er über in Einöden verwandelte Staaten herrscht, die der Kultur,

*) Vbi solitudinem faciunt, pacem appellant.

Kultur, der Stärke, des Fleißes, der Vernunft und der Aufklärung beraubt sind.

Die Demokratie, die eine Beute der Kabalen, der Ausgelassenheit und der Anarchie ist, verschaft ihren Bürgern nicht nur keine Glückseligkeit, sondern macht sie öfters mit ihrem Schicksale noch unzufriedener, als die Unterthanen eines Despoten oder eines Tyrannen. Ein unaufgeklärtes, unvernünftiges und unbilliges Volk kann nur Schmeichler, niemals aber aufrichtige Freunde haben, die ihm am besten und eifrigsten dienen, verabscheuet es oder bestraft sie wohl gar. Es ist undankbar; fürchtet sich vor seinem Wohlthäter, weil es mißtrauisch ist, unterdrückt die Tugend aus Eifersucht, und überläßt sich Bösewichtern weil ehrliche Leute es verlassen. Politische Charlatane führen es von einer Thorheit in die andere, bis es die Freyheit, die es genießen könnte, unter dem Gewichte seiner eigenen Raserey erdrückt.

Die Aristokratie zeigt uns keine fröhlichere Auftritte. Man sieht daselbst Adeliche, obrigkeitliche Personen, stolze Senatoren, die in sich selbst verschlossen, den Staat ihrem Privatvortheile aufopfern. Der Plebejer erduldet daselbst die Verachtung seiner stolzen Herren, in welchen er bloß Tyrannen wahrnimmt, die geneigt sind sich wechselseitig die Ungerechtigkeiten zu vergeben, die sie ihre Unterthanen empfinden lassen. Indessen sind diese Souveränen selbst nicht glücklicher. Gezwungen in einer beständigen Ehrfurcht zu leben, sind die Collegen oder Mithelfer nur beschäftigt sich unter einander zu beobachten, sich heimlich zu bekämpfen und sich listige Nachstellungen zu schaffen. Unter einer argwöhnischen

schen Regierung giebt es keine wahre Freyheit; alle Welt lebt daselbst in Unruhe und jeder Bürger fürchtet sich vor seinen Mitbürger. Was für Glückseligkeit kann in einem Staate herrschen aus dem das Vertrauen verbannt ist?

Bey den verschiedenen Reformen, welche die Menschen gemacht haben, ihre Regierungsform zu verbessern, wurden Vernunft, wahres Staatsinteresse und das allgemeine Beste fast niemals zu Rathe gezogen. Alle versuchte Veränderungen sind gewöhnlich ungestaltete Werke der Unruhe, der Uneinigkeit, der Dummheit, der Verwirrung, des Ehrgeizes und der Schwärmerey gewesen. Nach solchen und dergleichen Triebfedern ist es kein Wunder, daß die Nationen, statt ihr Schicksal zu verbessern, es öfter noch trauriger und schlimmer gemacht haben, als es zuvor war. Die immer von den ihnen eingeflößten Thorheiten trunkne Völker, sind gewöhnlich bloß blinde Werkzeuge einiger Aufrührer, die ihnen das Ende eines oft nur geringen Mißbrauchs, den sie sehr vergrössern, versprechen und welche nicht ermangeln, sie weit empfindlichere Uebel fühlen zu lassen, als die waren, worüber sie mißmüthig wurden.

Es giebt noch keine gute politische Constitution auf Erden. Ohngefähr, Unvernunft, Gewaltthätigkeit haben bis jetzt bey Stiftung der Regierungen so wie bey ihren Verbesserungen, — nicht aber Nachdenken, Vorsichtigkeit, Billigkeit, Liebe des Vaterlandes den Vorsitz gehabt. Die blutigsten Revolutionen haben gemeinhin weiter nichts als Namen verbannt, eitele Formalitäten verändert, niemals

aber die Quelle des Uebels selbst berührt. Sie verjagten Tyrannen, ließen aber die Wurzeln der Tyranney, die immer bereit sind unter neuen Gestalten Tyrannen hervorzutreiben, unberührt. Nach der Revolution kehren die Völker unter ihr altes Joch wieder zurück oder lassen sich ein neues auflegen. Ist der Sturm vorbey; so sieht man nicht, daß sie wegen der Zukunft Maaßregeln nehmen sollten. Ein verstorbener oder vertriebener Tyrann wird oft durch einen neuen Tyrannen ersetzt, der noch weit boshafter und schlimmer ist, als der erste war. Das mißvergnügte Publikum führt sich nicht klüger auf als der Hund, der den Stein beißt, womit er getroffen ist, ohne bis zu der Hand zurückzugehen, die ihn geworfen hat.

Was hat man für nützliche Würkungen in so vielen Ländern von bürgerlichen Kriegen, Empörungen, detronisirten, vertriebenen und ermordeten Tyrannen gehabt? Ist der Zustand der Völker dadurch verändert, sind sie freyer und glücklicher geworden? Diese in Asien so oft wiederholten blutigen Tragödien haben die den Sklaven, die Unwissenheit und Aberglauben zu ewigen Ketten bestimmt zu haben scheinen, die geringste Erleichterung verschafft? Zur Verbesserung einer fehlerhaften Regierung werden Einsichten, Klugheit und Tugend erfordert. Um den Werth der wahren Freyheit zu kennen, muß man Vernunft besitzen, und um sie dauerhaft zu gründen, bedarf es Muth und Vorsicht. Die durch Unordnung, Ehrgeiz und Ausgelassenheit errungene Freyheit kann nicht von langer Dauer seyn.

Nein; heftige und gefährliche Bewegungen, Verbrechen und Königsmord *) können die Wunden nicht heilen. Diese gewaltsamen Mittel sind immer grausamer als die Uebel, die man dadurch vertilgen will. Nur mit Hülfe der Wahrheit kann man Asträa bewegen zu den Bewohnern der Erde herabzusteigen. Die Stimme der Vernunft ist weder aufrührerisch noch blutgierig. Die Verbesserungen, die sie macht, sind langsam, aber dafür auch reiflich über-

*) Der Tod Karls I. war für die Engländer von gar keinem Nutzen. Er ward durch den Tyrannen Cromwel ersetzt. Das Beyspiel dieses Fürsten diente seinen beyden Söhnen zu nichts. Karl II. war ein Tyrann von guter Laune, der immer beschäftigt war seine Unterthanen zu drücken. Jacob II. sein Nachfolger, ward seiner Grausamkeit und tyrannischen Schwärmerey wegen fortgejagt. Ludewig XVI., der in Vergleichung mit vielen seiner Vorgänger, welche die Nation ausgeplündert und bis aufs Blut ausgesogen hatten, um ihre Hofschranzen, Finanzpächter, Priester und Huren hochmüthig, unverschämt, schwelgerisch und närrisch zu machen — ein guter König war, — ward umgebracht — aber sein Tod brachte mehr Elend über Frankreich, als alle vorhergehende Tyrannen jemals angerichtet hatten, und bis jetzt läßt sich noch nicht entscheiden, ob die Franzosen ins künftige für ihre Freyheit und Glückseligkeit etwas gewinnen werden.

überdacht. Indem sich die Menschen aufklären, werden sie gegen einander gefälliger, lernen den Werth des Friedens kennen, und Mißbräuche ertragen, die sich ohne Gefahr für den Staat nicht plötzlich abstellen lassen. Wenn die Billigkeit den Völkern erlaubt, ihren Mühseligkeiten ein Ende zu machen; so verbietet sie dem einzelnen Bürger das Vaterland zu beunruhigen; sie befiehlt ihm seinen Privatvortheil dem Vortheile der Gesellschaft aufzuopfern. Durch Berichtigung der Meynungen, Bestreitung der Vorurtheile, und daß man Fürsten und Völker den Werth der Billigkeit kennen lehrt, kann sich die Vernunft versprechen, die Uebel des menschlichen Geschlechts zu heilen, und das Reich der Freyheit dauerhaft zu gründen.

Neunzehntes Hauptstück.

Von der Freyheit.

Obgleich den Völkern zu ihrer Glückseligkeit nichts so nothwendig ist, als die Freyheit; so glaubten doch die, welche mit der Sorge sie zu regieren belastet waren, sich immer sehr dabey interessirt, sie ihnen zu rauben, um desto besser selbst im Stande zu seyn, ihren eigenen Leidenschaften freyen Lauf lassen zu

können. Der Despotismus hat seinen Ursprung in dem Herzen des Menschen selbst, welcher, wenn er nicht durch Gerechtigkeit oder Gewalt zurückgehalten wird, sich von andern unabhängig zu machen sucht, und gerne wünscht andere zu unterjochen, in der Hofnung, sie zu verbinden, ihm zur Erreichung seiner Absichten behülflich zu seyn. Nur eine aufgeklärte Vernunft kann ihn von diesem traurigen Vorurtheile heilen, und ihn fühlen lassen, daß man keine wahren Rechte erlangen, oder keine gesetzmäßige Gewalt über seines Gleichen ausüben kann, als nur wenn man ihnen Vortheile verschafft und Tugenden zeigt. Die Fürsten verkennen diese Wahrheiten gemeiniglich; sie finden es viel kürzer ihre Unterthanen mit einemmale zu unterjochen, als durch mühsame und anhaltende Arbeiten die erforderlichen Einsichten zum Regieren zu erwerben, oder sich dem Gesetze der Billigkeit zu unterwerfen, welches ihnen ihrem persönlichen Interesse wenig zu entsprechen scheint.

Die willkührliche Gewalt, der Despotismus, oder die Gewalt den Nacken des Volks unter ihren Willen und ihre Phantasien zu beugen, war gemeiniglich der Gegenstand des Ehrgeizes der Souveräne, der Mittelpunkt aller ihrer Wünsche, der Zweck aller ihrer Bemühungen. Sie hielten sich nicht für würklich mächtig, glücklich und groß, wenn ihnen nicht alles erlaubt war. Sie sahen sich für schwach und verächtlich an, wenn sich in den Gesellschaften einiges Hinderniß fand, das stark genug war, ihren Leidenschaften zu widerstehen. Nur beschäftigt, ihre augenblickliche Einfälle zu vergnügen, unfähig ihre Blicke auf die Zukunft zu richten, und immer von

Mi-

Ministern aufgefordert, die, um selbst zu tyranniſiren, aus ihren Herrn immer Tyrannen machen wollen, verkannten die Könige ihren eigenen Vortheil, der ſich von dem Vortheile ihrer Nationen niemals hätte trennen ſollen. Sie merkten nicht, daß keine Gewalt auf Erden geſichert ſeyn kann, wenn ſie ſich nicht ſelbſt Grenzen ſetzt *).

Dieſen falſchen Vorſtellungen der Souveräne zufolge, findet man zu allen Zeiten und in allen Ländern einen immerwährenden Kampf zwiſchen den Völkern, die einige Theile ihrer Freyheit zu vertheidigen ſuchten, und den Fürſten, die es darauf anlegten, ſie gänzlich zu vernichten. Gewöhnlich war der Vortheil bey dieſen Streitigkeiten auf Seiten der letztern. Die Fürſten hatten bey allen Völkern die mächtigſten Triebfedern, die Menſchen zu vermögen, ſie in ihrem Vorhaben zu unterſtützen, in Händen. Sie waren überall ſowohl Herren der Kriegsheere als Inhaber des Nationalſchatzes und Austheiler der Würden, Ehrenſtellen und Gunſtbezeigungen. Sie waren alſo im Stande diejenigen ihrer Unterthanen zu zertreten, die ihre Gunſtbezeigungen nicht verführen konnten. Sie theilten das Intereſſe, und die ſo zerſpaltete und von feilen oder furchtſamen Bürgern verrathenen Völker konnten den verdoppelten Kräften ihrer Oberen, deren Wille unerſchütterlich war, die bald Gewalt, bald Liſt gebrauchten, die ſich zur gelegenen Zeit der Hofnung und der Furcht bedienten, und deren thätiger Ehr-

*) Ea demum tuta eſt potentia quae viribus ſuis modum imponit. Salluſt.

Ehrgeiz immer auf einen Zweck gieng, ohne ihn jemals aus den Augen zu verlieren, — nur schwachen Widerstand thun. Die Völker waren sehr glücklich, wenn sie nur einige Mittel erhielten, sich gegen die Eingriffe ihrer natürlichen Rechte wider diejenigen zu vertheidigen, die dazu bestimmt waren, sie aufrecht zu erhalten und dabey zu schützen.

Dieses so ungleichen Kampfs ohngeachtet ist es doch einigen Völkern mehr durch eintretende Umstände als Klugheit geglückt, wenn nicht eine gänzliche und dauerhafte Freyheit, doch wenigstens einen Theil der Freyheit zu erhalten oder wieder an sich zu bringen, welche ihnen merkbare Vortheile über andere Völker verschaffte, die dem größten Theile nach gezwungen sind, ihren Nacken unter das Joch ihrer Beherrscher zu schmiegen. Indessen haben bisher die Völker nur eine prekäre Freyheit erhalten, die, da sie auf keine festen Gründe gestützet ist, alle Augenblicke verlohren gehen kann. Diejenigen, welche sich für die Freyesten halten, und uns mit Entzücken ihre glückliche Konstitution rühmen, scheinen noch sehr weit entfernt zu seyn, sich richtige Begriffe von Freyheit zu machen, nämlich sie von Anarchie und Ausgelassenheit unterscheiden zu können, und die Mittel zu wissen, sie unerschütterlich zu machen *)

So

*) In England überläßt sich das Volk der größten Ausschweifung und öftern Empörungen. Die, welche das Volk regieren, haben bis jetzt die öffentlichen Heerstraßen, wo die Räuber ihr Handwerk treiben, noch nicht sicher machen können. Die Engländer fürchten sich vor der Polizey, weil sie sie als ein Werk-

zeug

So eifrig die Alten für die Freyheit waren; so haben sie uns doch keine bestimmte Begriffe von selbiger hinterlassen. Oft war diese Freyheit für sie eben das, was sie bey den Neuern ist; ein schwankendes Wort, eine unbekannte Gottheit, die sie anbeteten, ohne sie sich erklären zu können. Für die Athenienser bestand die Freyheit in der zügellosen Ausgelassenheit eines eiteln, leichtsinnigen, müßigen, ungerechten Volks, das mit Fröhlichkeit grausam war, und Freyheit auszuüben glaubte, wenn es die schändlichsten und seinem wahren Interesse am meisten entgegengesetzten Verbrechen begieng. Was für eine Freyheit konnte bey einem Volke Statt finden, das Verdienst und Tugend mit Landesverweisung und dem Giftbecher bestrafte, oder die den Aristides, Sokrates, Phocion verfolgte?

Die Römer hielten sich für frey, als sie keine Könige mehr hatten. Narren eines Worts, waren sie zu allen Zeiten in der Republik, unruhige und aufrührische von ehrgeizigen Tribunen geleitete Sklaven, welche sie alle Augenblicke, freylich mit Grunde, zu Empörungen gegen die konföderirten Senatoren und Patricier aufforderten, welche die Plebejer auf das grausamste bewucherten, und gegen sie die

zeug betrachten, das in den Händen des Souveräns den Despotismus einführen könnte; sie wollen lieber bestohlen und beraubt werden, als dem Monarchen die Sorge, sie zu bewachen, anvertrauen, und dieser hat es lieber, daß seine Unterthanen bestohlen und gemordet werden, als daß er ihnen erlauben will sich selbst und ohne ihn zu bewachen.

die härteste Tyranney ausübten. Nach vielen Spaltungen, bürgerlichen Kriegen und Verbannungen ihres Jochs müde, und durch ihre Wuth geschwächt, fielen diese stolze Römer in das Joch eines Dictators, der sie wie sein Erbgut auf abscheuliche Kayser brachte, unter welchen diese, des königlichen Namens so große Feinde, sehr vergnügte Sklaven waren wenn sie Brod und Schauspiele hatten *), und in dem Herzen das Gefühl der Freyheit gar nicht erwachen konnte.

Man nennt uns den Pompejus, Cato, Cicero, Brutus u. s. w. als Helden und als Märtyrer der römischen Freyheit, da sie doch, wenn man die Sache beym Lichte besieht, in der That bloß Vertheidiger und Schlachtopfer ungerechter Anmaßungen eines tyrannischen Senats waren, von dessen Joche der ehrgeizige Cäsar seine Mitbürger befreyen zu wollen vorgab. Unter dem Vorwande sein Vaterland von dem Joche einer unterdrückenden Aristokratie zu befreyen, legte er es, unterstützt von seinen Legionen, in seine eigene Fesseln. So ward das freyeste Volk freywillig Sklave eines muthvollen und listigen Bürgers, welcher, nachdem er es durch seine Freygebigkeit, Schauspiele und Eroberungen gewonnen hatte, sich sehr geschickt des Namens der Freyheit zu bedienen wuste, um es auf immer in Ketten zu legen.

Aus Mangel richtiger Begriffe von Freyheit wurden die Völker gemeiniglich von denen betrogen, die das Vaterland, in welchem sie eine wichtige Rolle spiel-

*) Panem et Circenses. Juvenal. Sat. X. v. 81.

spielten, ihrem Ehrgeize aufopferten. Die Partheyen in einem politischen Körper können mit den Ketzereyen und Streitigkeiten in der Religion verglichen werden. Die Völker nehmen daran Antheil, ohne jemals das geringste davon zu verstehen; sie schlagen sich für Worte, von welchen man ihnen sagt, daß sie darauf große Wichtigkeit legen müssen. Freyheit war fast in allen Ländern nur ein Scherzwort dessen sich ehrgeitzige Betrüger bedienten, so wie die Priester das Wort Religion gebrauchen, wenn sie den Pöbel in Wuth setzen wollen. Die Schurken benutzen die Leichtgläubigkeit des Pöbels, und erhitzen sich nur für die Freyheit in der Absicht, selbst eine desto schändlichere Frechheit ausüben zu können.

Die Freyheit besteht, wie gesagt, in dem Vermögen oder in der Gewalt, die zur Glückseligkeit nothwendige Mittel ergreifen zu dürfen. Diese Freyheit wird durch die Vernunft oder durch das Interesse unserer eigenen Erhaltung, selbst wenn wir uns ganz allein befinden, eingeschränkt. Im Stande der Gesellschaft sind die Grenzen der bürgerlichen Freyheit durch die natürliche Billigkeit, die da verbietet andern zu schaden, oder durch positive Gesetze, die bestimmt sind den Menschen anzuhalten seine Pflichten gegen seine Mitgenossen zu erfüllen, festgesetzt.

In welchem Zustande sich demnach der Mensch befindet, und ob er gleich das Recht hat frey zu seyn, und die politische Freyheit zu seiner Glückseligkeit nothwendig ist; so ist es ihm doch nicht erlaubt dieselbe zu mißbrauchen. Für sich allein oder in dem Stande der Natur straft ihn für seinen Mißbrauch Unbehaglichkeit, Mißvergnügen — und in der Gesell-

sellschaft bestraft ihn das Gesetz, das seine Mitgenossen beschützt, so wie es ihn selbst in Schutz nimmt.

Die Gesellschaft ist nur deshalb nützlich weil sie ihren Mitgliedern Mittel darreicht, mit Freyheit an ihrer Glückseligkeit zu arbeiten. Hieraus folgt, daß, da die Regierung dazu gemacht ist die Willensmeinungen der Gesellschaft, welche sie vorstellt zu vollstrecken, sie ihren Unterthanen die zu ihren Arbeiten nothwendige Freyheit schuldig ist, und daß sie ihnen diese Freyheit durch Gesetze sichern muß, die im Stande sind alle diejenigen im Zaume zu halten, die ihr Eintrag thun wollen. Die Freyheit ist also eine Schuldigkeit und keine Gnade; sie ist ein Gut ohne welchem alle andern Vortheile von keinem Werthe sind. Gesellschaft, Regierung und Gesetze sind bloß gemacht uns den Weg zur Glückseligkeit so vorzuzeichnen, daß wir der Glückseligkeit anderer nicht hinderlich sind.

Ein wirklich freyes Land würde dasjenige seyn, in welchem jeder Bürger vom Gesetze beschützt, die Macht und Gewalt hätte an seiner eigenen Glückseligkeit oder seinem Privatvortheile zu arbeiten, und wo es niemanden erlaubt wäre wider das allgemeine Beste zu handeln oder der Glückseligkeit seiner Mitbürger schädlich zu seyn. Eine Gesellschaft ist frey wenn alle ihre Mitglieder ohne Unterschied, der Billigkeit unterworfen sind, die unveränderlich und den veränderlichen Willen des Menschen nicht unterworfen ist. Eine gerechte Freyheit läßt einem jeden die Gewalt, seinen eigenen Vortheil ohne Nachtheil des andern zu suchen. Man ist nicht mehr frey, sondern man ist ausgelassen so bald man sich von den unveränderlichen Regeln der Billigkeit, der

Tugend

Tugend und Moral entfernt, welchen keine Verfassung widersprechen und welche keine Gesellschaft, ohne sich selbst zu zerstöhren, vernichten kann.

Die Freyheit besteht folglich nicht, wie sich einige Leute einbilden, in einer sogenannten völligen Gleichheit unter den Bürgern. Dieses in demokratischen Staaten angebetete Hirngespinst, ist plattterdings mit unserer Natur, die uns nach unsern leiblichen und geistigen Fähigkeiten ungleich gemacht hat, unvereinbar. Diese Gleichheit würde überdem ungerecht und mit der Wohlfarth der Gesellschaft unverträglich seyn, welche will, daß die dem gemeinen Wesen nützlichsten Bürger am meisten geehrt und belohnt werden, ohne deswegen von dem allgemeinen Gesetze ausgenommen zu seyn, welches allen einstimmige Regeln vorschreibt. Die wahre Freyheit besteht in der Uebereinstimmung der Handlungen mit den Gesetzen, welche die natürliche Ungleichheit der Menschen verbessern, das heißt, die den Reichen und den Armen, den Großen und den Kleinen, den Fürsten und den Unterthan gleich gut beschützen. Hieraus sieht man, daß die Freyheit allen Mitgliedern der Gesellschaft in gleichem Grade nützlich ist.

Wenn man sagt, daß die Gesetze beständig und dauerhaft seyn müssen, so will man damit nicht anzeigen, als wenn diese Gesetze niemals müßten verändert werden. Da die Umstände und die Bedürfnisse der Nationen nicht immer die nämlichen sind; so müssen sich auch die Gesetze nach diesen Umständen und Bedürfnissen richten *). Die Gesetze haben alle

*) In der Republik Genua ist die Dauer eines Gesetzes auf funfzig Jahre festgesetzt, nach deren Ablauf der Senat

alle mögliche Beständigkeit, wenn sie niemand ohne Einwilligung der Nation, für welche sie gemacht sind, abändern kann. Ueberall, wo jemand ohne Genehmigung der Gesellschaft die Gesetze abzuändern vermag, kann es keine Freyheit geben.

Die Regierungsform sey, welche sie wolle; so ist man überall frey wo es niemanden erlaubt ist frech, ausgelassen zu seyn oder die Gesetze zu verletzen; und man ist überall Sklave, wo die, welche regieren, sich über Gesetze und Billigkeit hinwegsetzen. Das Gesetz sichert die Freyheit; es vernichtet sie aber nicht; es ist gemacht die Hände aller derer zu binden, welche in die Freyheit anderer Eingriffe thun oder sie ihrer Rechte berauben wollen. Jeder Souverän, der der Freyheit seines Volks Eintrag thun will, ist ein Verräther, ein unrechtmäßiger Besitzer des Throns, ein Feind der Gesellschaft. Die Freyheit giebt kein Recht der rechtmäßigen Gewalt sich zu widersetzen, oder sich von den Vorschriften der Gesetze auszunehmen; sie giebt das Recht das zu thun, was man als Bürger soll, nicht aber was man will. Mit einem Worte, frey seyn, heißt nur den Gesetzen gehorchen.

Ein Bürger, der der rechtmäßigen Gewalt sich widersetzt übt keinesweges seine Freyheit; er ist ein Unsinniger, der die Schranken durchbricht, die bestimmt sind, ihn selbst zu beschützen. „Jeder Bürger" sagt

Senat berathschlagt, ob es soll abgeschaft oder verlängert werden. Die Gesetze, welche Locke für die Colonie Carolina gemacht hatte, sollten hundert Jahre dauern.

sagt Locke „der sich gegen eine billige Regierung empört, macht sich des Bluts und des Elends seiner Mitbürger schuldig.“ Jeder Souverän, der die Gesetze vernichtet, ist ein Rasender, der sich der Frechheit und Ausgelassenheit seiner Bürger überliefert, die er selbst losgelassen hat.

Die Leidenschaften der Menschen müssen entweder durch die Vernunft im Zaume gehalten oder durch die Furcht unterdrückt werden. Jeder Mensch der auf Erden nichts fürchtet, oder die Vernunft nicht hört, wird ein ungeselliges Wesen. Eine Nation, die den Werth ihrer Freyheit kennt, muß den Ehrgeiz ihrer Führer entwafnen, sie der Gewalt berauben, welche sie mißbrauchen könnten, und ihnen Regeln vorschreiben, die sie ohne Gefahr nicht verletzen können. Kurz, der Gesellschaft kommt es offenbar zu, die Art zu reguliren wornach sie regiert werden will und das Urtheil, ob diese Regeln getreu beobachtet sind.

Aber bey Stiftungen und Verbesserungen der Regierungen haben bloß, wie wir gesehn haben, Gewalt und Unordnung den Vorsitz gehabt. Die unerfahrnen Völker wusten selten was sie von ihren Souveränen zu fordern hatten, und besaßen weder Stärke, noch Klugheit, noch Vorsicht genug ihnen eine Richtschnur bey ihrer Verwaltung vorzuschreiben. Haben sie ja dergleichen gethan; so sind die Vorschriften so schwankend, so unbestimmt, daß es der Verwegenheit immer leicht war sie auszudehnen oder listig zu verdrehen. Die Gesetze, welche die oberste Gewalt festsetzen, sollten von allen die einfachsten und deutlichsten seyn, da sie für die gemeine Wohlfarth die allerwichtigsten sind. Bey ungewissen oder zweifelhaften Vorfällen, steht der Nation allein

das Recht zu sie auszulegen, auszudehnen, einzuschränken, kurz; ihre wahre Willensmeynung bekannt zu machen.

Bis jetzt giebt es noch keine Regierungsform wodurch die gemeine Freyheit hinlänglich gesichert und dem Ehrgeize der Fürsten dauerhafte Schranken gesetzt wären. Selbst bey den Völkern, die am stärksten bey der Freyheit interessirt zu seyn scheinen, ist sie ungewiß und schwankend. In allen andern Gegenden der Erde ist sie völlig verbannt, und sogar ihr Name völlig unbekannt ist *).

Zwan-

*) Ein Volk zu Bahor und Kachemire, genannt Scyk, wird von vier jährlich von den Bürgern gewählten obrigkeitlichen Personen regiert. Der Souverän dieses Volks ist ein Buch, das nebst einem Säbel, einem Schilde und einem Dolche auf dem Throne liegt. Durch diese Sinnbilder bezeichnet dieses republikanische Volk, daß es nur von dem Gesetze regiert werde, welches Obrigkeiten und Bürger gleich gut bestraft, beschützt und befiehlt. Das Amt der vier obrigkeitlichen Personen besteht darin, daß sie dies Buch um Rath fragen und dem Volke den Willen des Gesetzes bekannt machen, welches immer mit der tiefsten Ehrerbietung angenommen wird. Andre Reisebeschreibungen lehren, daß dieses Volk eben so wenig eine Religion als einen Monarchen hat, und daß es das tugendhafteste und tapferste Volk in Indostan sey.

S. Le journal des beaux arts Mars 1771. p. 408. et S. S. et Dow. Hist. de l'Indostan.

Zwanzigstes Hauptstück.

Von der vermischten Regierung. Von den Repräsentanten einer Nation.

In der Absicht den Mißbräuchen abzuhelfen und den Unbequemlichkeiten vorzubeugen, die mit einer jeden derer Regierungsformen, von welchen wir geredet haben, verknüpft sind, haben sich einige Völker eine gemischte Regierung erdacht, daß heißt eine solche, in welcher die souveräne Gewalt getheilt und durch ein Corpus, ein Kollegium, das verpflichtet ist das Interesse der Gesellschaft zu bedingen, zu erhalten, und in ihren Namen wider die Mißbräuche, die sie erdulden könnte kräftig zu protestiren, im Gleichgewicht erhalten wird. Die Nothwendigkeit solcher Corpus oder Kollegien ist schon in der Staatsconstitution in welchem das Interesse des Souveräns dem Interesse seiner Unterthanen niemals entgegengesetzt werden sollte, ein Fehler. Letztere kannten sehr selten die wahren Mittel sich wider eine Gewalt in Sicherheit zu setzen, die bestimmt war sie zu beschützen und glücklich zu machen.

Die aus einem Haufen uneiniger und unzusammenstimmender Menschen bestehenden Völker, konnten gemeiniglich für sich selbst ihr eigenes Interesse weder bedingen noch feststellen. Sie waren genöthigt Repräsentanten oder Stellvertreter, das heißt Bürger zu wählen, denen sie auftrugen in ihren Namen

zu reden, dem Souverän ihre Willensmeinung, ihre Bedürfnisse und ihre Wünsche vorzulegen. Fast in allen einer monarchischen Regierung unterworfenen Ländern, finden wir einige Corpora, welche die Pflicht auf sich haben, mit dem Fürsten über öffentliche und gemeine Angelegenheiten zu berathschlagen. Der vom Romulus gestiftete römische Senat war ein Corpus von Repräsentanten, oder ein Nationalrath, der von dem Souverän selbst angeordnet war. Nach dem Berichte des Tacitus hatten alle deutsche Völker eine gemischte Regierungsform, in welcher der Oberste oder Anführer mit den vornehmsten Soldaten oder dem Adel, die mit ihm an der Abfassung der Gesetze und wichtigen Geschäfte Antheil nahmen, berathschlagten. Eben diese Regierungsform fand man bey den Scythen, Tatarn und Sarmaten und unter den neuen Völkern bey den Polen, Engländern u. s. w.

Wie schon bemerkt worden, sind beynahe alle Regierungsformen durch die Gewalt und Stärke der Waffen zu Stande gekommen. Die überwundenen Völker unterwarfen sich dem Gesetze der Ueberwinder, von welchen sie gewöhnlich auf militärischem Fuß regiert wurden. Diese in Sklaverey gestoßene Völker hatten keinen Antheil mehr an der gemeinen Verwaltung und wurden im Staate für nichts geachtet. Die kriegerischen Mithelfer der Eroberung wurden die einzigen Repräsentanten der Nation die ihr Schicksal in Verbindung mit dem Souverän regulirten. Aber diese durch Gewalt oder den Willen des Fürsten eingesetzte Repräsentanten, dachten selten daran die Rechte eines verachteten Volks festzusetzen; sie dachten nur an ihr eigenes Interesse, wornach

alles bestimmt und welches das allgemeine Gesetz ward. Sie machten sich der Schwäche die der Könige zu Nutze um die höchste Gewalt einzuschränken, die diese gegen unruhige und aufrührische Kriege, die niemals ein anderes Gesetz als die Stärke kannten, nicht aufrecht zu erhalten wusten. So wurden also diese Repräsentanten wahre Tyrannen, die für die Fürsten und Unterthanen gleich schädlich waren. Dies war der Zustand der systematischen Räuberey, die unter dem Namen des Feudalsystems bekannt ist, und viele Jahrhunderte das Schicksal fast aller europäischen Völker entschied, und wovon sich noch in verschiedenen Ländern mehr oder weniger merkbare Spuren vorfinden. Fast in allen Ländern sind die Großen oder der Adel gebohrne Repräsentanten der Nationen. Diesem zufolge werden die Völker gemeinhin dem Interesse der Großen aufgeopfert, die, nachdem sie sich von der Gesellschaft getrennt haben, damit beschließen, daß sie über kurz oder lang Sklaven eines geschickten Fürsten werden.

Die Könige nutzten, die immerwährenden Streitigkeiten dieser Stellvertreter, da sie mit der höchsten Gewalt ausgerüstet waren, sehr geschickt. In der Absicht ihre Macht im Gleichgewicht zu erhalten, ließen sie das Volk unter dem Namen der Gemeinen, des dritten oder des Bürger und Bauerstandes in den Nationalversammlungen, in welchem jene durch Bürger ihres Standes repräsentirt wurden, zuziehen. Auf diese Art erhielt der zahlreichste Theil der Nation das Recht, an öffentlichen Geschäften Antheil zu nehmen und sein eigenes Interesse zu vertheidigen. Weil aber dieses Interesse nur selten mit dem Interesse der Fürsten übereinstimmte; so bedienten sich

letztere der Gewalt und der ihren Händen anvertrauten Reichthümer, um die Repräsentanten der Völker zu theilen, ihnen Furcht einzujagen und sie zu bestechen, da diese oft eben so sehr die Verrätherey als die Feilheit derer, die ihnen ihre Rechte zu beschützen aufgetragen hatten, als die gewaltsamen Unternehmungen oder die Kunstgriffe und die List der höchsten Gewalt zu fürchten hatten. Die Souveräne, welche immer nach Despotismus schmachteten, sind oft so glücklich gewesen nach und nach die Corpora, die sonst bestimmt waren, ihre Gewalt zu mäßigen und im Gleichgewichte zu erhalten, zu vernichten. In vielen Staaten weiß man von dergleichen Repräsentanten gar nichts, und wo die Könige sie ganz abzuschaffen nicht im Stande gewesen sind, da haben sie sich der Anmuth, Anreizung und Lieblichkeit der Titel, oder der Belohnungen, Ehrenstellen und des Geldes bedient, um diejenigen in ihr eigenes Interesse zu ziehen, die dazu bestimmt waren das Interesse ihres Volks wahrzunehmen. So ward also die Repräsentation vereitelt und die höchste Gewalt fand gewöhnlich bey den Repräsentanten der Nation, Menschen, die immer geneigt waren, ihre Absichten zu befördern und ihren Willen mit ihren feilen Stimmen zu befestigen.

So verliert sich durch die Thätigkeit der Fürsten oder ihrer Minister, durch die Treulosigkeit der Stellvertreter der Völker, durch die Spaltungen des Interesse der verschiedenen Stände des Staats, und durch die Nachlässigkeit und Unerfahrenheit der Nationen, die Freyheit mit der Zeit ganz und gar. Der Beschluß wird oft mit dem schreyendsten Despotismus ge-

gemacht, der bisweilen, selbst in den Herzen der Unterthanen alle Funken von Freyheit auslöscht.

Das wichtigste Problem in der Politik ist, das Mittel zu finden zu verhindern, daß diejenigen, welche keinen Antheil an der Regierung haben, nicht eine Beute derer werden, von welchen sie regiert werden. Welches sind nun die Mittel, die man dem Ehrgeize der Fürsten, die immer bereit sind, alles an sich zu reißen, entgegensetzen kann? Wie kann sich die Nation gegen die Verrätherey derer in Sicherheit setzen, welchen sie aufgetragen hat, in ihrem Namen zu reden? Wie soll man ihre Repräsentanten gegen die Verführungen der höchsten Gewalt, welche alles das in ihren Händen hat und austheilt, wornach die Menschen trachten, in Sicherheit setzen? Nur durch gute Gesetze, welche die Rechte der Souveräne und der Völker festsetzen und das Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft in einem Punkte vereinigen, kann man die erwünschten Wirkungen erhalten.

Zu große Gewalt, zu viele Reichthümer, zu ausgedehnte Vorzüge und unbestimmte Rechte, die dem Monarchen anvertraut sind, sind Dinge, die ihn immer anreizen werden, in die gesetzmäßigsten Rechte seines Volks Eingriffe zu thun. Ein immer bewaffneter Fürst wird immer über lang oder kurz der unumschränkte Beherrscher seines unbewafneten Volks werden, das niemals die Stärke hat, die unvermuthete Staatsstreiche, die ihm die höchste Gewalt zufügen will, abzuwenden. So viele Völker sind nur im Joche, weil ihren Vorstehern Söldner, Miethlinge, Menschen ohne Vaterland, oder die kein anderes Band kennen als was sie mit dem Interesse ihrer Herrn verbindet, zu Gebote stehen.

Die Gesellschaft ist es, von der die Bürger abhängen müssen, die sie besoldet; die Gesellschaft ist es, der sie den Eyd der Treue schweren müssen. Keine Gewalt kann das Recht haben wider das Vaterland Kinder zu bewafnen, welche es ernährt. Um sich zu vertheidigen hält eine Nation Armeen. Nicht aber um unterjocht zu werden besoldet sie Soldaten. Eine bewafnete Nation hat ihre Sicherheit in eigener Hand. In einem auf Freyheit eifersüchtigen Volke, sollte jeder Bürger im Stande seyn die Waffen zu tragen. Wenn das Kriegshandwerk einen Theil der öffentlichen Erziehung ausmachte; so würde keine Gewalt im Stande seyn den gesetzmäßigen Rechten eines Volks Eintrag zu thun.

Die auf die Arbeit und die Besitzungen der Bürger gelegte Lasten oder Auflagen, sind den wahren Bedürfnissen des Staats abzuhelfen bestimmt. Sie sind nicht dazu gemacht den Glanz und die Eitelkeit eines Hofes zu unterhalten, oder die Volksrepräsentanten zu bestechen. Nicht um die Faulheit einiger unnützen Hofschranzen zu alimentiren oder die treulosen Anschläge einiger Günstlinge zu belohnen, opfern die Bürger einen Theil ihres Vermögens auf. Der Schatz eines Volks kann ohne offenbare Treulosigkeit zu Bestechungen und Bezahlung einiger Verräther nicht verwandt werden. Die Nation selbst muß die zur Unterhaltung der gemeinen Sache bestimmte Fonds auserwählten Menschen anvertrauen, die bey harter Strafe ihr selbst getreue Rechnung ablegen müssen. Sind denn Durchstechereyen und an dem Staate verübte Räubereyen die einzigen Verbrechen, welche die Gesetze autorisiren müssen?

Die Nation die treu und ehrlich repräsentirt seyn will, wird Bürger erwählen, die durch ihre Besitzungen mit dem Staate verbunden, bey seiner Erhaltung sowohl als Beschützung der Freyheit, ohne welcher weder Sicherheit noch Glückseligkeit seyn kann, interessirt sind. Ganz vergebens würde eine Gesellschaft ihr Schicksal den Händen geiziger, lasterhafter und schlechter Menschen anvertrauen, die die Rechte der Billigkeit nicht kennen. Das Volk betrügt sich über die Menschen, die es beständig vor Augen hat so leicht eben nicht. Wer Talente und Verdienste besitzt, macht sich seinen Mitbürgern bald bekannt. Eine Nation muß rechtschaffene Männer wählen, wenn sie ruhig bey ihrem Interesse seyn will.

Um Repräsentanten zu haben, die würdig sind, das Interesse des Vaterlandes wahrzunehmen, müssen Feilheit, Bestechung, Ausschweifung und Kabalen bey den Wahlen auf das strengste verbannt seyn. Ein Volk, das niederträchtig seine Stimmen verkauft, muß erwarten eben so niederträchtig wieder verkauft zu werden. Das ruhige Mittel des Scrutiniums muß den tumultuarischen Wahlen, bey welchen die Wählenden nicht bey kaltem Blute und bey Vernunft bleiben, vorgezogen werden. Was für Früchte kann man sich von Repräsentanten versprechen, die im Rausche und bey dem Bachusfeste, das eben so unruhig und ungestüm ist als die Gastmäler der Centauren und Lapithen, das Wohl der Nation befördern wollen?

Sich begnügend mit der ehrenvollen Wahl ihrer Mitbürger, oder wenn man will, mit dem von der Nation bestimmten Gehalte, müssen sich die Repräsen-

sentanten auf die feyerlichste Weise anheischig machen bey Strafe sofort ihre Rechte für das Interesse der Nation zu sorgen, zu verlieren, sobald sie von dem Throne Gunstbezeigungen, Jahrgehalt, oder sonst irgend eine Gnade annehmen. Außerdem bleibt den Mitbürgern das Recht vorbehalten, ihre Vollmachten zu widerrufen, sobald sich selbige in treulosen Händen befinden. Ist es also nicht der Ordnung vollkommen gemäß, daß die Repräsentanten von ihren Nachtgebern, die allein zu beurtheilen haben, ob sie wohl oder übel repräsentirt werden, abhängen?

Kein Repräsentant eines Volks muß auf immer angenommen werden, noch sein Recht auf seine Nachkommen vererben können. Das Interesse eines jeden Menschen ist immer veränderlich; jedes fortdauernde Corpus macht sich ein besonderes Interesse und eigene Rechte. Geburt giebt weder Talente, noch Weisheit, noch die zu solchen Bedienungen, von welchen die Glückseligkeit eines ganzen Volks abhängt, nothwendige Tugenden. Nur persönliches Verdienst muß den Weg zu diesem so ehrenvollen Amte bahnen.

Das Recht, Repräsentanten zu wählen, kann nur den wahren Bürgern zustehen, das heißt, solchen Menschen, die bey der gemeinen Wohlfarth interessirt, und durch Besitzungen, die für ihre Anhänglichkeit bürgen, mit dem Vaterlande verbunden sind. Dies Recht gehört nicht einem müßigen Pöbel, Landstreichern, feilen und eigennützigen Seelen. Menschen, die nicht am Staate hängen, sind auch nicht gemacht die Verwalter des Staats zu wählen.

Mit dem Worte Volk bezeichnet man hier nicht einen schwachen Pöbel, welcher der Vernunft und der Einsicht beraubt, in jedem Augenblicke das Werkzeug und der Mitschuldige unruhiger Demagogen, die die Gesellschaft beunruhigen wollen, werden kann. Jeder Mensch, der auf eine ehrliche Art von den Früchten seiner Besitzungen leben kann, jeder Hausvater, der in einem Lande liegende Gründe hat, muß als Bürger betrachtet werden. Der Kaufmann, der Künstler, der Tagelöhner müssen von dem Staate, dem ein jeder nach seiner Weise nützliche Dienste leistet, beschützt werden; aber sie sind nicht eher wahre Mitglieder, als bis sie sich durch Fleiß und Arbeit liegende Gründe erworben haben. Der Grund und Boden, die Erde ist es, die den Bürger macht. Ein neuer Schriftsteller sagt mit Grunde, daß die Erde die physische und politische Grundlage eines Staats sey.

Eine weislich vertheilte Repräsentation würde den Unbequemlichkeiten, die aus einer zu großen Ausdehnung einer Nation entstehen, abhelfen. Eine jede Provinz oder jeder Distrikt könnte eine Versammlung von Repräsentanten oder Provinzialstaaten haben, die einige von ihren Mitgliedern zu Deputirten bey der Nationalversammlung oder den Generalstaaten erwählten. Diese besondere Staaten müßten ihren Deputirten Instruktionen geben, und ihnen genau vorschreiben, was sie nach den Wünschen des Distrikts oder der Provinz zu thun hätten.

Endlich müssen die Staaten oder Repräsentanten einer Nation das Recht haben sich nach Belieben versammlen zu können, um gemeine Geschäfte zu bear-

bearbeiten, oder ihre Versammlungen müssen der Zeit nach bestimmt seyn, ohne daß es einer ausdrücklichen Zusammenberufung bedarf. Die Erfahrung zeigt, daß die Fürsten, immer Feinde der Hindernisse, die sich ihrer Willkühr entgegen setzen, sind, und sich nicht sehr beeifern die Repräsentanten ihres Volks zusammen zu rufen; vielmehr sieht man, daß sie ihre Versammlungen bald aus einander gehen heissen, wenn sie ihren Absichten nicht beförderlich seyn wollen *).

*) Ludewig XVI. rief die Staaten zusammen; weil sie aber seinen Absichten nicht nützlich waren; so wollte er sie entlassen. Er ließ ihnen sagen: „Die Versammlung ist aufgehoben und die Deputirten gehen nach Hause, c'est mon plaisir." Dies thaten sie nicht, man wollte sie mit Gewalt fortjagen, und nun suchte sich das Volk selbst zu helfen und machte also mit der Zerstöhrung der Bastille den Anfang.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Von der Denkfreyheit. Einfluß der Freyheit auf die Sitten.

Freye Mittheilung der Gedanken, Unterricht und Bekanntmachung nützlicher Entdeckungen sind für eine jede Gesellschaft sehr wichtige und interessante Dinge. Jeder Bürger ist seine Talente und seine Einsichten seinen Mitgenossen schuldig. In einem gut regierten Staate hat also jeder Mensch das Recht zu denken, zu sprechen und zu schreiben. Diese Freyheit ist ein sehr mächtiger und nothwendiger Damm gegen Verschwörungen und Anfälle der Tyranney. Ein guter Rath, ein Buch können bisweilen wichtige Dienste thun. Es giebt keinen Bürger, der nicht zur allgemeinen Glückseligkeit seines Landes beytragen kann. Der Mensch, welcher denkt, und dadurch einer despotischen Regierung unnütz und unangenehm ist, dient seinem Vaterlande. Zurückziehung und Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste, können nur bey Sklaven Tugenden seyn, nicht aber bey dem rechtschaffenen Mann, der sich für die Wohlfarth seines Vaterlandes interessiren muß.

Der, welcher unter dem Vorwande der Gesellschaft zu dienen, sie nur zu beunruhigen sucht indem er seine Obern verläumdet, seine Mitbürger aufrührisch macht und seinen Mitgenossen den Dolch

ins

ins Herz stößt, ein solcher Mensch übt nicht seine Freyheit sondern seine Bosheit aus. Durch Bücher wird kein gut regiertes Land in Unruhe versetzt; eine billige Regierung hat in ihrem Betragen selbst das Mittel wodurch sie alle Betrügereyen zu nichte macht. Die Tugend ist ein undurchdringlicher Schild gegen welchen alle Verläumdungen zurückprallen. Den Bürgern die Freyheit zu reden und zu schreiben rauben unter dem Vorwande, daß sie solche mißbrauchen könnten, ist eben so sonderbar, als wenn man ihnen verbieten wollte kein Licht anzustecken, weil sie sich desselben zur Erregung einer Feuersbrunst bedienen könnten.

Die Freyheit zu denken in Religionssachen kann dem Menschen nur durch eine eben so ungereimte als unnütze Ungerechtigkeit entrissen werden. Da jeder Mensch die Religion von seinen Eltern bekommen hat; so hängt er derselben aus Gewohnheit an, und hält sie zu seiner ewigen Seligkeit für nothwendig. Der Tyranney kommt es also nur zu, ihm das zu rauben, was ihm zu seiner Wohlfarth schlechterdings nothwendig zu seyn scheint. Dieser so einleuchtenden Grundsätze ohngeachtet, findet man doch in dem Punkte der Religion, selbst bey den freyesten Völkern, diese Freyheit nicht. Das Christenthum, das seinem Wesen nach ungesellig ist, erlaubt seinen Anhängern nicht, andere Sektirer zu lieben. Die Religion des Fürsten, läßt alle die, welche ihr nicht zugethan sind, ihr Mißvergnügen empfinden, und oft drückt sie so gar selbige sehr hart. Nichts ist der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Geselligkeit mehr entgegen als die Anmuthungen aller Nationalreligionen von denen immer eine

jede mit Ausschluß aller übrigen nur allein die Genehmigung des Himmels haben will. Gemeinhin werden sie tyrannisch, Feinde der Freyheit des Menschen, und Zertreter der heiligsten Pflichten der Sittenlehre.

Die vielfachen Sekten werden einem Staate nur schädlich, wenn sich eine von ihnen das Recht anmaßt die andern verfolgen oder unterdrücken zu können. Gewaltthätigkeit allein brütet Fanatiker aus und beunruhigt den Staat. Die Freyheit zu denken und zu schreiben ist ein sicheres Gegengift gegen das Aufbrausen und die Thorheiten der Schwärmerey. Die in der Freyheit cultivirte Vernunft verbreitet ihr Licht unter das Volk und schwächt nach und nach den Einfluß thörichter Chimären und eines panischen Schreckens. Außerdem haben unter einer glücklichen und weisen Regierung die Betrüger keine Bewegungsgründe die Köpfe zu erhitzen; nur bey einer mißvergnügten und unterdrückten Nation, finden Betrüger Materialien vorräthig, die leicht in Brand gesteckt werden können. Eine wirklich freye Nation würde zugleich vernünftig und glücklich, und mithin schwer in Aufruhr zu bringen seyn.

„Noch ist es vielen ein Problem, „schreibt der berühmte Verfasser des Systems der Natur," ob die Wahrheit schädlich seyn könne, und sehr gut gesinnte Leute sind oft über diesen wichtigen Umstand ungewiß. Die Wahrheit schadet nur denen, welche die Menschen hintergehen und eben das Interesse dieser Hintergangenen erfordert, daß man sie eines bessern belehre. Die Wahrheit kann wohl denen schädlich seyn, die sie kund machen, aber keine Wahr-

heit kann es dem menschlichen Geschlechte seyn, und niemals kann sie Wesen, die immer so wenig geneigt sind, zu hören oder zu begreifen, zu deutlich gemacht werden. Wenn alle diejenigen, welche wichtige Wahrheiten abhandeln wollen, und diese werden immer für die gefährlichsten gehalten, die öffentliche Wohlfarth genugsam lieb hätten, um freymüthig zu reden, selbst dann wenn sie Mißfallen zu erwecken fürchten; so würde das menschliche Geschlecht aufgeklärter und glücklicher seyn. Mit verdeckten Worten schreiben, heißt oft für niemanden schreiben. Der menschliche Geist ist träge; so viel es angeht muß man ihm die Mühe des Nachdenkens ersparen. Das Vorgeben, daß die Wahrheit schädlich sey, ist eine wahre Verlästerung Gottes oder der Natur; indem man dadurch behauptet, daß selbige so beschaffen seyn müßten, als sie der Irthum darstellt. Wir können mit Hobbes sagen, daß man den Menschen dadurch gar nicht schaden kann, wenn man ihnen Ideen mittheilt, höchstens können dadurch Zweifel und Streit erregt werden; doch dessen ist ja bereits genug in der Welt. Wenn sich ein Schriftsteller geirrt hat, so liegt der Fehler an falschen Vernunftschlüssen. Wenn er falsche Sätze vorgetragen hat; so muß man sie untersuchen. Wenn sein System irrig und lächerlich ist, so wird sein Buch verachtet werden, und der Verfasser wird dadurch, wenn er den Fall seines Werks erlebt, genugsam gestraft werden; denn bis auf seine Asche kann sich doch keine Strafe erstrecken. Niemand schreibt mit dem ausdrücklichen Vorsatze seinen Nebengeschöpfen zu schaden; immer ist sein Endzweck der, ihren Beyfall zu erwerben, es sey, daß er

sie bloß unterhalte, oder ihre Wißbegierde rege mache, oder ihnen nützliche Entdeckungen mittheile. Kein Werk kann durch sich selbst schädlich werden, besonders wenn es Wahrheiten enthält. Ja selbst denn würde es nicht schädlich seyn, wenn es Sätze enthielte, die der Erfahrung und der gesunden Vernunft zuwider wären. Was würde ein Autor ausrichten, der uns bereden wollte, daß die Sonne nicht leuchte, daß Vatermord, Diebstahl und Ehebruch rechtmäßige und erlaubte Handlungen wären? Das Falsche solcher Sätze leuchtet von sich selbst ein, und das ganze menschliche Geschlecht würde sich dawider setzen. Die Thorheit des Mannes würde verlacht und er und sein Buch nur durch ihren Unsinn bekannt werden. Die Religionsthorheiten sind die einzigen, welche den Sterblichen schädlich sind, weil die bürgerliche Gewalt sie unterstützt, sie als Wahrheiten aufdringt und diejenigen mit Strenge bestraft, die darüber lachen, oder Untersuchungen anstellen wollen. Wenn die Menschen vernünftiger wären; so würden sie die Religionssysteme und theologischen Meynungen so betrachten, wie man ein System der Naturlehre, oder ein mathematisches Problem betrachtet, die denn wohl bisweilen unter den Gelehrten heftige Streitigkeiten veranlassen, niemals aber die Ruhe der Gesellschaft stöhren. Die theologischen Streitigkeiten würden keine schlimmere Folgen haben, wenn man diejenigen, welche die Gewalt in einem Staate in Händen haben, überzeugen könnte, daß sie Gleichgültigkeit und Verachtung für Streitigkeiten von Leuten zeigen müßten, welche die Gegenstände selbst nicht verstehen, über die sie ohne

Unterlaß im Streite liegen *). Welcher vernünftige Mensch bekümmert sich in unsern Gegenden um die Streitigkeiten, welche die türkischen Theologen unter einander führen? Sie kommen uns eben so lächerlich als abgeschmackt vor, und unsere Streitigkeiten sind es ihnen nicht weniger.

Vielleicht sagt man, daß die freyen Länder immerwährenden Unruhen und beständigen Rotten unterworfen sind. Aber man sieht leicht, daß diese Unordnungen daher rühren, weil bey diesen freyesten Nationen, die Freyheit noch nicht auf einem sichern Grund beruhet. Man muß unaufhörlich vor selbige besorgt seyn, besonders wenn man sie unaufhörlich öffentlich oder insgeheim von mächtigen Feinden angegriffen und von schwachen Freunden oder gar Verräthern vertheidigt sieht. Außerdem würden die Aufwallungen, denen freye Länder unterworfen sind, der tödtlichen Erstarrung, die der Despotismus bewirkt, vorzuziehen seyn. Wir haben aber schon gesehn, was man von der Ruhe, die der Despotismus verschaft, zu halten habe. In den Gegenden wo er mit der größten Gewaltthätigkeit herrscht, sehen wir die plötzlichsten, fürchterlichsten und den Souveränen am meisten schädlichen Empörungen und Revolutionen.

Empörungen und Revolutionen sind immer Wirkungen der Unterdrückung und der Tyranney. Die Völker fassen gegen ihre Befehlshaber nicht eher Mißtrauen und Haß als bis sie wiederholte Beweise ihres

*) System der Natur Th. II. Hauptstück 13. S. 417.

ihres bösen Willens erfahren haben. Die Ungerechtigkeit der Fürsten bricht die Bande der Gesellschaft; ihre Ausgelassenheit reizet die Bürger zur Frechheit; ihre Eingriffe oder Verbrechen bringen die Völker auf und zwingen sie zu bestrafen und sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Wären die Fürsten gerechter; so würden die Nationen ruhiger seyn. Thäten sie nicht beständige Eingriffe in die Rechte der Menschen und ihre Freyheit; so würden sie unruhigen und aufrührischen Köpfen nicht so oft einen Vorwand zu Meutereyen geben. Die Menschen ziehen überhaupt die Ruhe der Bewegung vor. Faulheit, Furchtsamkeit, Liebe zum Frieden und zur Ruhe und die so mächtigen Bande der Gewohnheit halten sie zurück so lange sie nur noch immer ein Ende ihres Elendes abzusehen glauben. Sehen wir nicht höchst unglückliche Völker, die in Geduld ihr Elend ertragen und sich nicht unterstehen das geringste zu unternehmen ihr Schicksal zu verbessern? Gewöhnlich ist es nur die ausgelassenste Tyranney, welche die Nationen in Feuer setzt. Die Tyrannen sind es mithin, die man als wahre Mordbrenner betrachten muß. Locke sagt, „daß eine lange Folge von Unterdrückungen, Mißbräuchen, Ungerechtigkeiten, Nachlässigkeiten, Betrügereyen einen jeden vernünftigen Bürger in den Stand setzen, den Zustand seines Vaterlandes kennen zu lernen, und daß im Falle die Nation darüber sich zu erklären anfängt, er wissen wird, daß er sich nicht auf die Seite der Straßenräuber stellen muß."

Wie gesagt, der Nation, der einzigen und wahren Quelle aller rechtmäßigen Gewalt, steht es zu zu beurtheilen ob sie gut oder schlecht regiert, gut

oder schlecht vorgestellt wird, ob ihre Gesetze nützlich oder schädlich sind. Eine Regierung, sie sey welche sie wolle, ist für die Nation und nicht die Nation für die Regierung; die Könige sind für die Völker und nicht die Völker für die Könige gemacht. Eine Nation ist mithin berechtigt, die von ihr gegebene Gewalt zu widerrufen, zu vernichten, auszudehnen, einzuschränken, zu erklären und abzuändern. Wenn sie einen Tyrannen bekämpfet; so bekämpft sie einen Wahnsinnigen, — so vertheidigt sie sich gegen seine Eingriffe, Ungerechtigkeiten und Bosheiten. Nicht die Nation ist es, die revoltirt, der Tyrann ist es. Wenn jeder individuelle Mensch das Recht hat sich gegen den, der ihn angreift, zu vertheidigen; so möchte ich doch wissen, nach welcher sonderbaren Jurisprudenz denn eine ganze Nation eines Rechts beraubt seyn soll, das man dem allergeringsten Bürger nicht bestreitet? Ein Volk kann sich nicht nur einem Tyrannen, von dem es hart beleidigt wird und der an seinem Untergange arbeitet, widersetzen, sondern es kann ihn als einen Feind behandeln. Wenn er selbst die Gesetze verletzet hat, was hat er denn für Rechte den Schutz dieser Gesetze aufzufordern? Denen, die ihre Pflichten gegen die Gesellschaft erfüllen, zum Schilde bestimmt, sind sie gemacht alle diejenigen zu bestrafen, die sich für Feinde der Gesellschaft erklären.

Wenn auch die Nationen unläugbar das Recht haben, die Tyrannen, welche sie hart beleidigen, zu bestrafen; so steht doch dieses Recht keinesweges einem einzelnen Bürger zu. Dieser kann sich ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht zum Richter in seiner eigenen Sache aufwerfen. Der gerechteste

und seinem Volke wertheste Fürst würde gegen die Angriffe eines Schwärmers oder Bösewichts nicht sicher seyn, wann es jedem Bürger erlaubt wäre die Obersten der Gesellschaft vor sein Tribunal zu ziehen oder sie zu bestrafen. Den von der Gerechtigkeit dictirten mit Vorsicht und kaltem Blute abgefaßten Grundgesetzen kommt es zu, die Rechte der Fürsten und die Grenzen des Gehorsams der Unterthanen festzusetzen. Nach diesen Gesetzen und nicht nach der Laune oder der Rachsucht eines oft verblendeten Bürgers müssen die Souveräne gerichtet werden *).

Immer über die Rechte in Unruhe die sie nur auf Meynung und Vorurtheil zu gründen wissen; immer eifersüchtig auf eine Gewalt, die sie mit niemandem theilen wollen; immer gierig nach Despotismus, der sich ohne Unruhe und ohne Gefahr nicht ausüben läßt — betrachten die Fürsten gemeiniglich

*) Nach den Gesetzen zu Sparta waren die Ephoren die Richter der Könige, die sie im Namen des Volks bestraften, wenn sie es verdient hatten. Wenn Carl I. König von England ein Tyrann war; so ward er von Rebellen verurtheilt, die sich aus eigener Autorität ohne Beystimmung des Volks zu Richtern aufwarfen. Die Völker haben fast in allen Ländern dergleichen Gesetze entweder nicht machen können, oder sie haben solche Fälle nicht vorausgesehn, daher die Streitigkeiten der Völker mit ihren Fürsten gewöhnlich durch Stärke und Gewalt beendigt werden. Bis jetzt hat es noch kein Volk so weit gebracht, daß es sich feststehende Fundamentalgesetze oder mit den Souveränen vernünftige und zur Ausübung zu bringende Capitulationen gemacht hätte.

alle diejenigen, die zu Gunsten der Völker sich ihren Anmaßungen widersetzen, als Feinde aller Gewalt, da sie gerade die aufrichtigsten Freunde derselben sind. Wenn es keinem Bürger nützlich seyn kann in der Sklaverey zu leben; so kann es auch keinem Souverän nützlich seyn Tyranney zu üben, die, wie die Erfahrung lehrt, immer dem, der sie übt, nachtheilig und sowohl sein Leben als seine Gewalt in Gefahr setzt.

Ohne einmal an die Billigkeit zu denken wornach der Souverän seine Pflichten zu erfüllen schuldig ist, erfordert es sein eigener Vortheil von den Bedürfnissen, Wünschen und Neigungen seines Volks genau unterrichtet zu seyn. Dieses kann sich in Ruhe nur durch die Stimme seiner Repräsentanten erklären, die eben die Bedürfnisse fühlen und eben die Wünsche hegen. Wenn die Fundamentalgesetze eines Staats vernachlässigt werden, müssen die Repräsentanten, die das Interesse der Völker wahrnehmen, auf deren Ausübung dringen; oder wenn es der Tyranney gelungen ist den Mund derer zu verschliessen, die ursprünglich bestimmt waren in ihrem Namen zu reden; so formiren sich aus der Nothwendigkeit der Dinge von selbst, Corpora, welche den Souveränen Wahrheiten vorstellen, die ihnen ihre Hofleute und Minister immer sorgfältig verbergen. Wenn man aber die Repräsentanten zum Schweigen bringt, — erklärt alsdenn der Fürst nicht ganz laut und offenbar, daß er die Wahrheit nicht wissen, daß er die Mißbräuche worüber sich seine Unterthanen beklagen, genehmigt, daß er sie verewigen will? Die Sklaven eines Tyrannen haben keinen Menschen, der für sie spricht, daher sie auch nur durch Empörungen, Revolutionen und Mordthaten sich ihrem

Tyran-

Tyrannen erklären können. In der Türkey sind die Janitscharen die einzigen Stellvertreter der Nation. Für die Fehler eines Vizirs stranguliren sie einen Sultan, der oft gar nicht daran zweifelt, daß sein Volk sehr zufrieden sey. In despotischen Regierungen werden die größten Revolutionen gemeiniglich durch kleine und unvorhergesehene Ursachen bewirkt. Der Despot ist immer den Streichen seiner Sklaven ausgesetzt, die niemals in ihm etwas anders als die Quelle ihres Elendes sehen. Er wird oft mit wenigern Formalitäten und mit größerer Geschwindigkeit hingerichtet, als der geringste Bürger. Es ist die Tyranney immer selbst, welche die Hände der Menschen wider sie bewafnet. Das sind die Wirkungen dieser gefährlichen Regierungsart, nach welcher die Fürsten aus Mangel der Kenntniß der damit verbundenen Gefahren, so thörichter Weise seufzen.

In einem despotischen Staate wird der schwache Despot oft mit eben der Wuth behandelt, wie der abscheulichste Tyrann. Er wird für die Verbrechen aller seiner Minister bestraft. „Dein Reich ist geendigt," sagte ein Effendi zum Sultan Achmet, „deine empörten Unterthanen wollen dich nicht mehr zu ihrem Beherrscher haben, sie verlangen deinen Neffen mit großem Geschrey." „Warum hat man mir nicht die Wahrheit gesagt," antwortete der bestürzte König. Aber wo ist der Verwegene, der sich unterstünde einem Herrn die Wahrheit zu sagen, dessen einziges Wort seinen Sklaven vernichten kann? Einem Despoten einen treuen und aufrichtigen Rath geben, heißt, wie ein Perser sagt, seine Hände in seinem eigenen Blute waschen.

Nur in einem freyen Lande kann der Souverän die Stimme der Wahrheit hören und in Sicherheit seine rechtmäßige Gewalt ausüben.

Man kann es den Fürsten nicht zu oft wiederholen. Keine Macht auf Erden ist sicher, wenn sie keine von Vernunft und Gerechtigkeit gesetzte Grenzen kennt. Eine uneingeschränkte Gewalt in der Hand eines Menschen muß, nach der Natur des Menschen selbst, in Mißbrauch ausarten, und für den, der sie übt, sowohl, als für die, über welche sie ausgeübt wird, gleich nachtheilig und traurig seyn. In der Folge dieses Buchs wird alles beweisen, daß das Interesse des Souveräns sich niemals von dem Interesse der Gesellschaft, die er regiert, ohne Gefahr trennen lasse. Dies Interesse verlangt, daß die höchste Gewalt von der Moral geleitet werde, die zur Glückseligkeit der Fürsten und der Unterthanen im gleichen Grade nothwendig ist.

In der uneingeschränkten Gewalt liegt für diejenigen, welche sie nicht aus ihrem wahren Gesichtspunkte angesehn haben, so etwas verführerisches, daß es denen, welche gewohnt sind, sie ganz auszuüben, ihre Ehre in der blinden Befolgung ihrer Launen und Einflüsse zu setzen, und denen, welche Gewalt in Händen haben ihre Macht zu vertheidigen, — immer sehr schwer hält etwas davon zu entziehen.

Die Befreyung oder die Erlösung der Völker aus der Sklaverey kann nur ein Werk der Gerechtigkeit, der Weisheit, der Einsichten und der grossen und würdigen Absichten derer seyn, welche regieren — oder bey deren Mangel ein Werk der Klugheit der Völker, welche bisweilen durch glückliche Ereignisse in Umstände gesetzt werden, wo sie

die

die Mißbräuche, von denen sie so lange geplagt sind, abstellen können.

Nur indem man die Menschen aufklärt, kann man hoffen sie besser und glücklicher zu machen, als sie jetzt sind. Den Völkern und den Souveränen ist gleich viel an den Fortschritten der Vernunft gelegen, die nur Früchte der Freyheit seyn können. Nur in einem freyen Lande lernt der Mensch denken; jeder Mensch aber, der nicht nachdenkt, ist auch eben so wenig fähig seine Sitten zu ordnen, als sich glücklich zu machen. Der Republikaner ist stolz. Der Unterthan des Despoten demüthig, höflich und kriechend; der freye Bürger hat inneres Triebwerk, Muth und Spannkraft; er kennt seine Rechte, fühlt seine Würde, schätzt sich selbst, und hält auf die Schätzung anderer. Diese, unter gering geschätzten und verächtlich gemachten Seelen, welche unter dem Despotismus kriechen, unbekannte Eigenschaften, — entspringen aus den Begriffen von Sicherheit, von Unterstützungen, welche die Gesellschaft verschafft, und von der Gewißheit, daß niemand einen andern zu schaden, das Recht hat. Bey einer freyen Nation fühlt sich jeder Bürger durch das Gesetz vertheidigt, und von allen seinen Mitbürgern unterstützt. Er weiß, daß seine Person und sein Vermögen nicht der Diskretion des Stärkeren überlassen ist, und daß ihm keine Gewalt die Vortheile entreißen kann, für welche ihm alle seine Mitbürger die Gewähr leisten.

Die Freyheit veredelt den Menschen, erhebt seine Seele, flößt ihm wahres Gefühl der Ehre ein, macht ihn großmüthig, bringt ihm Liebe zum allgemeinen Besten bey, und erfüllt ihn mit Enthusias-

mus für das Vaterland, für Tugend und alles, was würklich groß und edel ist.

Nur in einem freyen Lande existirt ein Vaterland, das von seinen Kindern geliebt und vertheidigt zu werden verdient. Das Vaterland, das den Launen eines Tyrannen unterworfen ist, ist eine Rabenmutter, die aller Liebe unwerth ist. Nur in dem Schooße einer freyen Nation findet man Gemeintugenden; da ist es, wo reiche Bürger suchen dem Volke zu gefallen, — seine Achtung zu verdienen, und sich durch nützliche Denkmäler berühmt zu machen. Verworfene nichtswürdige Sklaven haben keinen andern Zweck, als ihren Despoten zu gefallen und ihre Gnade und Gunst durch Niederträchtigkeiten zu erhalten. Die absolute Gewalt tödtet die Liebe des Vaterlandes; die Idee vom allgemeinen Besten, erweckt ihr Mißtrauen. Für die Nation wird nichts gethan. Die Monumente und Arbeiten haben weiter keinen Endzweck, als den Hochmuth, die Eitelkeit und die Phantasie des Herrn zu weiden. Das verachtete Publikum wird für nichts gerechnet; bey denen ihm schädlichsten Unternehmungen wird nur die Bequemlichkeit des Fürsten, niemals aber das Interesse der verachteten Unterthanen befragt. Ein guter Bürger ist daselbst eine fremde, ausländische und seltene Pflanze, die in einem Erdreiche, welches der Despotismus ausgedürrt hat, keine Wurzel schlagen kann.

Die aufgeklärte Vernunft ist das sicherste Gegengift wider das Verderbniß der Sitten. Aber die Vernunft klärt sich nur in einem freyen Lande auf. Despotismus ist so wie sein Gefährter, der Aberglaube, ein gebohrner Feind der Vernunft; er will

nur Sklaven beherrschen, die weder Vernunft noch Sitten haben.

Wenn wir in den Ländern, welche die größte Freyheit genießen, eben so große Laster und Unordnungen wahrnehmen, als in den unterjochten, so rührt solches daher, daß die freyesten Völker bis jetzt noch nicht über die Gegenstände nachgedacht haben, die dazu gemacht sind, recht würksam zur Nationalwohlfarth beyzutragen. Die Wichtigkeit der Erziehung und die Nothwendigkeit in der Jugend tugendhafte Bürger zu bilden, haben sie nicht gefühlt. Die Fehler dieser alten Einrichtungen, welche die Jugend Menschen anvertrauen, die am wenigsten fähig sind, sie für die Gesellschaft nützlich zu erziehen, haben sie nicht eingesehn. Die Gesetzgeber dieser Völker, die durch Gewohnheit mit fortgerissen werden, oder selbst schädlichen Lastern und Leidenschaften ergeben sind, haben die nothwendige Verbindung der Tugend mit dem allgemeinen Besten und der Aufklärung mit der Tugend, nicht empfunden. Sie haben nicht gesehn, daß Freyheit nur von edeln, rechtschaffenen und großmüthigen Seelen vertheidigt und nicht lange bestehen kann, wenn sie nur von feilen und verderbten Menschen unterstützt wird. Ueberhaupt haben diese Gesetzgeber nicht genug über die Sitten des Volks gewacht, das gemeinhin, der nöthigen Aufklärung beraubt, niemals Freyheit von Frechheit und Ausgelassenheit gehörig zu unterscheiden weiß. Da der gemeine Haufen überall der am wenigsten aufgeklärte und unbedachtsamste Theil einer Nation ist, so muß er besonders die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers auf sich ziehen und durch billige Gesetze und

gute Polizey, die ihn verhindert die Gesellschaft zu beunruhigen oder Ungerechtigkeiten zu begehen, in Ordnung gehalten werden.

Aber nach einer natürlichen Würkung der Faulheit oder der geringen Vorsicht der Menschen, schlafen sie plötzlich über die gegenwärtige Glückseligkeit ein, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Die immer von dem thätigen Ehrgeize angegriffene Freyheit verlangt von muntern und wachsamen Bürgern vertheidigt zu werden. Schlaf und Erstarrung des Verstandes sind der Freyheit eben so schädlich, als Rotten und bürgerliche Spaltungen *). Der Despotismus weiß alles zu seinem Besten in Bewegung zu setzen und von allem Vortheile zu ziehen; kann er mit offenbarer Gewalt nicht zum Zwecke kommen; so schleicht er sich mit Hülfe der Mattigkeit und Schwachheit ein, worein Reichthum und Ruhe so oft die Nationen stürzen. Wenn Unterdrückung und Elend die Menschen nicht plötzlich gänzlich verderben; so erhalten sie sie aufmerksam, munter und drücken gar sehr die Springfedern ihrer Seelen. Dies ist der Grund, warum sich bisweilen aus der zusammengedrückten Brust eines Sklaven, der noch nicht ganz verkrüppelt ist, eine durchdringendere Stimme hören läßt, als aus dem Munde der Bürger einer Gesellschaft, die einen Theil ihrer Rechte besitzt.

*) Libertas per inertiam amittitur. Salluſt.

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Bemerkungen über die englische Regierungsverfassung.

Wenn die Nationen hoffen sollen, dereinst weiser und glücklicher zu seyn; so können diese Würkungen nur, wie gesagt, von den Fortschritten der Aufklärung, der Entwickelung der menschlichen Vernunft, den widerholten Erfahrungen, dem ernsthaften Nachdenken über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige erwartet werden. Wenn es selten ist Menschen zu finden, welche nachdenken; so ist es noch seltener Nationen zu finden deren Gedanken lange hinter einander auf die ihnen wichtigsten Gegenstände gerichtet wären. Die Erfahrungen der Väter sind gewöhnlich für die Kinder verloren. Vorhergehende Revolutionen werden bald von gegenwärtigen Gesellschaften vergessen. Der gemeine Haufen läßt sich von der Gewohnheit fortreissen, und giebt sich wenig Mühe über Dinge nachzudenken, die vor seinen Augen geschehen. Man glaubt, daß das was jetzt vorhanden, immer gewesen ist, und daß es nicht anders seyn könne, als es jetzt ist*).

Da

*) Vivimus ad exempla, nec ratione componimur, sed consuetudine abducimur. S. Seneca Epist. 124. Assiduitate quotidiana et consuetu-

Da haben wir ohne Zweifel die Ursache dieser fast allgemeinen Gleichgültigkeit, die wir bey den Menschen in Ansehung der Gegenstände wahrnehmen, die sie von Rechtswegen am meisten interessiren sollten. Da sehen wir die Ursache der Trägheit, die sie zeigen, wenn von Verbesserung der Sitten und Abstellung politischer Mißbräuche die Rede ist. Jeder leidet; jeder beklagt sich; jeder wünscht, daß die Dinge anders gehen möchten, — aber man tröstet sich bald mit dem Gedanken, daß sie niemals weiser gewesen sind noch jemals weiser seyn werden. So urtheilt und räsonnirt fast die ganze Welt. So gelingt es der Faulheit in dem Menschen sogar das natürliche Bestreben, das ihn auffordert seine Glückseligkeit zu suchen, zu überwinden und gänzlich zu verwischen. Die Völker, so wie einzelne Menschen, immer mit thörichten Gegenständen beschäftigt, in welche sie nach Meynung und Vorurtheilen ihre höchste Glückseligkeit setzen, verlieren alle Augenblicke die wahren Gegenstände aus den Augen, worauf sie ihre dauerhafte Glückseligkeit gründen könnten. Völker, die mit einem sehr kleinen und oft sehr precären Theile der Freyheit zufrieden sind, enthusiasmiren sich für die Handlung, berauschen sich von der Leidenschaft nach Reichthümern, opfern diesem eiteln Götzen alles auf, lassen sich alle Augenblicke in unglückliche Kriege ein, richten sich zu Grun-

suetudine oculorum adsuescuntur animi, neque admirantur. neque requirunt rationes earum rerum quas vident. Cicero de Nat. Deor. L. II. Cap. 2.

Grunde um sich zu bereichern und trunken von diesen ausschweifenden Vorstellungen, denken sie weder daran die Mißbräuche, von welchen sie so viel leiden, abzuschaffen, noch sich die innere und häusliche Glückseligkeit zu verschaffen, noch durch gute Gesetze die gemeine Freyheit zu befestigen, die sie alle Augenblicke verschwinden zu sehen in Gefahr stehen. So sehen wir die Menschen die Glückseligkeit immer außer sich suchen, und ihrem Bilde nachlaufen, statt daß sie selbige in sich selbst aufrichten sollten.

Diese Bemerkungen wollen wir auf die brittische Nation, das freyeste Volk, was man bis jetzt auf Erden antrift, dessen Regierungsform für ein Meisterstück der menschlichen Weisheit gehalten wird, — auf die reichste Nation, die den weitläuftigsten Handel treibt und die demohnerachtet täglich ein Raub immerwährender Spaltungen ist, mit ihrem Schicksale mißvergnügte und oft noch unglücklichere Menschen in sich faßt, als die Sklaven des Despotismusses sind, — anwenden.

Es ist nicht genug, daß man reich ist, um glücklich zu seyn; man muß auch wissen seinen Reichthum auf eine ihm angemessene Art zu gebrauchen, um sich die Glückseligkeit zu verschaffen. Es ist nicht genug, daß man frey ist; man muß auch die Freyheit nicht mißbrauchen, — sie nicht in Frechheit ausarten lassen, keinen ungerechten Gebrauch von ihr machen. Zur Erhaltung der Freyheit ist es nicht hinreichend, daß man frey ist; man muß ihren Werth kennen, sie als das größte Gut betrachten und sie nicht einem niedrigen Eigennutze oder sklavischen Leidenschaft für das Geld aufopfern, welche, mehr als alle übrigen, den Geist herabwürdigt, das Herz zusammenzieht und den Menschen zum Sklaven macht.

Das für die Liebe zu seiner Freyheit in der Geschichte so berühmte englische Volk, das lange mit

gutem Fortgange gegen seine Könige gekämpfet hat, wird von einem Monarchen regiert, dessen Gewalt, wie man vernimmt, durch zwey Corpora, die mit ihm an der Gesetzgebung und der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Antheil nehmen, im Gleichgewichte gehalten wird. Eines dieser Corpora besteht aus dem Adel, den Großen, den Pairs des Königreichs; das andere aus den Repräsentanten des Volks, die vom Volke selbst gewählt werden und die Kammer der Gemeinen ausmachen.

In den Köpfen vieler Politiker wird diese Constitution für ein Produkt des größten menschlichen Scharfsinns und der bedächtigsten Klugheit gehalten. Man glaubt durch diese Verbindung die Vortheile der Monarchie, der Aristokratie und der demokratischen Freyheit zugleich zu erhalten. Wenn man aber von einer so zusammengesetzten Maschine ein gründliches Urtheil fällen will; so muß man den Mechanismus seiner verschiedenen Triebräder und Springfedern betrachten.

Eine aus den Großen bestehende Aristokratie, deren Glanz nur immer ein Ausfluß des Hofes ist, muß selbst ihrer Natur nach die Gewalt des Volks fürchten, und die Gewalt des Fürsten, die sichtbaren Quellen der Titel, der bürgerlichen und militärischen Ehrenstellen, der Pensionen und der Wohlthaten, begünstigen. Das Interesse des aristokratischen Theils vermischt sich also offenbar mit dem Interesse des Monarchen, wovon es sich fast niemals trennen kann. In der Kammer der Herrn, oder im Ober-Parlamente ist der König also der Mehrheit der Stimmen versichert. Außerdem findet er in den geistlichen Herrn, oder den Bischöffen, die er ernannt hat, eine seinen Wünschen immer ganz ergebene Parthey. Die Clerisey war zu allen Zeiten und in allen Gegenden immer weit mehr geneigt den Fürsten in ihren Unternehmungen zu

schmeicheln, als die Freyheit der Völker zu vertheidigen. Der Priester will so wie der Despot nur Sklaven und fürchtet sich vor nichts mehr als vor der Denkfreyheit.

Bey der Aufrechthaltung der Freyheit sind alle Bürger eines Staats gleich interessirt. Aller Rangunterschied und alle Privilegien sollten verschwinden, wenn von einem so wichtigen Gegenstande die Rede ist, der zur Grundlage der gesellschaftlichen Wohlfarth gemacht ist. Die Großen so wie das Volk haben eins und das nämliche Interesse; ihre Größe ist ein Nichts, wenn sie nur von den Einfällen und Launen eines Herrn abhängt. Ist der abgeschmackte und barbarische Unterschied zwischen einem Adelichen und Unadelichen wohl geschickt in einem Lande fortzudauern, dessen Bürger sammt und sonders gemeinschaftlich daran arbeiten sollen, die Rechte der Vernunft und der Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten, ohne welche es keine wahre und dauerhafte Freyheit geben kann? Heißt es denn frey und groß seyn, wenn man Privilegien hat, die der Billigkeit zuwider sind? „Der hassenswürdige und erniedrigende Unterschied zwischen adelich und unadelich bedeutet nach seinem Ursprunge nur Tyrannen und Sklaven, hochmüthige Narren und unglückliche Menschen *).

Die Kammer der Gemeinen oder das Unter-Parlament, welches den demokratischen Theil der englischen Regierungsform ausmacht, besteht aus einer zahlreichen mithin uneinigen und unruhigen Gesellschaft der Repräsentanten, welche, einmal gewählt, ihren Machtgebern nicht verantwortlich zu seyn glauben, und die des Rechts sie zu repräsentiren oder für sie zu reden, nicht beraubt werden können. Diese

*) Idees Republicaines p. 7.

Repräsentanten können also ohne alle Gefahr das Interesse des Volks verrathen und seine Freyheit dem Monarchen verkaufen. Kraft seiner Privilegien ist dieser der einzige, der den Schatz einer Nation in Händen hat, die ihm dadurch Mittel darreicht, die Stimmen derer zu kaufen, welchen sie in ihrem Namen zu reden aufträgt. Man sieht daraus klar, daß der Souverän und seine Minister es in ihrer Gewalt haben sich zu unumschränkten Herren der Repräsentanten des Volks zu machen.

Diese Repräsentanten sind von dem gemeinen Volke gewählt, das großen Theils aus dürftigen Bürgern besteht, welche ihr Elend nöthigt, ihre Stimmen denjenigen Canditaten zu geben, welche sie ihnen am besten bezahlen. Unter Zänkereyen, Kabalen, blutigen Schlägereyen eines Haufens, der sehr oft großen Theils betrunken ist, werden die Menschen gewählt, die es auf sich nehmen sollen, die gemeine Freyheit wider die Unternehmungen und Machinationen eines Monarchen und eines Ministeriums zu vertheidigen, die im Stande sind auf tausenderley Art und Weise die ihnen entgegengesetzte Widersacher, zu bestechen. Repräsentanten von solchem Schlage werden ihnen ohne Umstände die Rechte eines Volks überliefern, das, um sie zu wählen, sie schon durch seine Stimmen verhandelt hat.

Was kann aus einem so lächerlichen und unordentlichen Betragen erfolgen? Nichts anders als dieses. Eine Nation, welcher ihre Freyheit so vieles Blut und Arbeit gekostet hat, hat bis jetzt weiter nichts erlangen können, als in beständigem Schrecken zu leben. Weil sie nicht die Vorsicht gehabt hat, sich das Recht vorzubehalten, verrätherische Repräsentanten zu bestrafen; so ist sie gezwungen stillschweigend ihre unwürdigste Treulosigkeiten zu genehmigen. Die dem Könige bewilligte unermeßlichen Vorzüge, den sie zum Voll-

strecker der Gesetze macht, denen er allein die Gültigkeit giebt, — den sie zum Inhaber des gemeinen Schatzes macht, den sie unumschränkt über die Armee schalten und walten läßt — diese Prärogative sind hinreichend, wenn er etwas unternehmen will, ihn in den Stand zu setzen, alle die mit Gewalt zu unterjochen, die er durch seine Freygebigkeit, seine Titel und Pensionen nicht hat gewinnen können. Ja er kann, wenn das Parlament seinen Absichten zuwider ist, seine Sitzungen endigen oder gänzlich aufheben.

Eine sehr lange Erfahrung beweiset, daß in England der Patriotismus derer, welche sich dem Hofe oder der Ministerialparthey widersetzen, weiter nichts zum Gegenstand hat, als dem Souverän Verdruß zu erregen, seinen Ministern Hindernisse in den Weg zu legen, ihre vernünftigsten Projekte zu vereiteln, und bloß um selbst Antheil an dem Ministerium zu nehmen, das heißt die Nation zu betrügen. Der englische Patriot ist gemeinhin ein Ehrgeiziger, der alle Kräfte anwendet, sich an die Stelle der Minister zu setzen, die er verschreyet; oder ein gieriger Mensch der Geld gebraucht, oder ein Aufrührer, der sein im Verfall gerathenes Vermögen wieder herzustellen sucht. Sind Patrioten solcher Art wohl dazu gemacht, das Interesse ihres Landes aufrichtig zu Herzen zu nehmen? So lange sie ihre Wünsche erreichen; so treten sie in die Fußtapfen ihrer Widersacher; nachher werden sie der Gegenstand des Neides und des Geschreyes derer, die sie vertrieben haben. Diese scheinen nun in den Augen eines unruhigen Volks, welches immer glaubt, daß seine wahren Freunde, Feinde derer sind, die wirklich die Gewalt besitzen, wahre Patrioten zu seyn. Die Völker fallen immerhin in die nämlichen Schlingen *).

Ein anderer großer Mangel in der englischen Regierungsform ist der unbestimmte Umfang der Rechte, welche der König und die beyden Parlamenter haben sollen. Denn, wie man in England sagt, sind drey Dinge, deren Grenzen unbekannt sind; die königlichen Prärogative, die Freyheit des Volks und die Privilegien des Parlaments. Hiervon müssen nothwendig Streitigkeiten und Partheyen, innerliche Kriege und Staatsveränderungen die Folgen seyn.

Ein also regiertes Volk muß nothwendig in immerwährenden Spaltungen, Unruhe und Mißtrauen leben. Es muß die Gewalt, das Ansehn und die Kunstgriffe eines ehrgeizigen Monarchen oder eines verschlagenen und geschickten Ministeriums besorgen. Es muß die Gefälligkeit der Großen gegen diesen Monarchen, der die Quelle ihrer eigenen Größe ist, fürchten. Es muß wegen der Treulosigkeit der Repräsentanten, denen es sein eigenes Interesse aufträgt und die so viele Dinge so leicht verführen können, besorgt seyn. Endlich muß es seine eigene Thorheit fürchten.

Eine durch Kabalen, Rotten, Volksbewegungen zerrissene Nation, worin die Rechte keiner Ordnung des Staats klar bestimmt, deren Gesetze so sehr vervielfältigt, unverständlich und widersprechend sind, — eine solche Nation kann niemals ruhig oder zufrieden seyn. Die Bürger eines Staats haben alle nur ein Interesse, das ist im Frieden zu leben, gut regiert zu werden, gute Gesetze zu haben und mit Sicherheit die Vortheile genießen zu können, welche Natur, Fleiß und Geschicklichkeit verschaffen. Aber was für Glückseligkeit und Sicherheit kann es für ein Volk geben, das Unordnung, Kabalen, niedriger Geitz einiger gierigen Kaufleute alle Augenblicke in Kriege stürzen können, die für den wahren Bürger ganz unnütz und schädlich sind,

den

den Staat in außerordentliche Ausgaben setzen, woraus die ungeheuern Schulden entstehen, womit er seit einer langen Reihe von Jahren belastet und bedruckt ist, ohne sich jemals davon befreyen zu können. Kann überhaupt wohl die Freyheit in den Händen eines Haufen treuloser Repräsentanten, welche Geld und Ehre der Freyheit vorziehen, einen Augenblick gesichert seyn?

Zu einem wahren Patrioten wird eine große Seele, viele Einsicht, ein rechtschaffenes Herz und Tugend erfordert. Der Patriotismus ist eine edele, muthige und großmüthige Leidenschaft, die mit dem Geitze, einer immer schmutzigen, niederträchtigen und ungeselligen Leidenschaft unverträglich ist. Ein in der Liebe zum Gelde trunkenes Volk hält nichts für schätzungswerth als das Geld. Die Armuth oder Mittelmäßigkeit fürchtet es als die höchste Stufe des Unglücks und opfert mithin der Begierde sich zu bereichern alles auf. Eine handelnde Nation kennt nichts, das sie mit dem Reichthume vergleichen könnte. Ein jeder will reich werden. Wenn diese ansteckende Leidenschaft alle Classen des Staatskörpers inficirt; so wird der Repräsentant des Volks doch davon nicht ausgenommen seyn. Er wird sich wegen der gemeinen Freyheit mit dem Fürsten und seinen Minister in Unterhandlungen einlassen, die gar bald die Taxe der Rechtschaffenheit ihres Landes in Händen haben werden.

Hume hat die Frage untersucht, ob es für die brittannische Regierungsform besser sey in einer demokratischen oder vollkommen monarchischen Herrschaft aufzuhören und den Ausspruch gethan, daß eine uneingeschränkte Monarchie ihr sanftester Tod seyn würde.

Kann eine feile, lasterhafte und verdorbene Nation ihre Freyheit lange erhalten? Sie hält auf

diese Freyheit weiter nicht, als in so fern sie ihr Mittel verschaft sich zu bereichern. Freyheit, die gefühlt und erhalten werden soll; verlangt edle, muthige und tugendhafte Menschen; ohne dem artet sie in Ausgelassenheit aus und endigt damit, daß die Nation dem zur Beute wird, der sie am besten bestechen kann. Ein Volk ohne Sitten ist für die Freyheit nicht gemacht; ein gegen andere Völker ungerechtes Volk; ein Volk das für Begierde nach Geld brennt, ein auf Eroberungen ausgehendes Volk; ein Volk das ein Feind der Freyheit eines andern ist; ein auf seine Mitbürger oder Unterthanen eines nämlichen Staats eifersüchtiges Volk, hat keine wahren Begriffe von Freyheit. Wahre Freyheit muß mit der Liebe zur Billigkeit, Menschlichkeit, tiefem und starkem Gefühle der Rechte der Menschheit verbunden seyn. Diese Gesinnungen aber können nur die Frucht einer tugendhaften und vernünftigen Erziehung seyn, die von der sklavischen Erziehung, die man den Menschen in allen Ländern giebt, himmelweit verschieden ist.

Was fehlt also der vollkommenen Glückseligkeit eines Volk, das sich rühmt die glücklichste Verfassung und die größte Freyheit zu haben? Was für Wünsche bleiben einer Nation übrig, in deren Höfen die Reichthümer der ganzen Welt anlangen?

Es mangelt ihr eine vernünftige und großmüthige Erziehung; es fehlen ihr ehrbare Sitten, wahre Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit; mit einem Worte: Neigungen und Eigenschaften, die dem unauslöschlichen Durst nach Reichthum entgegen sind, dem es eigen ist, die edelsten und der Gesellschaft nützlichsten Tugenden gänzlich zu ersticken.

Die Fortsetzung im zweyten und letzten Bande.

diese Freyheit weiter nicht, als in so fern sie ihr Mittel verschaft sich zu bereichern. Freyheit, die gefühlt und erhalten werden soll; verlangt edle, muthige und tugendhafte Menschen; ohne dem artet sie in Ausgelassenheit aus und endigt damit, daß die Nation dem zur Beute wird, der sie am besten bestechen kann. Ein Volk ohne Sitten ist für die Freyheit nicht gemacht; ein gegen andere Völker ungerechtes Volk; ein Volk das für Begierde nach Geld brennt, ein auf Eroberungen ausgehendes Volk; ein Volk das ein Feind der Freyheit eines andern ist; ein auf seine Mitbürger oder Unterthanen eines nämlichen Staats eifersüchtiges Volk, hat keine wahren Begriffe von Freyheit. Wahre Freyheit muß mit der Liebe zur Billigkeit, Menschlichkeit, tiefem und starkem Gefühle der Rechte der Menschheit verbunden seyn. Diese Gesinnungen aber können nur die Frucht einer tugendhaften und vernünftigen Erziehung seyn, die von der sklavischen Erziehung, die man den Menschen in allen Ländern giebt, himmelweit verschieden ist.

Was fehlt also der vollkommenen Glückseligkeit eines Volk, das sich rühmt die glücklichste Verfassung und die größte Freyheit zu haben? Was für Wünsche bleiben einer Nation übrig, in deren Höfen die Reichthümer der ganzen Welt anlangen?

Es mangelt ihr eine vernünftige und großmüthige Erziehung; es fehlen ihr ehrbare Sitten, wahre Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit; mit einem Worte: Neigungen und Eigenschaften, die dem unauslöschlichen Durst nach Reichthum entgegen sind, dem es eigen ist, die edelsten und der Gesellschaft nützlichsten Tugenden gänzlich zu ersticken.

Die Fortsetzung im zweyten und letzten Bande.

diese Freyheit weiter nicht, als in so fern sie ihr Mittel verschaft sich zu bereichern. Freyheit, die gefühlt und erhalten werden soll; verlangt edle, muthige und tugendhafte Menschen; ohne dem artet sie in Ausgelassenheit aus und endigt damit, daß die Nation dem zur Beute wird, der sie am besten bestechen kann. Ein Volk ohne Sitten ist für die Freyheit nicht gemacht; ein gegen andere Völker ungerechtes Volk; ein Volk das für Begierde nach Geld brennt, ein auf Eroberungen ausgehendes Volk; ein Volk das ein Feind der Freyheit eines andern ist; ein auf seine Mitbürger oder Unterthanen eines nämlichen Staats eifersüchtiges Volk, hat keine wahren Begriffe von Freyheit. Wahre Freyheit muß mit der Liebe zur Billigkeit, Menschlichkeit, tiefem und starkem Gefühle der Rechte der Menschheit verbunden seyn. Diese Gesinnungen aber können nur die Frucht einer tugendhaften und vernünftigen Erziehung seyn, die von der sklavischen Erziehung, die man den Menschen in allen Ländern giebt, himmelweit verschieden ist.

Was fehlt also der vollkommenen Glückseligkeit eines Volk, das sich rühmt die glücklichste Verfassung und die größte Freyheit zu haben? Was für Wünsche bleiben einer Nation übrig, in deren Höfen die Reichthümer der ganzen Welt anlangen?

Es mangelt ihr eine vernünftige und großmüthige Erziehung; es fehlen ihr ehrbare Sitten, wahre Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit; mit einem Worte: Neigungen und Eigenschaften, die dem unauslöschlichen Durst nach Reichthum entgegen sind, dem es eigen ist, die edelsten und der Gesellschaft nützlichsten Tugenden gänzlich zu ersticken.

Die Fortsetzung im zweyten und letzten Bande.

diese Freyheit weiter nicht, als in so fern sie ihr Mittel verschaft sich zu bereichern. Freyheit, die gefühlt und erhalten werden soll; verlangt edle, muthige und tugendhafte Menschen; ohne dem artet sie in Ausgelassenheit aus und endigt damit, daß die Nation dem zur Beute wird, der sie am besten bestechen kann. Ein Volk ohne Sitten ist für die Freyheit nicht gemacht; ein gegen andere Völker ungerechtes Volk; ein Volk das für Begierde nach Geld brennt, ein auf Eroberungen ausgehendes Volk; ein Volk das ein Feind der Freyheit eines andern ist; ein auf seine Mitbürger oder Unterthanen eines nämlichen Staats eifersüchtiges Volk, hat keine wahren Begriffe von Freyheit. Wahre Freyheit muß mit der Liebe zur Billigkeit, Menschlichkeit, tiefem und starkem Gefühle der Rechte der Menschheit verbunden seyn. Diese Gesinnungen aber können nur die Frucht einer tugendhaften und vernünftigen Erziehung seyn, die von der sklavischen Erziehung, die man den Menschen in allen Ländern giebt, himmelweit verschieden ist.

Was fehlt also der vollkommenen Glückseligkeit eines Volk, das sich rühmt die glücklichste Verfassung und die größte Freyheit zu haben? Was für Wünsche bleiben einer Nation übrig, in deren Höfen die Reichthümer der ganzen Welt anlangen?

Es mangelt ihr eine vernünftige und großmüthige Erziehung; es fehlen ihr ehrbare Sitten, wahre Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit; mit einem Worte: Neigungen und Eigenschaften, die dem unauslöschlichen Durst nach Reichthum entgegen sind, dem es eigen ist, die edelsten und der Gesellschaft nützlichsten Tugenden gänzlich zu ersticken.

Die Fortsetzung im zweyten und letzten Bande.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holbach, Paul Henri Thiry d', 1723-1789

Geschichte der menschlichen Ausartung und Verschlimmerung durch das gesellschaftliche Leben Eine Schrift, die ehedem durch den Henker zu Paris verbrannt jetzt allen Königen und Priestern zum Frommen herausgegeben worden
Bd.: [1]

Altona (1795)

Pol.g. 358 u-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769189-5
VD18 80372619-001